



Geroldsecker Land

Jahrbuch einer Landschaft

59/2017

Geroldsecker Land

Jahrbuch einer Landschaft

Heft 59

„Katastrophen und Unglücksfälle“



2017 Herausgeber Stadt Lahr
Redaktion und Gestaltung Gabriele Bohnert

OZA 1104, 59.2017 LS
0150

Die Ratte wurde in ihrer kleinen Behausung vom Wiesel belagert und erwartete in beständiger Wachsamkeit ihre Vernichtung. Da kam die Katze hinzu, ergriff das Wiesel und verschlang es auf der Stelle. Die Ratte, ihrem Gotte zutiefst dankbar, und nachdem sie Jupiter einige ihrer Haselnüsse geopfert hatte, kam aus ihrem Loch heraus, um sich ihrer kürzlich verlorenen Freiheit wieder zu bemächtigen, wurde aber dieser und ihres Lebens durch die grausamen Krallen und Zähne der Katze unverzüglich beraubt.

Leonardo da Vinci (1452 - 1519),
italienisches Universalgenie, Maler, Bildhauer, Baumeister, Zeichner
und Naturforscher



Herstellung: Druckhaus Kaufmann, Lahr
Entwurf: Stefanie Reeb
Copyright: Stadt Lahr
ISSN 1614-1407

Foto auf dem Umschlag: Île de Rhinau
Aufnahme: Wolfgang Hoffmann

Inhalt

Zum Geleit	5
<i>Von Oberbürgermeister Dr. Wolfgang G. Müller</i>	
Vineta am Oberrhein: Das versunkene Alt-Rhinau	7
<i>Von Tobias F. Korta</i>	
Orkan Lothar und der Friesenheimer Wald	17
<i>Von Ekkehard Klem</i>	
Unglück bei Napoleons Hochzeit	27
Der Flammentod der Sophie Therese Fürstin von und zu der Leyen, Gräfin zu Hohengeroldseck	
<i>Von Ralf Bernd Herden</i>	
Ottenheim, 2. August 1952	33
Ein Rückblick auf eine verheerende, bis heute unvergessene Brandkatastrophe im ältesten Dorfteil	
<i>Von Martin Frenk</i>	
Großbrand wütete in Ettenheim	43
<i>Von Heidi und Wolfgang Hoffmann</i>	
Großalarm	49
Das Brandunglück im Sägewerk Späth in Friesenheim-Oberweier 1984	
<i>Von Uwe Schellinger</i>	
Nächtlicher Absturz eines Bombers	67
1944 – als der Krieg ins Litschental kam	
<i>Von Erich Krämer</i>	
Das Wunder von Grafenhausen	71
<i>Von Rudi Rest</i>	
Schreckliches Ende eines Geschäftsfluges	75
Flugzeugabsturz im Friesenheimer Wald	
<i>Von Ekkehard Klem</i>	

Fliegerangriffe im Zweiten Weltkrieg auf die Stadt Lahr <i>Von Norbert Klein</i>	83
Eine schreckliche und rätselhafte Fleischvergiftung <i>Von Dr. Walter Caroli</i>	107
„Möge ihre Seele eingebunden sein in das Bündel des Lebens“ Erinnerungen an Prof. Dr. Jenny Dreifuß aus Nonnenweier <i>Von Martin Frenk</i>	115
Das Sandsteinkreuz am Bombach und seine Geschichte <i>Von Edgar Baßler</i>	137
Der Friedensschluss zu Kappel am Rhein im Jahre 1266 <i>Von Tobias F. Korta</i>	141
Zur Geschichte der Wallburger Kirche St. Arbogast (Teil 2) <i>Von Dieter Weis</i>	155
Die nationalsozialistische Machtergreifung auf dem Dorf Ein kleiner Versuch, Geschichte zu „erklären“ <i>Von Thorsten Mietzner</i>	170
Das Gautschen und die kunstvollen Gautschbriefe von Fritz Broßmer Ein alter Buchdruckerbrauch in Ettenheim <i>Von Bernhard Uttenweiler</i>	183
Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	192

Zum Geleit

Von Oberbürgermeister Dr. Wolfgang G. Müller

Katastrophen und Unglücksfälle – kann das ein Thema für das Jahrbuch Geroldsecker Land sein? Als vor etwas mehr als 200 Jahren im April 1815 der Tambora, ein Vulkan im südlichen indonesischen Archipel, ausbrach, waren die Explosionen noch im über 2.600 Kilometer entfernten Sumatra zu hören. Die sich um die ganze Erde verteilenden Aschepartikel sorgten dafür, dass das folgende Jahr 1816 als „Jahr ohne Sommer“ in die Geschichtsbücher einging. Auf Ernteaufschläge auch in Europa folgten Hungersnöte und Wirtschaftskrisen, die wiederum zu Aufständen führten. Auf der anderen Seite brachte die Krise aber auch soziale Veränderung und Fortschritt. Krisen trieben in vielfältigen Bereichen die Forschung voran: die Not machte sprichwörtlich erfinderisch.

Auch in unserer Region, die so beschaulich wirkt, gehören Wasser, Feuer und Sturm zu den Naturgewalten, die sich schnell zu einer Katastrophe ausweiten können. Im Rückblick zeigt sich dann oft noch, dass es auch viel schlimmer hätte kommen können, wenn beispielsweise Benzinlager bei einem Großbrand nicht explodiert sind oder trotz hohem Sachschaden keine Menschen ums Leben kamen. Und manchmal eröffnen sich nach einem Unglück auch ganz neue Perspektiven wie bei der naturnahen Wiederaufforstung nach dem Orkan Lothar. Kriege dagegen sind von Menschen gemacht, und Unglücksfälle wie ein Flugzeugabsturz machen uns betroffen und voller Mitgefühl mit den Opfern. Solidarität, Engagement und auch der Mut einzelner stellen hier den Gegenpol dar.

Einzelschicksale, Unglücksfälle, die sich zur persönlichen Katastrophe ausweiten, lassen einen wiederum oft ratlos oder zornig werden. Dabei sollten wir nicht vergessen, dass Katastrophe im eigentlichen Wortsinn „Umwendung“ bedeutet. Und meist sorgt eine Katastrophe für eine Wende in unserer Handlungsweise. Dennoch, Katastrophen und Krisen geraten schnell in Vergessenheit und wir kehren nach nur kurzem Verweilen zu alltäglichen Gepflogenheiten zurück.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen bei der Lektüre des neuen Jahrbuchs Geroldsecker Land nachdenkliche und anregende Stunden – ohne Katastrophen und Unglücksfälle.



Dieser Stich aus Matthäus Merians „Topographia Alsatiae“ (in: Topographia Germaniae) aus dem Jahr 1660 zeigt die vom Rhein stehen gelassene ostseitige Hälfte von Neuenburg mit Resten des einst stattlichen Münsters, das zwar dem Magdalenen-Hochwasser von 1480 getrotzt hatte, aber durch zunehmende Erosion im Jahre 1525 zusammenstürzte.

Vineta am Oberrhein: Das versunkene Alt-Rhinau ✓

Von Tobias F. Korta

Für die größten Naturkatastrophen in der zwischen Schwarzwald und Vogesen liegenden Tiefebene war abgesehen von einzelnen starken Erdbeben¹ stets der Rhein verantwortlich. Er war der prägende Gestalter dieser Landschaft, bevor Tulla ihn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in ein festes Bett zwang. Wenn er auch meist friedlich dahin mäanderte, so konnte er sich bei Hochwasser mit brachialer Gewalt über die mehrere Kilometer breiten Flussauen hinaus ausdehnen und der Niederterrasse hie und da nicht nur fruchtbaren Ackerboden entreißen sondern auch auf dem Hochufer liegende Ortschaften oder Teile davon hinwegspülen. Und war das Hochwasser wieder zurückgegangen, blieb meist ein neues Labyrinth an Gießen und Inseln zurück, während der Hauptstrom mit seinem Talweg als tiefster Stelle in einem immer neuen Bett dahinfloss. Man kann es sich heute kaum mehr vorstellen, dass der Rhein Jahrhunderte lang auf der Ostseite des Breisacher Burgbergs geflossen ist. Der schon für die Römer bedeutsame Ort wird noch im zehnten Jahrhundert ein „oppidum Alsatie“ genannt und befand sich auch lange Zeit in einer Insellage.² Erst bei einem schweren Hochwasser im Jahre 1295 verlagerte sich der Rhein westwärts, sodass sich die Stadt seither vollständig an seinem rechten Flussufer befindet.³ Viel stärker noch als für Breisach bedeutete der Rhein für das weniger geschützt liegende Neuenburg Wohl, aber auch Wehe. Die vor allem durch den Rheinhandel aufgeblühte Zähringergründung Neuenburg wurde vom sogenannten Magdalenen-Hochwasser im Jahre 1480 zur Hälfte weggerissen.

¹ Erdbeben, die bis in die Ortenau Häuser und Kirchen einstürzen ließen und großen Schaden anrichteten, waren das Basler Erdbeben vom 13. Oktober 1356, das Unterwalden-Erdbeben vom 18. September 1601 (Dieter ORTLAM, Die keltisch-gälische Christianisierung der nördlichen Ortenau (BW) und das Starkbeben von 1601. Neue

historische und geowissenschaftliche Erkenntnisse; Internetpublikation: www.dr-ortlam.de/pdfs/Klauskirchl%20Achern.pdf, Erst-Publikation: 2009; Fassung: 01/2016, abgerufen am 17.04.2016) und das Beben vom 3. August 1728 (Dr. Karl OBSER, Das Erdbeben von 1728. In: Die Ortenau 6/7 (1919/1920), S. 95 f.).

² Johann Baptist FERDINAND, Schicksal am Strom. In: DERS., Neue Miscellen aus Heimat und Landschaft, Bd. 1 (1949-1954), Ettenheim 1959, S. 61-62, 61.

³ Eugène KARLESKIND. Die Rhein-Überschwemmungen bei Rheinau. In: *Annuaire de la Société historique, littéraire et scientifique du Club Vosgien*, N.S. 5 (1938), S. 105-117, 106.

Auch im „Geroldsecker Land“ führten Rhein-Überschwemmungen für die Menschen zu Katastrophen. So ist im Jahre 1508 Ottenheims ursprünglicher Dorfteil, Alt-Ottenheim, mit der älteren der beiden damaligen Kirchen, St. Johannes, im Rhein versunken. Und auch in Wittenweier wurde nach wiederholten Überschwemmungen im 18. Jahrhundert Kirche, Pfarrhaus und ein gut Teil des Dorfes an seinem bisherigen Ostrand neu aufgebaut.⁴ Der spurlose Untergang des mittelalterlichen Rhinau gibt uns allerdings das größte Rätsel auf. Damit ist nicht das vom deutschen Granatbeschuss im Zweiten Weltkrieg weitgehend zerstörte Rhinau gemeint, dessen ältestes Bauwerk der verbliebene spätgotische Chor der im Jahre 1540 erbauten Kirche St. Nikolaus und St. Michael ist. Das heutige Rhinau wurde im nordwestlichen Teil seiner Gemarkung in einiger Entfernung vom Rhein erbaut, nachdem Alt-Rhinau⁵ bei einem schweren Hochwasser im Jahre 1512 im Fluss verschwand.

⁴ Wendelin IRSLINGER, Artikel „Schwanau“. In: www.mortenaue.de (abgerufen am 17.04.2016).

⁵ Ausgehend vom heutigen Namen der Stadt nutze ich die Bezeichnung Alt-Rhinau für ihren mittelalterlichen Vorläufer, dies kommt ihrer Bezeichnung in Quellen und der örtlichen Mundart („Rhinäü“) sehr nahe.



Chor der vom Straßburger Bischof Wilhelm III. 1540 erbauten Kirche St. Nikolaus und St. Michael.



Was wissen wir über Alt-Rhinau? Der elsässische Herzog Adalbert habe es dem Straßburger Frauenkloster St. Stephan geschenkt, was eine allerdings Mitte des 12. Jahrhunderts gefälschte Urkunde belegen soll, die Kaiser Lothar I. im Jahre 845 zugeschrieben wurde.⁶ Rhinau muss dann, wohl im Jahre 1003, als König Heinrich II. das Kloster an Bischof Werner übertrug, in den Besitz des Straßburger Hochstifts gelangt sein. Im Mittelpunkt der Ansiedlung dürfte ein bischöflicher Dinghof gestanden haben, der um 1350 bezeugt ist, und dessen Dinghofkirche. Aus ihr entwickelte sich später die Pfarrkirche St. Nikolaus, die 1264 erwähnt ist.⁷ Noch vor der Mitte des 12. Jahrhunderts muss eine Burg entstanden sein, „*Schnockenowe*“, später auch „*sloß Rinowe*“ genannt, die dem Bischof zur Sicherung des Rheinübergangs oder der Kontrolle des Rheinhandels gedient haben könnte, möglicherweise als Zollburg. Vasallen des Bischofs dürften mit dieser Aufgabe betraut und mit Burg und Dorf belehnt worden sein. Zu ihnen gehörte sehr wahrscheinlich der Edelfreie Ulrich von Rheinau, der im Jahr 1155 Kaiser Barbarossa auf dessen ersten Italienzug begleitete und bei der Belagerung von Tortona schwer verletzt wurde und starb.⁸ Im Jahr 1219 war Rheinau mit Kappel

⁶ Wilhelm WIEGAND, Urkundenbuch der Stadt Straßburg, Bd. 1, Straßburg 1879, Nr. 25, S. 19. Zur Einschätzung der Urkunde als Fälschung vgl. Johannes FRITZ, Ist die Urkunde Lothars I. von 845 für St. Stephan in Straßburg eine Fälschung? In: ZGORh 45 (1891), S. 663-674, sowie Wieland WIEGAND, Die ältesten Urkunden für St. Stephan in Straßburg. In: ZGORh 48 (NF 9, 1894), S. 389-342.

⁷ Médard BARTH, Artikel „Rheinau“. In: DERS., Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter, Straßburg 1960-63, Sp. 1115-1120, 1115. Kirche und Nikolaus-Patronat von Alt-Rhinau, ebenso wie das in Trisloch, der nördlich von Kappel im 16. Jahrhundert abgegangenen und vielleicht ursprünglich keltischen Siedlung, könnten auf das Honauer Schottenkloster zurückgehen. Dieses war mit dem Frauenkonvent St. Stephan durch dessen Vereh-

rung der hl. Brigida von Kilare, der „Mutter Gottes von Irland“, eng verbunden und besaß eine bedeutende Schädelreliquie der Brigida. Honau war ebenfalls in Rhinau und Kappel begütert (u.a. St. Brigiden-Lehensfeld in Kappel) und schon in der nördlichen Ortenau für die Missionierung und die ersten Kirchen und Kapellen verantwortlich (in Honau, Hausgereut, Nieder-Freistett, Gamshurst, Achern, Renchen und ehemals Kappelrodeck), die alle dem hl. Nikolaus geweiht sind (vgl. ORTLAM, a.a.O.). Dazu kommt, dass der Vorläufer des Honauer Klosters ein auf den heiligen Fridolin zurückgehendes Schottenkloster in Straßburg gewesen sein und Fridolin der Sage nach auch in Alt-Rhinau und Kappel gewirkt haben soll. Diese engen Bindungen nach Alt-Rhinau und Kappel mögen auch mit ein Grund gewesen sein, das im 12.

Jahrhundert in ein Domherrenstift umgewandelte Schottenkloster nach einem schweren Rheinhochwasser im Jahr 1290 von Honau nach Alt-Rhinau zu verlegen.

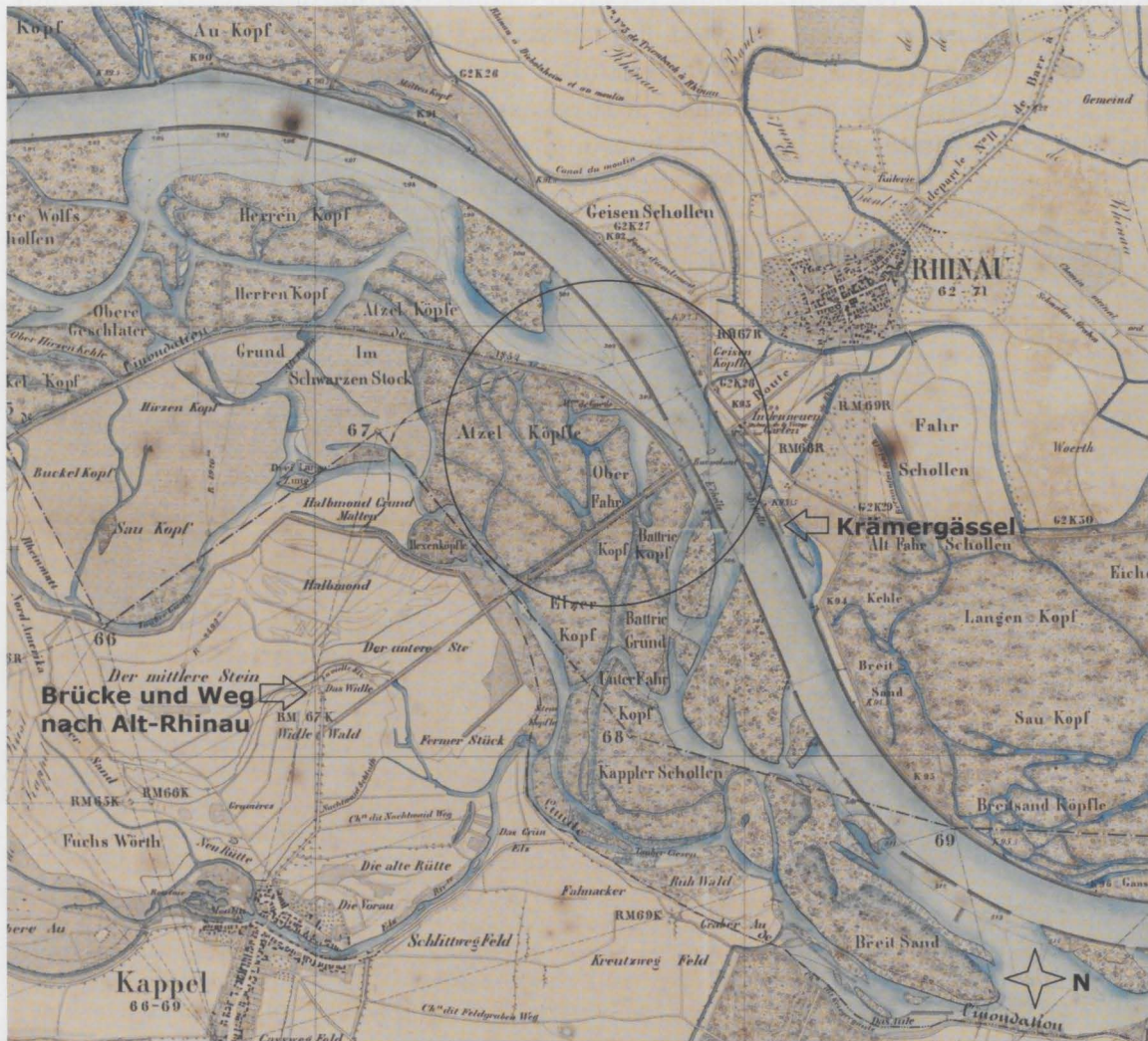
⁸ „Der Edelfreie Ulrich von Rheinau vertraut schwer verwundet (sagitta transfixus) und kurz vor seinem Tod Friedrich seinen letzten Willen an. Er verfügt, daß sein Allod zu Kinsheim (Cuoningsheim) dem Kloster Ebersheim übertragen werden soll, und äußert den Wunsch, daselbst Mönch zu werden, worauf ihn Abt Markward von Fulda einkleidet und ihm die Tonsur erteilt. Nach seinem Tod wird er auf Befehl Friedrichs nach Ebersheim überführt.“ (RI IV,2,1 n. 281. In: Regesta Imperii Online, URI: http://www.regesta-imperii.de/id/1155-02-00_1_0_4_2_1_281_281 (abgerufen am 21.04.2016)).

(„*oppidi Rinowe et ville Capele*“) an Anselm von Rhinau verliehen, der als königlicher Stadtvogt das Bannrecht in Straßburg ausübte.⁹ Das Lehen gehörte zur Ausstattung des Amtes, das – da der Bischof das Vorschlagsrecht hatte – immer von einem seiner wichtigsten Ministerialen besetzt war.

⁹ Wilhelm WIEGAND, Urkundenbuch der Stadt Straßburg. Erster Band, Straßburg 1879, S. 142-145.

Nach Anselms Tod im Jahre 1220, fiel das Lehen zwar an den Bischof zurück, wurde aber dann neben anderen bischöflichen Besitzungen von Staufer-Kaiser Friedrich II. als früheres Hausgut beansprucht, bis der Streit schließlich im Jahre 1236 durch einen Vergleich beigelegt und Alt-Rhinau dem Bischof zugesprochen wurde. Und an dem Vergleich war diesem bestimmt sehr gelegen. Denn zwischenzeitlich hatte er Alt-Rhinau im Jahre 1223 die Stadtrechte verliehen, ließ

Vermutete Lage Alt-Rhinaus auf einer Rheingrenzkarte des Jahres 1863, die schon den heutigen Rheinverlauf erkennen lässt.



eine Stadtmauer errichten und den Ort systematisch ausbauen. Da der Bischof in Straßburg allmählich die Macht an die Bürgerschaft verlor, strebte er wohl danach, einen neuen, eigenen Handelsplatz zu schaffen – sicherlich nach dem Vorbild von Neuenburg –, um vom inzwischen regen Rheinhandel zu profitieren. Zugleich lag Alt-Rhinau für ihn verkehrsgünstig, da der dortige Rheinübergang eine gute Verbindung zwischen den links- und den rechtsrheinischen bischöflichen Besitzungen südlich von Straßburg darstellte. Unter diesem Vorzeichen blühte Alt-Rhinau außergewöhnlich schnell auf, überflügelte bis Mitte des 14. Jahrhunderts Benfeld, Erstein und Marckolsheim und wuchs zur größten Stadt zwischen Schlettstadt und Straßburg heran.¹⁰

Wie dürfen wir uns Alt-Rhinau vorstellen? Der Hauptstrom des Rheines muss Mitte des 13. Jahrhunderts und wohl auch noch im 14. Jahrhundert zwischen Alt-Rhinau und Kappel, dann aber nach einem Hochwasser im Jahre 1398 westlich des mittelalterlichen Rhinau geflossen sein.¹¹ Die Stadt lag vermutlich auf einer oder mehreren Rheininseln im Bereich der heutigen Gewanne „Krämergässel“ und „Atzelkopf“.¹² Der ältere Teil, wohl mit dem bischöflichen Dinghof, der Pfarrkirche St. Nikolaus und der Burg bzw. dem Schloss lag eher nord-westlich.¹³ Er dürfte wohl im Bereich der heutigen Fähre gelegen haben. Der neuere Teil schloss sich wohl nach Süd-Osten hin an – wohl im Bereich des heutigen Gewanns Atzelkopf. Dazwischen floss ein Gießen, über den es in einer alten Grenzbeschreibung heißt: *„Der burggiessen, der den burgbann scheidet, fangt an der Fären an dem hag, undt ziehet hinab durch die habbruck da das guetliegthaus stehet. Vor der rutaw in der Zwisthandt der Rutawsendel undt die Westmatten bis in den ritaw-ringiessen.“*¹⁴ Neben der Habbruck spannte weiter oben

¹⁰ Bernhard METZ, Essai sur la hiérarchie des villes médiévales d'Alsace (1250-1350). Zweiter Teil. In: *Revue d'Alsace* 134 (2008), S. 129-167.

¹¹ Wann der Hauptstrom des Rheins östlich oder westlich von Rhinau geflossen ist, darauf deutet die wechselnde Lagebezeichnung von Kappel hin: „an deme Rhine“ (1266) oder „prope Rinowe“ (1400), „prope Rinaw“ (1508/09), 1541 fließt der Rhein

unmittelbar vor Kappel, später wieder in einiger Entfernung von dem Ort, der in der Folge dann stets „prope Rhenum“ hieß.

¹² Eugène KARLESKIND, Zur Geschichte der Rheinüberfahrt bei Rheinau. In: *Elsassland, Lothringer Heimat* 17 (1937), S. 299-308, 300. DERS., Rhein-Überschwemmungen bei Rheinau, a.a.O., S. 107.

¹³ KARLESKIND, Die Rhein-Über-

schwemmungen bei Rheinau. a.a.O., ebd.

¹⁴ Nach KARLESKIND, Die Rhein-Überschwemmungen bei Rheinau, ebd. Wenn mit dem „Guetliegthaus“ ein Gutleuthaus für Leprakranke gemeint ist, dann dürfte es ganz am unteren Ende des Burggiessens und dort schon außerhalb der Stadtmauer gelegen haben, wie das in Städten des Hochmittelalters üblich war.

wohl auch die 1294 belegte „*Merketbruke*“ über den Burggiessen. Den Händlern stand 1294 aber auch eine Laube zur Verfügung, 1345 haben die Tuchhändler und die Metzger je eigene Lauben. Alt-Rhinau hatte offenbar auch einen Hafen, ganz sicherlich aber einen Zoll – vermutlich auch, um das Fähr-Geld einzuziehen. Juden lebten in der Stadt. Es gab eine städtische Schule, später auch ein Stiftsschule, ebenso wie ein öffentliches Bad.¹⁵ Die Stadt lag in der Verwaltung des Stadtvogtes und des Rats. Als Wappen und Siegel führt die Stadt – bis heute – das damalige Siegel des Bischofs und Domkapitels mit der Jungfrau Maria, die auf einem Thron sitzt und in der rechten Hand ein Zepter (in Rhinau eine rote Rose), in der linken eine Weltkugel und auf ihrem Schoß das Jesuskind hält.¹⁶

Einige Orden waren in Alt-Rhinau vertreten: Zuerst richteten die Johanniter eine Kommende in der Stadt ein, ein Ableger der Komturei von Dorlisheim. Sie unterhielten ein Spital, das 1264 erstmals nachgewiesen ist. Auch wenn „*das hus zu Rinowe*“ 1371 der Straßburger Johanniter-Kommende „Zum grünen Wörth“ überlassen wurde,¹⁸ besaßen die Johanniter in Alt-Rhinau, Friesenheim/Elsaß, Diebolsheim und Kappel umfangreiche Güter. Auch ein Hof der Templer in Alt-Rhinau kam nach Auflösung des Ordens an die Johanniter. 1345 kam es offenbar zur Gründung eines weiteren Spitals, des St.-Bartholomäus-Hospitals. Nach dem Statutenbuch aus dem Jahr 1446 lag dieses „*ledratheim*“ unweit des Gewannes „Hag“, in dessen Nähe sich auch das heutige Spital befindet.¹⁹ Dieses zweite Spital muss sich wohl außerhalb des älteren Stadtteils, der an die „*Fären an dem hag*“ grenzte, in der 1371 erwähnten Vorstadt befunden haben. Es blieb daher wohl von den schweren Überschwemmungen der Jahre 1398 und 1406, wir kommen noch dazu, weitgehend verschont. Und es muss, als die Johanniter 1406 ihr eigenes Spital in den Fluten des Rheins verloren, offenbar von diesen weitergeführt worden sein. Zwischen 1290 und 1292 wurde das im 12. Jahrhundert in ein Domherrenstift umgewandelte ehemalige Schottenkloster St. Michael von der Rheininsel Honau nach Alt-Rhinau verlegt. An seinem bisherigen Standort wurde es durch ein Hochwasser schwer in Mitleidenschaft gezogen. Der Umzug nach Alt-Rhinau führte auch dazu, dass mit der 1294 eingeweihten Stiftskirche St. Michael nun zwei Kirchen in der Stadt vorhanden waren. Darüber hinaus bestand noch eine Marienkapelle und ein Inklusenhaus „*in suburbio*“, d. h. in der Vorstadt.²⁰ Schließlich unterhielten auch noch die Franziskaner und die Dominikaner aus Schlettstadt Herbergen in Alt-Rhinau.²¹

¹⁵ METZ, a.a.O.

¹⁶ Das Gleiche Siegel übernahm zu Beginn des 13. Jahrhunderts auch die Stadt Straßburg von Bischof und Domkapitel, und, weil sie auch die Patronin Straßburgs war, wurde dieses Bild der Gottesmutter noch bis ins 19. Jahrhundert auf der Stadtfahne geführt.

¹⁷ Eugène KARLESKIND, Vom Lochen und von alten Grenzsteinen im Rheingebiet. In: Elsassland, Lothringer Heimat 15 (1935), S. 337-340, 338.

¹⁸ BARTH, a.a.O., Sp. 1119.

¹⁹ KARLESKIND, Die Rhein-Überschwemmungen bei Rhin-au, a.a.O., S. 107.

²⁰ BARTH, a.a.O., Sp. 1115, 1117.

²¹ METZ, a.a.O.

Der Untergang der Stadt vollzog sich in Etappen. Im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts hatte der Rhein zwischen dem heutigen Rhinauer Klosterweg und den Atzelköpfen einen immer breiteren Gießen gebildet und dadurch Alt-Rhinau von seiner Vorstadt beim „Hag“ mehr und mehr getrennt.²² Das schwere Hochwasser im Jahre 1398 riss den älteren nord-westlich gelegenen Stadtteil mit sich. Mit unter gingen wohl auch der dort gelegene bischöfliche Dinghof und die Pfarrkirche der Stadt, denn die offensichtlich verschont gebliebene Stiftskirche St. Michael führte fortan auch das Nikolaus-Patrozinium mit. Das Domherrenstift mag daher von dem Hochwasser vielleicht weniger stark oder gar nicht betroffen gewesen sein. Das spricht dafür, dass es nicht im älteren sondern vielmehr im neueren, weiter süd-östlich gelegenen Teil der Stadt gelegen hat. Dennoch mag diese gewaltige Katastrophe Grund genug gewesen sein, das Stift nach nur rund hundert Jahren erneut – und nun nach Alt-Sankt-Peter ins sichere Straßburg – zu verlegen mit samt der Reliquien, dem Grab des hl. Amandus, der Leichname der frühen Honauer Abtbischöfe und dem Haupt der hl. Brigida. Stöber zitiert in seinen „Sagen des Elsasses“ den zeitgenössischen Straßburger Geschichtsschreiber Jacob Twinger von Königshofen, der damals Kanoniker am Thomasstift war und das Unglück als Gottesstrafe über die im Vergleich zu den Schottenmönchen wenig bescheiden lebenden Domherren auslegte: *„Donoch aber über vil jor also men zalte noch Gottes geburte Mcc und lxxxij. [1292] jor. do as der Rin dasselbe Closter und stiftt gerwe (ganz) abe. und wart von Honowe gezogen gein Rinowe wo dasselbe stift und dumherren nu sint. und tut in der Rin aber gar we und het ein gros teil von der stat gessen und isset in kurtzer zit gerwe abe, das villichte nüt geschehe, werent sü selige münch blieben also ir vordern.“*²³

²² KARLESKIND, Die Rhein-Überschwemmungen bei Rhin-au, a.a.O., S. 107.

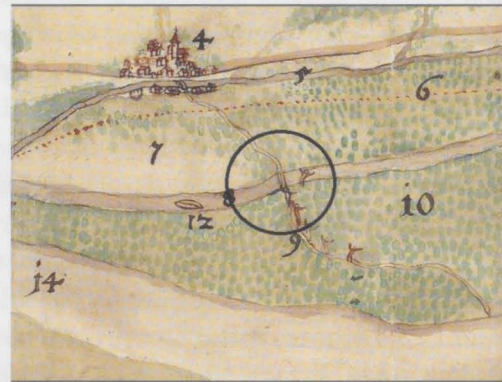
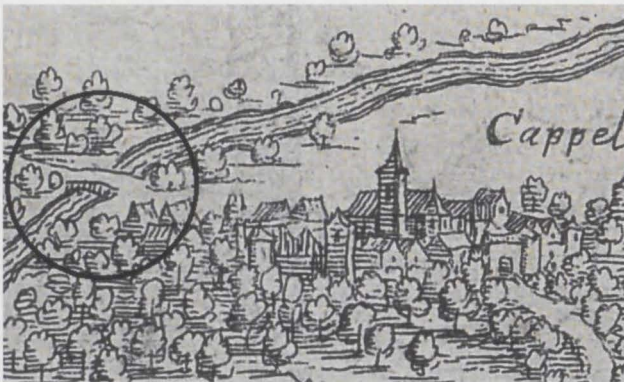
²³ Zitiert nach August STÖBER, Die Sagen des Elsasses, St. Gallen 1858 (Nachdruck, Lindlar 1979), S. 141.

Mit dem Hochwasser von 1398 war die kurze „goldene Zeit“ von Alt-Rhinau auch schon wieder vorbei. Das Bild, das sich damals von der Stadt bot, war wohl dem eingangs von Neuenburg gezeigten vergleichbar. Alt-Rhinau benötigte sicherlich nicht wenige Jahre, wenn nicht Jahrzehnte, um sich von dieser Katastrophe halbwegs zu erholen. Dazu kamen weitere Rückschläge wie das Hochwasser von 1406, nicht einmal zehn Jahre später, als dann noch das Spital und weitere Gebäude mit anliegenden Besitzungen der Johanniter und ebenso die Burg bzw. das Schloss Schnockenowe vom Rhein zerstört wurden. Immer wieder wird der Rhein bedrohlich angeschwollen und über die Ufer getreten sein, um dann sein zerstörerisches Werk aufs Neue zu beginnen. Und so versanken schließlich im Jahre

1512 auch sämtliche Reste der einst stolzen Stadt Alt-Rhinau in den Fluten. Wieviele Menschen bei diesen verheerenden Katastrophen umkamen, weil ihnen der Fluchtweg genommen war inmitten der überschwemmten Rheinauen, darüber hüllen sich die historischen Quellen in Schweigen.

Auch wenn wir aufgrund der zahlreichen Überlieferungen eine gute Vorstellung von Alt-Rhinau haben, ist von dieser einst relativ großen und reich entwickelten Stadt heute keine Spur mehr zu finden. Es scheint, als habe sie nie existiert. Ein Vineta am Oberrhein – mit dem einen Unterschied, dass Alt-Rhinau keine bloße Sage ist. Der Rhein hat die Stadt vollständig geschluckt, sodass der letzte wirklich sichtbare Hinweis auf ihr Bestehen der von Kappel her führende und am Taubergießen endende Weg nach Alt-Rhinau mit der lange Zeit noch befahrbaren Brücke über die „Alte Elz“ gewesen sein mag.

Dreimal noch, so finden sich Berichte in der Literatur, entblößte der Rhein bei äußerstem Niedrigwasser einige Ruinen: 1749, 1858 und 1882. Stöber führt in den „Sagen des Elsasses“ über „das versunkene Kloster zu Rheinau“ aus: „noch im Jahr 1749, sah man bei niedrigem Wasserstande die Gemäuer, Thür- und Festergestelle und Thürmlein emporragen“ und ergänzt, das Interesse der Leser für das



Die Brücke und der Weg nach Alt-Rhinau aus der Zeit vor der Katastrophe von 1512, als Kappel noch „prope Rinowe“ hieß: auf dem Merian-Stich zur Schlacht von Wittenweier 1638, auf einer Jagdkarte „Darstellung des ganzen Amts Ettenheim“ von 1670 und auf einer Rheingrenzkarte aus dem Jahr 1828.

Geheimnisvolle und Mystische ansprechend: „Und noch jetzt sollen zu nächtlicher Zeit lange Züge von geisterhaften Mönchen, Bußliedern singend, am Ufer des Flusses hinwandeln.“²⁴ Ein in besonderem Maße belastbares Zeugnis aber stammt aus dem Jahre 1858: Dem Bericht des Rheinauer „Maires“ Schwab zufolge wurden acht Mauern gesehen, von denen die größte sechs Meter lang war, über ein Meter aus dem Wasser lugte und noch mehr als zwei Meter unter Wasser ins Sediment führte, sodass ihre dortige Stärke nicht genau bestimmt werden konnte.²⁵ Die Mauerreste sollen sich „in der rechten Rheingabel an der Spitze der bewaldeten Rheininsel ‚Atzelkopf‘ (‚Rollersgrund‘)“ befunden haben, seien aber bereits in den 1930er Jahren „vollständig versandet und nicht mehr sichtbar“ gewesen.²⁶ Offenbar waren das aber noch nicht die letzten Spuren des mittelalterlichen Rhinau, wie der Karlsruher Landgerichtsdirektor Johann Baptist Ferdinand, ein ausgewiesener Kenner der Geschichte Ettenheims und seines Umlands, im Jahr 1951 bezeugt: „und zur Sommerzeit kann es einem Schwimmer in den Altrheingewässern bei Kappel leicht passieren, daß er unter Wasser plötzlich auf altes Gemäuer stößt. Wie ich bei zuverlässigen Zeiten festgestellt habe, sind nämlich unter Wasser noch solche Überreste von dem früheren rechtsrheinischen Rheinau vorhanden.“²⁷

²⁴ STÖBER, ebd.

²⁵ Antoine RINGEISEN, Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace 2 (1857/1858), S. 219.]

²⁶ KARLESKIND, Die Rhein-Überschwemmungen bei Rhein-
au, a.a.O., S. 106.

²⁷ FERDINAND, a.a.O., S. 62 f.



Das Bild zeigt den Friesenheimer Gemarkungsgrenzstein aus dem Jahre 1778 an der Gemarkungsgrenze zu Oberschopfheim auf der „Lohebene“. Der Wald wurde in dieser Abteilung durch den Orkan komplett zerstört.
Aufn.: Konrad Röderer, Friesenheim, 19.09.2000.

Orkan Lothar und der Friesenheimer Wald ✓

Von Ekkehard Klem

Durch die Gemeindereform der Jahre 1972-1975 wurden mit den Ortschaften auch die Gemeindewaldungen von Friesenheim, Heiligenzell, Oberschopfheim, Oberweier und Schuttern zu einem Waldverband vereinigt. Die Waldbewirtschaftung erfolgte nunmehr aus einer Hand unter dem Namen: Revier Friesenheim. Der Friesenheimer Gemeindewald ist, unter Beibehaltung der vorhandenen historischen Grenzen, in insgesamt fünf Distrikte aufgeteilt: Distrikt I Oberschopfheimer Wald mit 20 Abteilungen, Distrikt II Friesenheimer Wald mit 28 Abteilungen, Distrikt III Oberweierer Wald mit 16 Abteilungen, Distrikt IV Schutterner Wald mit 17 Abteilungen und Distrikt V Heiligenzeller Wald mit 14 Abteilungen.

Alle Abteilungen haben neben Nummern auch Namen, die sich meistens nach der Lage, Überlieferungen oder Ereignissen richten.¹ Auch die Wege im Wald haben alle Namen, die sich meistens auf die Abteilungsamen beziehen. Im Friesenheimer Wald gibt es sogar einen „Katastrophenweg“. Der Name stammt aus der Zeit nach 1945 und wurde als Ersatznamen für den „Adolf-Hitler-Weg“ genommen. Von der Gesamtwaldfläche mit 1.637,7 ha werden von der Gesamtgemeinde Friesenheim 1.424,7 ha als Eigentümerin selbst bewirtschaftet. Die Restfläche ist Staatswald.

Wald- und Eigentumsherren des heutigen Friesenheimer Waldes waren bis zur Säkularisierung im Jahre 1806 die Markgrafen von Baden und das Kloster Schuttern. Nutzungsberechtigte Mitgenossen waren jedoch auch die vier Gemeinden Friesenheim, Heiligenzell, Oberweier und Schuttern sowie die fünf Geroldsecker Höfe im Ge-reut und im Giesen. Das Haus Baden wurde durch die Verstaatlichung Alleineigentümer. Das in der Waldordnung von 1631 verbriefte Nutzungsrecht aller Mitgenossen musste von den Gemeinden im Jahre 1807 neu vom Hause Baden eingefordert werden und führte zu einem Teilungsvertrag und einer Waldneuordnung. Es entstanden die heute noch gültigen Distriktgrenzen.

Die Forsthoheit, das Jagdrecht und die Anteile der Geroldsecker Bauern wurden nicht aus der Herrschaftshand gegeben. Dieser Einbehalt führte dazu, dass der Staat auf Gemarkung Friesenheim auch heute

¹ Forstdirektion Freiburg, Forstkar-te Gemeindewald Friesenheim, Stand 01.03.1988.

noch Wald besitzt. Das Jagdrecht liegt heute jedoch beim Grundstückseigentümer.²

Der Orkan Lothar

Lothar ist der Name eines Orkans, der am zweiten Weihnachtsfeiertag, dem 26.12.1999, über Westeuropa hinweg fegte. Das Unwetter ging auch unter der Bezeichnung „Der Weihnachtsorkan 1999“ in die Wetter-Geschichte ein. Das Orkantief überquerte Frankreich, erreichte gegen 11.00 Uhr den Rheingraben und überzog zwei Stunden später ganz Baden-Württemberg.

Der Begriff „Orkan“ wird in der Windstärkeskala als Bezeichnung für Windgeschwindigkeiten von 64 Knoten (118 km/h) oder mehr verwendet. Man spricht jedoch erst dann von einem „Orkan“, wenn der Wind über einen Zeitraum von mindestens 10 Minuten mit mindestens dieser Geschwindigkeit weht.³ Auf dem Feldberg wurden am 26.12.1999 212 km/h und auf der Wetterstation auf dem Lahrer Flugplatz 144 km/h Windgeschwindigkeit gemessen.

Zum Zeitpunkt des Weihnachtsorkans 1999 wurde der Gemeindefriedhof Friesenheim, mit seiner Gesamtfläche von 1.425 ha, durch die beiden Revierleiter Gerhard Althausen und Christian Junele betreut. Förster Gerhard Althausen konnte von seiner Wohnung aus sehen, wie die Bäume umknickten, zerbrachen und umgeweht wurden. Förster Christian Junele war mit seiner Familie im Lahrer Hallenbad

² Emil ELL, Der Friesenheimer Hochwald. In: Der Altvater, Beilage der Lahrer Zeitung, 1958.

³ Deutscher Wetterdienst: www.dwd.de – Wetterlexikon.



Ein Schadensbild aus dem Friesenheimer Wald. Der Nadelholzbestand liegt nahezu komplett am Boden.
Aufn.: Ekkehard Klem, Friesenheim, 2001

und konnte auf der Heimfahrt die umfallenden Bäume in seinem Revier beobachten. Beiden Förstern war sofort klar, dass sie sich mit der Bewältigung einer Katastrophe auseinanderzusetzen hatten und dass der entstandene Schaden mit eigenen Kräften nicht zu bewältigen war.

Die Gemeinde Friesenheim musste bereits am 05.01.2000 eine Umfrage der Forstkammer Baden-Württemberg bezüglich der Schadenshöhe beantworten. Als Schadfläche wurden 800 ha mit 400 ha Kahlfläche gemeldet. Der Schadholzanfall wurde auf 200.000 bis 250.000 fm geschätzt, man ging von einem Einschlag von insgesamt 25 Jahren aus. Geschätzt wurde auch die Art des Schadens. Die Anzahl der verwertbaren Baumstämme wurden auf 700.000 bis 800.000 Stück geschätzt. Der Anteil des Wurffholzes wurde auf 80% geschätzt, 20% galt als Bruchholz. Wenn man diese gemeldeten Zahlen mit dem Ergebnis der Endabrechnung vergleicht, muss man den beiden Friesenheimer Revierbeamten ein großes Kompliment machen, sie lagen mit ihrer Erstaufnahme des Schadens nahezu auf dem Punkt.⁴

⁴ Schadensmeldung des Bürgermeisteramtes Friesenheim vom 05.01.2000 an die Forstkammer Baden-Württemberg

Mit fast 30 Forstunternehmen mussten Werkverträge zur Aufbereitung des Sturmholzes abgeschlossen werden. Hochmoderne Vollernter und auch etwas in die Jahre gekommene Forstmaschinen waren im Einsatz, um die riesigen Holzmengen aufzubereiten und verladbar an die Abfuhrwege zu bringen. Zeitweise waren im Wald über 100 Waldarbeiter aus fünf Nationen im Einsatz. Bezahlt wurden die Unternehmer nach der aufbereiteten Holzmenge. Beim umgeworfenen Laubholz begann ein Wettlauf mit der Zeit, die Buchen mussten vor dem Frühjahrsaustrieb von der Wurzel genommen werden. Zur Verstärkung und Unterstützung der Revierleiter wurden von der Gemeinde befristet bis zu fünf Förster eingestellt, u.a. Tom Jacob, André Guiard und Albrecht Wetekam. Ihre Aufgabe war es, das aufbereitete Holz aufzunehmen und die Holzlisten für den Verkauf vorzubereiten sowie den Abtransport der Holzmenge zu überwachen. Große Unterstützung kam auch von der Forstverwaltung Graf von Westphalen, Meschede. Die Forstverwaltung Friesenheim betreut den Privatwald des Grafen von Westphalen im Forstrevier Giesen, Gemarkung Reichenbach. Das Revier grenzt an den Friesenheimer Gemeindewald an.

Anlässlich eines Besuches des CDU-Bundestagsabgeordneten Peter Weiß im Juni 2000 konnte Bürgermeister Armin Roesner bereits berichten, dass die Mitarbeiter im Forst innerhalb von vier Monaten

Bedingt durch den hohen Anfall von Sturmholz wurde im Friesenheimer Gewann „Im See“ ein Nasslager für Tannenholz angelegt. Das Holz wurde durch konstante Beregnung frisch gehalten. Im Winter 2003 verwandelte sich das gelagerte Holz in einen Eisklotz.

Aufn.: Konrad Röderer, Friesenheim, 21.02.2003



rund 25.000 fm Laubholz, also das Zweieinhalbfache eines normalen Jahreshiebes, aufbereitet hätten und das Holz bereits verkauft sei. Ein Teil des Buchenholzes ging hierbei auch nach China. Die Verkaufserlöse wurden jedoch nicht in den laufenden Haushalt übernommen, es erfolgte eine Rücklagenzuführung für Zwecke der Aufforstung und der Instandsetzung des Waldwegenetzes mit einer Länge von 76 km Fahrwegen und 18 km Maschinenwegen.⁵

⁵ Hildegard BRAUN, Antrittsbesuch MdB Peter Weiß bei Bürgermeister Armin Roesner, Lahrer Zeitung vom 14.06.2000.

Weniger Zeitdruck gab es bei der Vermarktung von Nadelstammholz. Im Friesenheimer Gewann „Im See“ wurde ein Nasslager für insgesamt 40.000 fm eingerichtet. Über einen neu geschlagenen Tiefbrunnen konnten die Holzstämme konstant mit Wasser beriebelt und dadurch konserviert werden. Das ehemalige Nasslager dient heute dem Friesenheimer Sägewerk Späth als Holzlagerplatz.

Das Schulprojekt „Mein Baum“

Der durch Orkan Lothar angerichtete Schaden war für den Schulleiter der Haupt- und Realschule Friesenheim, Günter Behre, Anlass, das Waldprojekt „Mein Baum“ ins Leben zu rufen. Sein Ziel war es, bei der Wiederaufforstung des Waldes mitzuhelfen. Zuerst wurde mit den verschiedensten Aktionen Geld gesammelt. Im September 2000 wurde von den Schülern eine Waldfläche geräumt und danach auch neu aufgeforstet.

Im Mai 2001 erstattete Rektor Günter Behre eine Halbzeitbilanz. Das Waldprojekt wurde mit 1.000 Schülerinnen und Schülern gestartet. In 8.000 Arbeitsstunden wurden auf dem Gebiet „Lohebene“ ca. 30.000 Baumsetzlinge gepflanzt. Zuvor wurde die 8 ha große Auf-



Schülerinnen und Schüler der Friesenheimer Schulen im Einsatz in ihrem Schulwald. Zu Beginn der Aktion mussten Pflanzgassen manuell vom Geäst geräumt werden. Das Reisig wurde neben den gepflanzten Setzlingen in Reihen aufgeschichtet und diente gleichzeitig als Schutz der Pflanzreihe.

Aufn.: Werk- und Realschule Friesenheim, Oktober 2000.

Der Schulwald auf der Lohebene ist geräumt. Das Stammholz ist abgefahren, das Reisig ist neben den Pflanzflächen aufgereiht. Die damals 39.000 Setzlinge sind im Jahre 2016 bereits zu Bäumen mit einer Höhe von 4 bis 5 m herangewachsen.

Aufn.: Werk- und Realschule Friesenheim, 2002



forstungsfläche von Resten des Sturmholzes frei geräumt und für die Pflanzung vorbereitet. Als größtes Problem des Projektes erwies sich der Transport der Schulklassen zum Pflanzort. Hier kam jedoch Transporthilfe durch die Bereitschaftspolizei in Lahr, die Feuerwehr Friesenheim und die DLRG-Schuttern. Der schuleigene Kleinbus war im Dauereinsatz für das Projekt.

Nach Abschluss der Pflanzaktion „Mein Baum“ konnte festgestellt werden, dass Schülerinnen und Schüler der Friesenheimer Schulen im Jahr 2000 im Distrikt I, Oberschopfheimer Wald, Abt. 19 Ebene, 8 ha Wald geräumt, mit 39.000 eigenen Bäumen aufgeforstet und in den Folgejahren als „Schulwald“ betreut haben. Das Ergebnis kann sich heute sehen lassen, es ist inzwischen ein stattlicher Jungwald herangewachsen. Aus den Setzlingen wurden inzwischen schon Bäume mit einer Höhe von 4 bis 5 Meter.

Stimmen zum Schulprojekt:

Erwin Teufel, Ministerpräsident von Baden Württemberg:

Wichtig ist es, dass wir gemeinsam alles Mögliche unternehmen, dass die Wunden, die der Orkan verursacht hat, schnell verheilen und schon bald wieder ein gesunder und widerstandsfähiger Wald heranwachsen kann. Mein besonderer Dank und Respekt gilt allen beteiligten Schülerinnen und Schülern, die mit dieser Aktion ein bleibendes Zeichen für den Wiederaufbau des Waldes in ihrer Heimat setzen.

MdL Dr. Walter Caroli, SPD, Lahr:

Der Wald ist Leben und Hoffnung. Ich freue mich über Ihre Aktion und unterstütze sie.

Eugen Götz, Bürgermeister a.D. und Vorsitzender des Vereins Unser Wald e.V. Friesenheim:

Der Wald, über den täglich unsere Blicke schweifen, ist für viele Jahrzehnte zerstört. Die ihm von „Lothar“ zugefügten Wunden werden ihm noch lange als Narben anzusehen sein. Was halten Sie davon, wenn Sie persönlich einen Baum für den Friesenheimer Wald kaufen würden?

Rektor Günter Behre, Friesenheim:

Das Projekt „Mein Baum“ rückte das soziale Lernen stark in den Vordergrund; Gemeinsinn statt Egoismus übten die Schüler von der Grundschule bis zu den Abschlussklassen in beispielhafter Weise, als sie „ihre“ von Lothar zerstörte Waldfläche räumten, bepflanzten und pflegten.⁶

Der Verein „Unser Wald e.V. Friesenheim“

Die Bestürzung der Bevölkerung über den enormen Schaden durch Orkan Lothar war für Bürgermeister Eugen Götz Veranlassung, bei der Bevölkerung nachzufragen, was sie davon hält, persönlich einen Baum für den Friesenheimer Wald zu kaufen. Die Reaktion war enorm, bereits bei der Vereinsgründung am 13.11.2000 waren 35 Personen anwesend, es war bereits ein Startkapital von 105.000 DM an Spenden vorhanden.⁷

Die Vereinsgründung konnte erst 11 Monate nach dem Weihnachtsorkan 1999 erfolgen.

Wegen der bürokratischen und steuerlichen Hürden musste die beabsichtigte Vereinsgründung auf Eis gelegt werden. Finanzminister Gerhard Stratthaus, Chef des Finanzministeriums Baden-Würt-

⁶ Dokumentati-
on „Mein Baum“.
Pflanzaktion der
Friesenheimer
Schulen, Projekt der
Haupt- und Real-
schule Friesenheim,
Juli 2002.

⁷ Vereinsakten
„Unser Wald e.V.
Friesenheim“, Grün-
dungsprotokoll vom
13.11.2000 der 1.
Mitgliederversamm-
lung im Bürgersaal
des Rathauses Frie-
senheim.



Eine der vielen Pflanzaktionen des Vereins „Unser Wald“ e.V. Friesenheim. Es werden Pekannussbäume der Gattung Hickory gepflanzt.

Aufn.: Ekkehard Klem, Friesenheim, 2015

temberg, musste erst prüfen lassen, ob ein Forstbetrieb überhaupt gemeinnützige Spenden annehmen kann. Die erlösende Nachricht wurde am 25.10.2000 vom Finanzamt Lahr übermittelt. Für die eingesammelten Spenden konnten nunmehr Spendenbescheinigungen ausgestellt werden. Das Finanzministerium hatte festgestellt, dass die zur Beseitigung der Orkanshäden durchgeführten Aufforstungsarbeiten dem Naturschutz und dem Umweltschutz dienen und daher als besonders förderungswürdig im Sinne des Einkommensteuergesetzes gelten. Die Vereinsarbeit konnte nunmehr durchstarten.⁸

⁸ Bernd MÜLLER, Spenden für den Wald, Gemeinnützigkeit anerkannt, Badische Zeitung vom 26.10.2000.

Bereits am 15.12.2000 konnte der Vorsitzende des Vereins „Unser Wald e.V. Friesenheim“ berichten, dass 43 ha Waldflächen bereits wieder aufgeforstet werden konnten und dass 130.000 Jungpflanzen gesetzt wurden. Im Einzelnen waren dies 80.000 Buchen, 25.000 Nadelhölzer, 15.000 Eichen und 10.000 Edellaubhölzer, wie z.B.: Rot-eichen, Ahorn und Kirsche. Stolz verkündete er, dass die Anfänge für einen „bunten Mischwald“ gemacht seien.⁹

⁹ Vereinsakten „Unser Wald e.V. Friesenheim“, Rundbrief des 1. Vorsitzenden Eugen Götz an alle Spender und Mitglieder vom 15.12.2000.

Der Verein ist auch heute noch aktiv und tritt immer wieder mit Pflanzaktionen im Gemeindewald an die Öffentlichkeit. Der Verein wagte sich auch, in Absprache mit dem Amt für Forstwirtschaft, an die Anpflanzung neuer Baumarten wie z.B.: Elsbeere, Bronzebirke, Hickory bzw. Pekannuss.

Gemeindeförster Christian Junele hat sich inzwischen die Mühe gemacht, die Baumarten im Friesenheimer Wald aufzulisten und kommt auf insgesamt 34 Arten bei den Laubbäumen und auf 12

Arten bei den Nadelbäumen. Man kann daher feststellen, dass seit Orkan Lothar tatsächlich ein bunter Mischwald aufgeforstet wurde. Nach Mitteilung der Friesenheimer Forstverwaltung wurden seit dem Jahr 2000 ca. 800.000 Bäume neu angepflanzt. Der Vorsitzende des Waldvereines ist inzwischen guter Dinge und hofft, dass er in den nächsten Jahren dabei sein kann, wenn der „Millionste Baum“ nach Orkan Lothar im Friesenheimer Wald angepflanzt wird.

Erinnerungsstein an den Sturm Lothar

Auf Vorschlag des Bildungszentrums Friesenheim als Träger und Initiator des Projektes „Mein Baum“ und des Vereins „Unser Wald e.V. Friesenheim“ sollte fünf Jahre nach Orkan Lothar ein Erinnerungsstein erstellt werden. Der Gemeinderat gab hierzu seine Zustimmung.¹⁰

Festlicher Jagdhornklang der Jagdhornbläser des Hegerings Offenburg stimmte am 28.06.2006 die Gäste bei der Enthüllung des Gedenksteines zur Erinnerung an den Orkan Lothar ein. Der „Lotharstein“ steht bei der Rauhörnlehütte und erinnert an den zweiten Weihnachtsfeiertag 1999, an den Tag, an dem der Friesenheimer Wald zerstört wurde.

Der Stein wurde enthüllt durch den Altbürgermeister und Vorsitzenden des Vereins „Unser Wald e.V. Friesenheim“ Eugen Götz, Bürgermeister Armin Roesner und Schulleiter Günter Behre.

Enthüllung des Gedenksteines am 28.06.2006. Der „Lotharstein“ steht bei der Rauhörnlehütte im Friesenheimer Wald. Für den Wiederaufbau des Gemeindewaldes setzten sich ein (von links): Altbürgermeister und Vereinsvorsitzender Eugen Götz, Bürgermeister Armin Roesner und Schulleiter Günter Behre, der das Schulprojekt „Mein Baum“ ins Leben rief und verwirklichte.
Aufn.: Ekkehard Klem, Friesenheim, 2006.



¹⁰ Gemeinderatssitzung vom 14.03.2005. Die Bronzeplatte wurde von der Kunstgießerei Strassacker, Süssen, angefertigt und durch den Friesenheimer Steinmetz Franz Rothbacher in den Sandsteinblock eingelassen.

Die Tafel auf dem Erinnerungsstein trägt folgende Inschrift:
Der Orkan Lothar hinterlässt am 26.12.1999 im Gemeindewald Friesenheim eine Spur der Verwüstung. Von der Gesamtwaldfläche mit 1.460 ha sind 800 ha Waldfläche geschädigt, davon sind 405 ha Kahlfläche. Der Schadholzanfall beträgt 200.000 fm.

Mit finanzieller Hilfe des Vereins „Unser Wald e.V. Friesenheim“ werden Bäume erworben und Aufforstungsmaßnahmen durchgeführt.

Durch die Pflanzaktion der Friesenheimer Schulen „Mein Baum“ werden 8 ha Waldfläche mit 39.000 Bäumen aufgeforstet.

Der Dank der Gemeinde Friesenheim geht an alle tatkräftigen Helfer und Spender, die an der Beseitigung der Orkanschäden mitgeholfen haben.

Friesenheim, im Juni 2006

Gemeinde Friesenheim, Armin Roesner, Bürgermeister

Unser Wald e.V. Friesenheim, Eugen Götz, 1. Vorsitzender

Friesenheimer Schulen, Günter Behre, Schulleiter

¹¹ Skript von Revierleiter Christian Junele. Exkursion im Gemeindewald Friesenheim, 2015.

Die Schadensbilanz

Als der Text des Erinnerungssteines für den Orkan Lothar im Jahr 2006 abgefasst wurde, wurde von einem Schaden mit 405 ha Kahlfläche und einem Schadholzanfall von 200.000 fm ausgegangen. Durch eine Inventur im Jahre 2009 mussten die Zahlen leider nach oben korrigiert werden. Die geschädigte Kahlfläche wurde auf 480 ha erhöht, die angefallene Holzmenge auf 220.000 fm ermittelt. Die vom Sturm gefällte Holzmasse entspricht somit ungefähr derselben Menge, die bei geregelter Forstwirtschaft innerhalb von 20 Jahren angefallen wäre. Die zusätzlichen Kahlflächen entstanden durch Käferfraß und weitere Windwürfe mit einer Gesamtmenge von ca. 10.000 fm.

Vor Lothar wurden im Friesenheimer Wald jährlich 12.500 fm Holz geerntet, nach Lothar ging der Holzertrag um 36% auf 8.000 fm zurück. Vor Lothar konnte auf wertvolles Starkholz in hoher Altersklasse zurückgegriffen werden, nach Lothar und nach erfolgter Wiederaufforstung liegt heute der Baumbestand in der 1. Altersklasse (Alter 1-20 Jahre) bei 514 ha. Erst unsere Folgegenerationen können hoffentlich von diesem Jungwald profitieren.¹¹

Seit dem Jahr 1846 wird der Friesenheimer Wald im zehnjährigen Turnus bilanziert. Bei der Vorstellung des 16. Forsteinrichtungswerkes Friesenheim für die Jahre 2010 – 2019 in der Gemeinderatssitzung vom 03.05.2010 konnte festgestellt werden, dass die Wieder-

aufforstung im Friesenheimer Wald geglückt sei. Zukunftsaufgaben für das anstehende Jahrzehnt seien jedoch die Pflegemaßnahmen des Jungbestandes auf 522 ha Waldfläche. Im Wirtschaftsergebnis für die kommenden zehn Jahre wurde die zur Ernte verfügbare Holzmasse auf 80.000 fm festgelegt. Die Verteilung des Einschlages auf die kommenden Jahre wurde dem Sachverstand des Revierleiters Christian Junele überlassen.¹² Allerdings verschwieg der Taxator Oberforstrat Harald Thomann nicht, dass trotz der enormen Wiederaufforstung der volle Holzvorrat des Gemeindewaldes erst in 100 bis 120 Jahren wieder erreicht sein wird. Seine Schlussdiagnose lautete jedoch: „Dem Patient Gemeindewald Friesenheim geht es den Umständen entsprechend gut“.¹³

Ein Blick in den Haushaltsplan der Gemeinde Friesenheim für das Rechnungsjahre 2016 zeigt jedoch, dass der Gemeindewald noch rote Zahlen schreibt und einen Zuschussbedarf von jährlich 100.000 Euro benötigt.¹⁴ Auf die schwarze Null muss leider noch einige Zeit gewartet werden.

Der Wald darf jedoch nicht nur als Wirtschaftsbetrieb betrachtet werden. Berücksichtigt werden muss auch der Erholungswert des Waldes und seine positiven Auswirkungen auf den Naturhaushalt. Die Faktoren Boden, Wasser, Klima und Luft rechtfertigen den Ausgleich des finanziellen Defizits des Wirtschaftsunternehmens Gemeindewald Friesenheim.

¹² Christine BOHNERT-SEIDEL, Patient Wald hat Zukunft, Lahrer Zeitung vom 06.06.2010.

¹³ Birgit SANTO, „Wunden“ fast geschlossen, Lahrer Anzeiger vom 05.05.2010.

¹⁴ Haushaltsplan 2016 der Gemeinde Friesenheim, Unterabschnitt 8550, Seite 149.

Unglück bei Napoleons Hochzeit

Der Flammentod der Sophie Therese Fürstin von und zu der Leyen,
Gräfin zu Hohengeroldseck

Von Ralf Bernd Herden

Zu Ehren der bevorstehenden Vermählung der Erzherzogin Marie Louise von Österreich, Tochter des österreichischen Kaisers, mit Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen, gab Fürst Karl von Schwarzenberg am 1. Juli 1810 in seinem Pariser Palais einen Ball. Der Botschafter des österreichischen Kaisers, apostolischen Königs von Ungarn und gefürsteten Grafen von Tirol wusste, was er dem Ruhme der Tochter seines Herrn, dem Ruhme des Habsburgerreiches und seinem Verhältnis zu Frankreich, dem durch Napoleon wieder aufsteigenden Stern am Himmel der europäischen Großmächte, schuldig war. Weil man die vorhandenen Räumlichkeiten als nicht ausreichend erachtete, wurde im Park des Palais ein üppig ausgestatteter Festpavillon geschaffen.

Zu diesem Zweck hatte Fürst Schwarzenberg von einem Mechaniker einen mobilen, zeltartigen Festsaal gemietet, der im Garten aufgebaut worden war. Der berühmte Architekt Bernard, damals bekannt für seine großartigen Dekorationen, schmückte diesen Festsaal aus. Die provisorische Konstruktion war aus äußerst leicht entflammaren Materialien gebaut: Holzplanken, verkleidet mit Zeltstoff und bemalten Zelthimmeln, diese wiederum gedeckt mit geteerten Zeltplanen.

Karl August Varnhagen von Ense, Fähnrich in österreichischen Diensten und seit dem Frieden von Schönbrunn persönlicher Vertrauter des Obersten von Bentheim, war am 25. Juni 1810 nach Paris gekommen und erlebte die Katastrophe mit eigenen Augen. Die Wetterlage zur Zeit der Katastrophe schildert Varnhagen von Ense so: *„Der Juni strahlte versengend in seiner ganzen Kraft, und nachdem Staub und Hitze der Sonnengluten uns im grünenden Freien fast verzehrt hatten, tauchten wir Nachmittags in die dumpfe Schwüle und düstere Straßenenge...“* – *„... noch heißer die Steine, welche täglich von der Sonne geglüht wurden; das Laub der Bäume und Sträucher verdorrte rings, und Rasen und Zweige, die grünend dem Feste dienen sollten, mussten künstlich erhalten werden.“* Auf gut deutsch also: Es muss ein brennend heißes und knochentrockenes Wetter geherrscht haben. Ob irgendjemand dieses Warnsignal beachtet hat, ist nicht mehr nachvollziehbar.

Die Sicherheitsvorkehrungen waren sehr begrenzt: Man informierte lediglich vor der Veranstaltung den Kommandanten der Pariser Feuerwehr, Major LeDoux, über ein Feuerwerk, das anlässlich des Festes abgebrannt werden sollte. Aus diesem Grund wurden an diesem Abend lediglich zwei Unteroffiziere und vier Feuerwehrleute, ausgestattet mit zwei Pumpen, vor Ort als Feuerwache bereitgestellt. Der Architekt Bernard befürchtete jedoch, die hohe Gesellschaft könnte sich an der sichtbaren Anwesenheit der Feuerwehrleute stören, und ließ diese deshalb diskret in einem Nachbargebäude unterbringen.

Das Unglück nimmt seinen Lauf

Bereits als der Ball gegen 22.15 Uhr mit dem Eintreffen des kaiserlichen Paares eröffnet wurde, kam es zu einem ersten Brandzwischenfall. Ein durch das Feuerwerk verursachter, kleinerer Brand konnte durch die Feuerwehrleute jedoch schnell und unauffällig gelöscht werden. Varnhagen von Ense lobte noch deren Schnelligkeit.

Gegen Mitternacht kam es dann durch eine herabfallende Kerze, welche die luftige Gaze der Draperie einer der Dekorationen im von zahllosen Gästen bevölkerten Festpavillon entzündet, zur Brandkatastrophe. Vergeblich hatten u.a. Graf Bentheim und Graf Dumanoir versucht, die Flammen im Keim zu ersticken. Rund 1.500 Gäste aus der Elite des Adels des französischen Empire und seiner Verbündeten standen plötzlich einem sich schnell ausbreitenden Flammenmeer gegenüber.

Unter den Gästen weilte, mit ihrem Gatten Vertreterin des kleinsten der Rheinbundstaaten, dessen Ruhm durch den Glanz der Sonne Napoleons am 12. Juli 1806 zur Souveränität erhoben worden ist, Sophie Therese Fürstin von und zu der Leyen, Gräfin zu Hohengeroldseck, die Gattin des regierenden Fürsten Phillipp Franz, Reichsfürst von und zu der Leyen, Graf zu Hohengeroldseck (1766-1829). Die Fürstin von der Leyen war 1772 als Gräfin von Schönborn-Wiesentheil geboren worden. Die Familie lebte meist in Paris, nur selten war Dautenstein, der herrschaftliche Wohnsitz in der Grafschaft Hohengeroldseck, Ziel eines Besuches – wohl eher in der Art einer landesfürstlichen Sommerfrische.

Fürst Phillipp Franz hatte im Jahre 1890 die Regentschaft angetreten, nachdem diese während seiner Minderjährigkeit von seiner Mutter Anna Maria ausgeübt worden war. Seine staatlich selbständige Grafschaft Hohengeroldseck umfasste – neben dem Hauptort Seelbach

– die Dörfer Kuhbach, Reichenbach, Schönberg und Prinzbach. Er übte die oberste Gerichts- und Polizeigewalt genauso aus, wie er die allgemeine Wehrpflicht in seinem Ländchen ausübte.

Blitzartig verbreitete sich das Feuer im gesamten Pavillon. Die Draperie übertrug das Feuer auf die benachbarten Girlanden und die prächtigen, künstlichen Blumengebinde.

Begleitet vom österreichischen Botschafter und den Angehörigen der österreichischen Gesandtschaft geleitete Napoleon seine Gattin aus dem Festsaal, um sofort danach an den Ort des Geschehens zurückzueilen. Die Evakuierung des kaiserlichen Hofstaates ging ruhig vonstatten, bis alle Mitglieder des kaiserlichen Hauses in Sicherheit gebracht waren.

Jedoch waren binnen weniger Minuten alle 1.500 Gäste von der Brandkatastrophe bedroht. Eine allgemeine Panik brach aus.

Die Menge stürzte den Ausgängen zu, die aber teilweise bereits unpassierbar waren. Im Gegenzug dazu konnte die Feuerwache, des Stromes der Fliehenden wegen, nicht an den Brandherd gelangen, waren die Feuerwehrlente doch außerhalb des Ballsaales postiert worden.

Im Inneren des Ballsaales züngelten Flammen, es kam zu Explosionen, der Teer der Zeltbahnen begann zu brennen und herab zu tropfen. Die 73 massiven Bronzeleuchter stürzten in den Saal hinab, unter ihrem Gewicht brach der Fußboden zusammen. Der Großherzog von Würzburg rettete die Königin von Neapel, die Königin von Westphalen wurde von ihrem Gatten mit Hilfe des Grafen Metternich gerettet. Der Vizekönig von Italien konnte sich in letzter Sekunde durch eine kleine Seitentür retten. Dank der Hilfe der Bedienteten, Kutscher und Passanten konnte die Mehrheit der 1.500 Gäste gerettet werden. Der Brand selbst dauerte bis zum späten Nachmittag des Folgetages an.

Ein schwedischer Offizier versuchte mutig, sich der Fürstin von der Leyen anzunehmen. Varnhagen von Ense beschreibt die grässliche Szenerie: *„Sein Blick fällt, in der fürchterlichen Beleuchtung des Brandes, auf eine winselnde Gestalt, der das Kleid am Leibe verzehrt und das ganze Diadem tief in die Stirne geglüht war. Es ist die Fürstin von der Leyen.“* Zeitgenössische Quellen geben das Sterbedatum der Fürstin unterschiedlich an: Nach einzelnen Quellen soll sie innerhalb weniger Stunden, nach anderem am 4. Juli verstorben sein. Möglich, dass ihr Tod erst am 4. Juli offiziell bekanntgegeben worden ist.

Die offiziöse, zensierte Presse sprach von lediglich einem Todesopfer, der Fürstin Pauline von Schwarzenberg, geborene Gräfin von Arem-

berg, einer Schwägerin des Gastgebers, Gattin seines Bruders Joseph von Schwarzenberg. Die Mutter von acht Kindern, welche glücklich den Flammen entronnen war, war verletzt zurück in den Saal geeilt, den vermeintlichen Hilferufen ihrer ältesten Tochter folgend. Ihre Tochter jedoch war, was die Mutter nicht wissen konnte, zu diesem Zeitpunkt bereits in Sicherheit. Ihr Opfertod fand in der Presse weitestgehende Beachtung. Berichtet wurde ferner über die Verletzungen des russischen Botschafters, des Fürsten Kourakin, sowie über 50 bis 60 weitere Leichtverletzte.

Doch auch die Fürstin von der Leyen zog sich bei dem Brand tödliche Verletzungen zu. Zwar wurde sie gerettet, starb jedoch unmittelbar danach.

Die offizielle Version ist jedoch unglaublich: Wenn es bei 1.500 Gästen lediglich ein Todesopfer gegeben hätte, warum wurde dann dieses „gute Zeichen“ nicht stärker in der von Napoleon sehr gut gesteuerten Propaganda ausgeschlachtet? Es ist sehr schwierig, die wahre Zahl der Opfer zu ermitteln, kamen doch sehr viele von ihnen aus der Provinz oder aus dem Ausland. Ein Fachmann schloss 1913 aus den Umständen, vor allem auch aus den bekannt gewordenen Trauerfeierlichkeiten, auf mindestens 90 Brandopfer. Die Umstände lassen die Zahl von 90-100 Toten realistischer erscheinen, als die offiziellen Angaben.

Suche nach den Schuldigen

Nach dem Unglück beauftragte Napoleon I., noch unter dem Schock des Ereignisses stehend, den Innenminister Montalivet mit einer Untersuchung. Der Kaiser warf insbesondere der Feuerwehr mangelnde Einsatzfreude und Langsamkeit vor.

Die Untersuchung ergab jedoch, dass der von dem Fürsten Schwarzenberg gemietete Festpavillon nicht massiv genug gebaut war. Ein Teil des Fußbodens war bereits vor dem Herabstürzen der Leuchter eingebrochen.

Dem Architekten, der den Pavillon dekoriert hatte, wurde der Vorwurf gemacht, er hätte, auch wenn er den Pavillon nicht gebaut habe, den Fürsten Schwarzenberg auf diese Mängel aufmerksam machen müssen. Sein größtes Verschulden war jedoch, die Feuerwehrleute aus dem Gebäude in die Nachbarschaft verwiesen zu haben.

Dem Feuerwehrkommandanten warf man vor, dass er seine Vorgesetzten nicht über die Probleme mit dem Architekten informiert habe. Am Tage des Brandes hatte er sich ferner, ohne Genehmigung

des Präfekten und ohne für seine Stellvertretung durch einen Feuerwehroffizier zu sorgen, aus Paris entfernt.

Die Untersuchung ergab ferner, dass die vor Ort eingesetzten Feuerwehrleute sich vorbildlich und pflichtbewusst verhalten hatten. Es wurde jedoch festgestellt, dass Ausrüstung, Ausbildung und Sollstärke der Feuerwehr völlig unzureichend waren.

Trotz ihrer Verantwortung wurden jedoch, dank der Gnade Kaiser Napoleons I., weder der Architekt noch der Feuerwehrkommandant zur Rechenschaft gezogen. Der Kommandant wurde unter Belassung der Pension in den Ruhestand versetzt. Der Architekt, der den Saal lediglich dekoriert hatte, war durch den Verlust seines guten Rufes ohnehin schwer geschädigt.

Diese, für Napoleon I. so ungewöhnliche Großzügigkeit, zeigt ohne Zweifel seine Absicht, einen Skandal um jeden Preis zu verhindern. Nach Abschluss der Untersuchungen benötigte man jedoch einen Verantwortlichen, den man in der Gestalt eines aus dem Feuerwehrcorps desertierten Spritzenmeisters fand, den man festnahm und ohne Rechtfertigungsmöglichkeit einsperrte ...

Grund für diese Maßnahmen Napoleons war, dass das Bündnis mit Österreich nach der Schlacht von Wagram noch auf tönernen Füßen stand. Deshalb durfte der Gastgeber, der Fürst Schwarzenberg, auch nicht mit dem leisesten Hauch eines Verschuldens überzogen werden. Die österreichischen Diplomaten wurden mit hohen Auszeichnungen der Ehrenlegion dekoriert.

Durch die Zensur nach innen sollte ferner verhindert werden, dass ein mögliches Fehlverhalten des neuen Adels, des Trägers der Herrschaft Napoleons I., öffentlich kritisiert werden konnte. Die Macht des Kaisers war noch instabil, und man fürchtete, dass das Volk nach der Revolution auch keine neue Österreicherin auf dem Thron dulden wolle. Zumal bei der Hochzeit Ludwigs XVI. mit Marie-Antoinette ein Feuerwerk mehrere Tote und zahlreiche Verletzte gefordert hatte.

Gründung der Sappeurs-Pompierers

Die weitere Reaktion Napoleons war folgende Anordnung: „Noch vor dem 1. Januar 1811 muss eine Kompanie „Sappeurs-Pompierers“ der Kaisergarde unter dem Kommandeur der Pioniere aufgestellt werden. Aufgabe dieser Kompanie wird sein, die Pumpen in den kaiserlichen Palästen in Paris, Saint-Cloud, Versailles, Meudon, Rambouillet, Compiègne, Fontainebleau usw. zu bedienen.“ Als Folge dieses Befehls wurden bereits am 16. Juli 1810

die „Sappeurs du Genie“ der Kaisergarde aufgestellt. Die moderne Feuerwehrgeschichte nimmt meist dieses Datum als Gründungsdatum für die europäischen Feuerwehren an. Die 1810 gegründete Feuerwehr wurde 1867 zum Feuerwehrregiment Paris, 1967 zur Feuerwehrbrigade Paris. Sie wird von einem Heeresgeneral befehligt, während die Feuerwehr in Marseille der Marine zugeordnet ist und einem Admiral untersteht. Das System der Freiwilligen Feuerwehren in Frankreich ist im Übrigen mit dem deutschen System fast identisch – die Gründerväter der deutschen Feuerwehren in den 40-er Jahren des 19. Jahrhunderts haben sich wohl vom französischen System inspirieren lassen.

Für Paris hatte übrigens schon der königliche Generaldirektor für das Bauwesen 1733 vier neue Pumpen mit 100 Fuß langen Leder-schläuchen bestellt. Die Bestellung war nach Straßburg gerichtet, dessen Feuerlöschwesen damals wohl mit das Vorbildlichste war.

Als der Rheinbund 1813 auseinanderbrach, kam die Herrschaft Hohengeroldseck zuerst unter österreichische Zwangsverwaltung, um dann 1819 in den Besitz des Großherzogtums Baden zu gelangen. Rund 4.500 Einwohner zählte die geroldseckische Herrschaft damals. Als standesherrliches Oberamt mit Sitz in Seelbach lebte das staatsrechtliche Konstrukt noch bis zum 1. März 1831. Unter Einbeziehung von Wittelbach wurde das Oberamt Seelbach dann dem Oberamt Lahr eingegliedert.

Literatur

Ralf Bernd HERDEN, Roter Hahn und Rotes Kreuz – Chronik der Geschichte des Feuerlösch- und Rettungswesens, (Diskussionspapiere der Hochschule für öffentliche Verwaltung in Kehl, Band 2/2004), Books on Demand, Norderstedt 2005.

Marielle PYTHON, L'Incendie de l'hotel de l'ambassade d'autriche – récit d'une catastrophe cachée à l'histoire. Allo-Dix-Huit, Mars 1998, Paris 1998.

Karl August VARNHAGEN VON ENSE, Schriften und Briefe. Verlag Philip Reclam jun., Stuttgart 1991

Ottenheim, 2. August 1952 ✓

Ein Rückblick auf eine verheerende, bis heute unvergessene Brandkatastrophe im ältesten Dorfteil

Von Martin Frenk

Der Mensch hat das Feuer nicht erfunden, es war immer schon da. Aber der Mensch hat es verstanden, sich das Feuer nutzbar zu machen, es für sein Leben zu zähmen und zu bändigen. Zunächst nur als Licht- und Wärmespender, später auch als Energie für die Wissenschaft und Technik. Doch wenn dieses Urelement der Erde die ihm vom Menschen angelegten Fesseln abschüttelt und in verheerenden Großbränden alles, was sich ihm entgegenstellt, vernichtet, dann ist ihm der Mensch völlig hilflos ausgesetzt. In früheren Epochen war es deshalb auch keine Seltenheit, dass sich zunächst kleine und vergleichsweise harmlose Brände zu riesigen Feuersbrünsten entwickelten und ganze Dörfer, ja sogar ganze Städte vernichteten. Die Gründe hierfür waren vielfältiger Natur.

Als sich ab dem 13. Jahrhundert in den deutschen Städten und Gemeinden die Ständerbauweise¹ und mit ihr der Fachwerkbau durchsetzten, wurde Holz zu einem zwar überaus beliebten, aber auch feuergefährdeten Baumaterial. Im Grunde genommen ist es erstaunlich, dass in deutschen Städten und Gemeinden überhaupt noch Fachwerkhäuser erhalten sind. Denn in den zurückliegenden Jahrhunderten kam es immer wieder zu großen Bränden, in denen sehr oft ganze Stadt- oder Dorfviertel niederbrannten. Manchmal dauerte es Tage und Wochen, bis es den Rettungskräften gelang, die zerstörerische Kraft der Feuer zu bändigen. Eine Gefahrenquelle waren Kerzen, Laternen und Öllampen, die für die Beleuchtung benutzt wurden. Aber auch das offene Feuer zum Kochen und Heizen war, wenn es außer Kontrolle geriet, eine große Gefahr. Hinzu kam, dass die mittelalterlichen Gassen eng und die Häuser dicht aneinandergelagert waren. Gleichzeitig war das Wissen um einen aktiven und vorbeugenden Brandschutz nur sehr gering ausgeprägt. Brandmauern heutiger Prägung waren weitgehend unbekannt. Die Feuerwehren, sofern überhaupt vorhanden, arbeiteten mit einfachsten Löschmethoden, die durch die engen Gassen zusätzlich erschwert wurden. Dadurch konnte ein ausgebrochenes Feuer nicht nur von einer Gebäulichkeit zu anderen, sondern auch mühelos auf ganze Straßenzüge überspringen.

¹ Die Ständerbauweise ist eine Form des Fachwerkbaus, bei der die Ständer durchgehend von der Schwelle bis zum Dach das tragende System eines Gebäudes bilden und gleichzeitig die Seitenwände darstellen. Die Konstruktion besteht traditionell aus Holz.

Die erste strenge Feuerschutzverordnung in der Markgrafschaft Baden stammt von Großherzog Carl-Friedrich von Baden² aus dem Jahr 1715. Zu dieser Zeit wurden bereits trennende Brandmauern zwischen Küche, Stall und Scheune in Häusern eingezogen, wenige Jahre später wurden Strohdächer wegen der großen Brandgefahr verboten. Die Verordnungen zum Feuerschutzwesen wurden im Laufe der Jahrhunderte und Jahrzehnte aufgrund der sich verändernden Technik und der baulichen Gegebenheiten immer wieder aktualisiert. So bestehen Häuser heutzutage vorrangig aus feuerbeständigen Materialien. Notausgänge, Brandmeldeanlagen und Feuerlöscher gehören neben vielen anderen Brandschutzvorrichtungen mittlerweile zum Standard des vorbeugenden Brandschutzes.

Um der Feuergefahr jedoch nicht nur in baulicher Hinsicht zu trotzen, wurde in den Städten und Gemeinden ein Feuerdienst auf der Grundlage des „Bürgerdienstes“ aufgebaut. Dieser „Bürgerdienst“ sah vor, dass alle männlichen Dorfbewohner im Alter zwischen 21 und 50 Jahren zur Bekämpfung des Feuers verpflichtet waren. Der „Bürgerdienst“ war jedoch meist unstrukturiert, das heißt, die Mitglieder waren zwar in ihre Aufgabe eingewiesen, aber nicht ausgebildet, und kamen nur im Brandfall zusammen. Man verfügte zwar über eine zeitgemäße Technik, aber keinesfalls über eine funktionierende Einsatztaktik.

Da das Fernbleiben bei einem Brandeinsatz bei Strafe untersagt war, konnte von Freiwilligkeit noch keine Rede sein. Diese gab es erst ab etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts, als im Großherzogtum Baden die Organisation des Feuerlöschwesens geändert wurde. Nunmehr konnte an die Stelle des Bürgerdienstes die sogenannte „Freiwillige Feuerwehr“ treten. Dort, wo keine freiwilligen Feuerwehren gegründet wurden, wurden die Mitglieder des „Bürgerdienstes“ zu Hilfsmannschaften, die aufgrund der orts- und bezirkspolizeilichen „Feuerlöschordnung“ überall dort bestanden, wo freiwillige Feuerwehren fehlten³.

In Ottenheim war es bis zur 1935 erfolgten Gründung einer Freiwilligen Feuerwehr so, dass im Brandfall alle Einwohner, die dazu in der Lage waren, ihren Teil zur Bekämpfung des Feuers beitrugen. Vom Mühlbach aus wurde das Wasser mit Eimern zur mit Muskelkraft betriebenen Spritze befördert, an der sich die Dorfbewohner beim Pumpen abwechselten. Die leeren Eimer wurden über eine zweite Personenkette zum Mühlbach zurückgebracht, sodass ständig Wasser für die Spritze zur Verfügung stand. Mit der Einführung der Elektrizität wurde am Mühlbach in einem eigens hierfür errichteten

² Markgraf Carl Friedrich (* 22.11.1728; † 10.6.1811), seit 1806 Großherzog, war ein Musterregent des aufgeklärten Absolutismus.

³ Karl STIEFEL, Baden. Karlsruhe 1977. S. 1378 f.

Pumphäuschen eine Wasserpumpe fest installiert. Nunmehr konnte das Wasser des Mühlbachs in die Jauchefässer der Landwirte gepumpt werden, die es zum Brandobjekt transportierten. Dort wurde es aus den Jauchefässern in große Holzbottiche umgefüllt und mit der Feuerspritze in das Feuer gepumpt. War ein Brand zu groß, wurde Hilfe aus den Nachbardörfern herbeigerufen.

Der Brand im Dorfteil „Auf dem Lehen“ in Ottenheim

Nachdem am 16. Dezember 1935 auf Veranlassung der nationalsozialistischen Parteidienststellen und Behörden auch in Ottenheim eine Freiwillige Feuerwehr gegründet worden war⁴, übernahm diese die Aufgaben der bis dahin agierenden Bürgergemeinschaft. Allerdings war die seinerzeitige technische Ausrüstung äußerst begrenzt. Außer zweier Handdruckspritzen und ein paar Feuerwehrschräuchen war nichts vorhanden, was bei einer Brandbekämpfung zusätzlich noch hätte eingesetzt werden können. Deshalb wurden auf Antrag des „Führerrates“⁵ der Freiwilligen Feuerwehr Ottenheim die Wehrmänner von der Gemeinde Ottenheim mit einer mit einem Zweitaktmotor betriebenen Tragkraftspritze, Fabrikat Balcke, zwei je vier Meter langen Hakenleitern sowie mit Beilen, Nothaken, Stahlhelmen, Uniformen und anderem ausgerüstet.⁶ Das, was sich heute eher kurios liest, war zu jener Zeit jedoch eine spürbare technische und organisatorische Verbesserung der Brandbekämpfung. Allerdings war diese Ausrüstung 1952 noch immer aktueller Stand der Freiwilligen Feuerwehr Ottenheim, als das Rieddorf am 2. August von der verheerendsten Brandkatastrophe seit Menschengedenken heimgesucht wurde.

Der 2. August 1952 war ein heißer, trockener und wolkenloser Samstag. Da es seit etwa drei Wochen nicht mehr geregnet hatte, war die Landschaft am Oberrhein ausgedörrt. Die Temperaturen lagen kon-

⁴ Laut dem im Gemeindearchiv Schwanaue verwahrten Gründungsprotokoll waren bei der Gründungsversammlung neben dem damaligen Bürgermeister Julius Häß u.a. auch der stellvertretende Kreiswehrführer Ernst Kress aus Lahr und der Ottenheimer Ortsgruppenleiter der NSDAP, Ernst Arndt,

zugegen. Auf Vorschlag von Häß und Arndt ernannte Ernst Kress Mühlenbesitzer Hermann Schorr zum kommissarischen Wehrführer.

⁵ Während der NS-Zeit wurde das Kommando einer Freiwilligen Feuerwehr als „Führerrat“ bezeichnet. Nach Gründung 1935 gehörten Hermann Schorr

(Wehrführer), Ernst Häß I. (stellvertretender Wehrführer), Oskar Bucher (Kassenwart und Schriftführer), Adolf Schuldis (Löschmeister und Geräewart), Hugo Häß (Löschmeister) und August Hertenstein (Löschmeister) dem Führerrat an. Vgl. StaatsA FR, B 717/2 Nr. 5219.

⁶ StaatsA FR, B 717/2 Nr. 5219.

stant über 30 Grad. Dank der trockenen und heißen Witterung war die Getreideernte bereits größtenteils abgeschlossen. Deshalb lagerten in den großen landwirtschaftlichen, hauptsächlich aus Holz bestehenden Ökonomiegebäuden sowohl die Heu- wie auch die noch nicht ausgedroschene Getreideernte.

Es wehte ein warmer, aber stetiger Wind aus südwestlicher Richtung, als gegen 16 Uhr, so der Bericht des damals in Ottenheim stationierten Gendamerieoberwachtmeisters Xaver Deißig⁷, in der Scheune des Schmieds Eduard Benz ein Brand ausbrach⁸. Die im Gebäude eingelagerten Heu- und Strohvorräte führten dazu, dass das überwiegend in Holzbauweise errichtete Gebäude in Windeseile in Flammen stand. Die Scheune wurde so zum Ursprung des größten Brandunglücks in der jüngeren Geschichte Ottenheims.

Die über die örtliche Sirene alarmierte Ottenheimer Feuerwehr traf unter der Leitung des damaligen Kommandanten August Schmidt⁹ sehr schnell am Brandobjekt ein und versuchte zu retten, was zu retten war. Nach den Erinnerungen von Rudolf Marx¹⁰ konnten die Wehrmänner jedoch nicht verhindern, dass die hintere Riegelwand der quer zum Wohnhaus stehenden Scheune in sich zusammenfiel. Dabei wurden die Dachsparren aus der Pfette herausgerissen und fielen auf den im Garten des benachbarten Anwesens aufgeschichteten Strohhaufen. Dieser fing sofort Feuer. Die hoch auflodernden Flammen sprangen auf das nur etwa einen Meter neben dem Strohhaufen stehende landwirtschaftliche Ökonomiegebäude über. In seiner polizeilichen Vernehmung¹¹ gab Karl Häß, der Besitzer des in der Lehenstraße 248¹² stehenden betroffenen Gebäudes, zu Protokoll, dass in seinem Ökonomiegebäude *„neben der diesjährigen Heu- und Getreideernte noch genau so viel Heu und Stroh vom letzten Jahr eingelagert war“*. Leicht nachvollziehbar, dass durch diese Heu- und Strohvorräte das Feuer reichlich Nahrung fand und sich dadurch eine enorme Hitze

⁷ Xaver Deißig (* 29.12.1903; † 7.7.1988) war vom 1. Juni 1949 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1964 Postenführer des damaligen Gendameriepostens Ottenheim.

⁸ StaatsA FR, B 717/2 Nr. 8102.

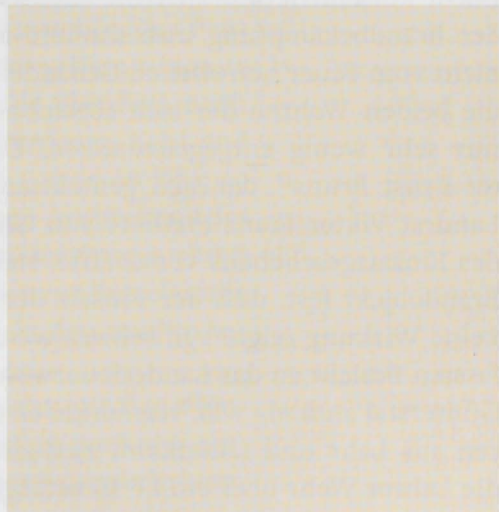
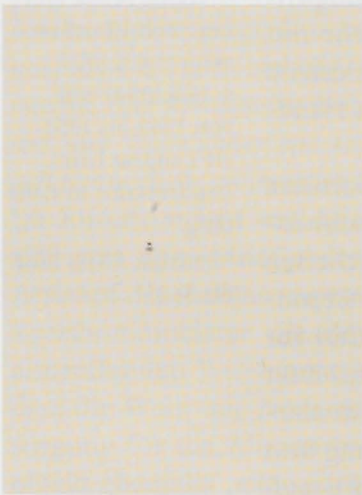
⁹ August Schmidt (* 25.8.1901; † 22.11.1984) war von 1949 bis 1953 Kommandant der Ottenheimer Feuerwehr.

¹⁰ Rudolf Marx (* 22.7.1932) – Ortssippenbuch Ottenheim, Familiennummer 2132 – war 2016, als dieser Bericht verfasst wurde, der letzte noch lebende Feuerwehrmann, der als Angehöriger der Ottenheimer Wehr an der Löschaktion beteiligt war.

¹¹ StaatsA FR, B 717/2 Nr. 8102.

¹² In der Lehenstraße standen natürlich nie 248 oder mehr

Anwesen. Die Häuser waren von eins an durchnummeriert. Das führte dazu, dass es zu dreistelligen Häusernnummern kam, deren Auffinden nur deshalb einigermaßen schnell gewährleistet war, wenn dazu noch ein Straßensname angegeben war. Erst in den 1960er-Jahren wurde die heutige Nummerierung eingeführt.



entwickelte. Durch diese große Hitze und begünstigt durch die seinerzeit sehr enge Bebauung der Riedfachwerkhäuser mit angebauten, überwiegend in Holzbauweise errichteten Ökonomiegebäuden, in welchen ebenfalls große Heu- und Strohvorräte lagerten, sprang das Feuer – zusätzlich unterstützt durch den Südwestwind – sehr schnell in nordöstliche Richtung von einem Gebäude zum anderen. Wie bereits beschrieben wurde das für die Brandbekämpfung erforderliche Löschwasser durch die ortsansässigen Landwirte in Jauchefässern mit pferdebespannten Fuhrwerken vom Mühlbach an das Brandobjekt herangefahren. Dort wurde es in große Bottiche umgefüllt, von wo aus es in das Feuer gespritzt wurde. Ein Ottenheimer Landwirt wollte keine Zeit verlieren und ließ anstelle von Wasser die beim Sirenenalarm gerade aufgenommene Jauche in den bereitstehenden Wasserbottich laufen. Dadurch wurde die Tragkraftspritze der Ottenheimer Wehr verschmutzt, sodass sie nicht mehr mit vollem Einsatz gegen das Feuer verwendet werden konnte. Deshalb kamen die beiden bereits seit einigen Jahren ausgemusterten Handdruckspritzen noch einmal zum Einsatz.

Ogleich die örtliche Feuerwehr nebst zahlreichen hilfsbereiten Einwohnern schnell zur Stelle war, die Landwirte das Löschwasser in vollem Galopp heranzufahren, erkannten die Verantwortlichen schnell, dass das Ausmaß, das das Feuer schon kurz nach Brandausbruch angenommen hatte, die Ottenheimer Wehr mit den ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten alleine überforderte. Deshalb wurde zusätzlich die benachbarte Wehr aus Meißenheim alarmiert. Diese nahm bei ihrem Eintreffen die Brandbekämpfung von der nördlich des Brandgeschehens gelegenen Frankenstraße auf. Dabei konzentrierten sich die Meißenheimer Wehrmänner neben der Brandbekämpfung insbesondere auf die Abriegelung der noch nicht vom Feuer betroffenen Gebäude. Aber auch gemeinsam hatten die beiden Wehren der sich abzeichnenden Übermacht des Feuers nur sehr wenig entgegenzusetzen. Der damalige Kreisbrandmeister Ernst Bruns¹³, der sich gemeinsam mit dem damaligen Lahrer Landrat Viktor Franz Freiherr von Gleichenstein¹⁴ vor Ort ein Bild des Einsatzgeschehens verschaffte, stellte bei seinem Eintreffen am Brandobjekt fest, dass der Einsatz der beiden Feuerwehren absolut keine Wirkung zeigte¹⁵. In seinem wenige Tage nach dem Brand verfassten Bericht an das Landesfeuerwehramt, das damals in Freiburg-Günterstal ansässig war, vermerkte er, dass er deshalb die Feuerwehren aus Lahr und Ichenheim zusätzlich alarmieren ließ. Während die Lahrer Wehr über ein LF 15 verfügte, stand der Ichenheim Wehr

¹³ Der Lahrer Schreinermeister Ernst Bruns war 1946 zunächst als kommissarischer Leiter der Lahrer Feuerwehr eingesetzt und wurde ein Jahr später als Kommandant bestätigt, bevor er 1952 zum Kreisbrandmeister des damaligen Landkreises Lahr ernannt wurde.

¹⁴ Viktor Franz Freiherr von Gleichenstein (* 4.4.1909; † 16.6.1994) war von 1947 bis 1955 als Landrat beim Landratsamt in Lahr tätig.

¹⁵ StaatsA FR, B 26/1 Nr. 163.

schon damals ein LF 8 zur Verfügung¹⁶. Beide Wehren wurden deshalb mit ihren Fahrzeugen an den Ottenheimer Mühlbach beordert, wo sie mit ihren an den Fahrzeugen installierten Vorbaupumpen das Wasser mittels einer Schlauchleitung direkt zum Brandobjekt transportierten. Der damalige Ichenheimer Feuerwehrkommandant Willi Reichenbach hatte ebenfalls einen Einsatzbericht verfasst¹⁷. Darin beschreibt er sehr detailliert den Einsatz aus Sicht der Ichenheimer Wehr:

„Heute Mittag wurde die Wehr um 17⁰⁵ Uhr von Ottenheim alarmiert. Dort ist ein Großbrand ausgebrochen. Bald waren einige Wehrmänner zur Stelle. Mehrere Schläuche mussten noch vom Schlauchtrockner abgehängt und geholt werden. 17²⁰ Uhr war Abfahrt mit dem LF 8. In Ottenheim führte uns der Lotse an den Mühlbach. Zur gleichen Zeit trafen noch einige Wehrmänner mit den Motorrädern ein. In raschem Tempo wurde die Leitung durch einige Gärten an den Brandplatz gelegt. Dies nahm etwas Zeit in Anspruch, da man eine Leitung von 4 A-, 16 B- und 10 C-Schläuchen legen und 3 Gartenzäune entfernen musste. Fünf Minuten vor 18⁰⁰ Uhr kam das erste Wasser aus den Strahlrohren. Vier Wohnhäuser und sieben Scheunen standen in hellen Flammen. Es galt nur noch die anliegenden Gebäude zu retten.“

Im Einsatzbericht von Kreisbrandmeister Bruns ist vermerkt, dass sich mit dem Einsatz der Wehren aus Ichenheim und Lahr „ein Absinken des Flammenmeeres“ bemerkbar machte. Deshalb setzte der Kreisbrandmeister die ebenfalls alarmierten und am Brandobjekt eintreffenden Wehren aus Allmannsweier und Nonnenweier so ein, dass die Wehr aus Nonnenweier vom Mühlbach her die Wasserversorgung für die Allmannsweierer Wehr aufbaute, die es am Brandobjekt ebenfalls „mit voller Wucht auf die Feuersglut warf“.

In der Zwischenzeit war es der Wehr aus Meißenheim gelungen, den Brand nach Norden hin abzuriegeln und ein Übergreifen des Feuers auf die dort angrenzenden Häuser zu verhindern. Damit konnte das Feuer auf seinen Herd lokalisiert werden. Die ebenfalls noch am Brandplatz eintreffenden Feuerwehren aus Altenheim, Kehl und Kürzell kamen deshalb nicht mehr zum Einsatz. Gegen 18 Uhr, so der Kreisbrandmeister, war die Gefahr des weiteren Ausbreitens des Feuers behoben. Dennoch verblieben Angehörige der Feuerwehren aus Ottenheim, Ichenheim und Lahr die Nacht über zur Brandwache vor Ort. Denn noch lange loderten die Flammen in den Nachthimmel, und die Brandröte war weithin sichtbar.

Dass dieser Brand in seiner Dimension jedoch nicht nur den Menschen, die ihn bekämpften, alles abverlangte, sondern auch der eingesetzten Technik, wird im Bericht des Ichenheimer Feuerwehrkom-

¹⁶ Die Gemeinde Ichenheim hatte nur wenige Wochen vorher das LF 8-TS, Ford, Aufbau Magirus, erworben und der Freiwilligen Feuerwehr Ichenheim übergeben. Vgl. hierzu die im Jahr 2000 anlässlich des 125-jährigen Bestehens der Freiwilligen Feuerwehr Neuried – Abteilung Ichenheim herausgegebene Festschrift.

¹⁷ Der Einsatzbericht ist im Protokollbuch der Freiwilligen Feuerwehr Ichenheim aufbewahrt. Dem langjährigen Ichenheimer Feuerwehrkommandanten Arthur Bühn sei für den Hinweis gedankt.

mandanten Willi Reichenbach in einer eher am Rande vermerkten Passage deutlich. Dort heißt es: „*Kurze Unterbrechungen wurden in der Nacht eingeschaltet, um den Motor zu kühlen.*“ Interessant ist aber auch, dass damals ein „Konkurrenzdenken“ zwischen den einzelnen Wehren bestanden haben muss. Denn wie sonst ist der Satz „*Kurz nach uns begann auch die Lahrer Weckerlinie, welche schon vor uns eintraf, mit der Brandbekämpfung*“ im Bericht des Ichenheimer Kommandanten Willi Reichenbach zu verstehen.

¹⁸ Das Ausmaß des Schadens wird umso deutlicher, wenn man berücksichtigt, dass 1952 der durchschnittliche Monatslohn 287,00 DM betrug.

Die Tage und Wochen danach

Das sich am Tag darauf zeigende Resultat dieses fürchterlich wütenden Brandes war verheerend. Nach dem mehrstündigen Feuerinferno war im Bereich der Lehen- und der Frankenstraße ein großer Teil des ältesten Dorfteils Ottenheims für immer zerstört. Insgesamt waren es neun landwirtschaftliche Anwesen mit insgesamt 30 Gebäulichkeiten, die von diesem Flächenbrand betroffen waren. Von diesen 30 Gebäulichkeiten lagen 19 Gebäude in Schutt und Asche, elf weitere Gebäude waren teilweise schwer beschädigt. Acht Familien wurden obdachlos. Mehrere Personen erlitten bei der Brandbekämpfung Verletzungen. Der Brand verursachte einen geschätzten Schaden von damals über 120.000 DM.¹⁸ Dank der beherzten Hilfe der gesamten Dorfgemeinschaft konnte das in den betroffenen Ökonomiegebäuden untergebrachte Vieh größtenteils gerettet werden. Laut Vernehmungsprotokoll des Gendarmerie-Postens Ottenheim kamen lediglich drei Schweine des Landwirts Karl Häß in den Flammen um. Der gesamte Viehbestand wurde überall in den Stallungen des Dorfes untergestellt. Auch der größte Teil der Fahrnisse wurde aufgrund des beherzten Eingreifens der Dorfbevölkerung vor der Feuersbrunst in Sicherheit gebracht. Wie sich Martha Langenbach geb. Häß, die als 13-jähriges Mädchen dieses Inferno miterlebt hat, erinnert, hatte das ganze Dorf mitgeholfen, das gesamte Inventar der Häuser in Sicherheit zu bringen. Wäsche und Gebrauchsgegenstände wurden bei Nachbarn oder Verwandten deponiert, während die gesamten Möbel unter einem in der Lehenstraße stehenden großen Lindenbaum abgestellt wurden.

Dass die Dorfgemeinschaft auch in den Tagen und Wochen nach dem Brand zusammenstand, wird auch daran deutlich, dass eine große Heusammelaktion durchgeführt wurde. Diese war so erfolgreich, dass für alle Brandgeschädigten genügend Heu zusammenkam, sodass es über den Winter reichte und niemand seinen Viehbestand

dezimieren musste. Darüber hinaus gingen bei der Ottenheimer Gemeindeverwaltung aus der Mitte der Dorfgemeinschaft Geldspenden für die brandgeschädigten Familien ein. Wie der damalige Ottenheimer Bürgermeister Alfred Fertig¹⁹ in einer Mitteilung an das Landratsamt Lahr ausführte, gingen bei der Gemeinde freiwillige Zuwendungen in Höhe von 180 DM ein.

Solidarisch zeigte sich seinerzeit aber auch die Politik. Denn wie das Regierungspräsidium Freiburg am 20. August 1952 dem damaligen Landratsamt Lahr mitteilte, hat das Finanzministerium Baden-Württemberg in Stuttgart das Badische Ministerium der Finanzen in Freiburg angewiesen, der Gemeinde Ottenheim als besondere Hilfsmaßnahme für die Brandgeschädigten den Betrag von 20.000 DM zur Verfügung zu stellen. Mit dieser Hilfsmaßnahme sollte der ärgsten Not der Brandgeschädigten abgeholfen werden. Dabei wurde es für zweckmäßig erachtet, dass die Verteilung des Geldbetrages an die Brandgeschädigten durch den Bürgermeister und den Gemeinderat, die mit den örtlichen Verhältnissen am besten vertraut seien, vorgenommen wird²⁰.

Die durch die Staatsanwaltschaft Offenburg und den Ottenheimer Gendarmerie-Posten unverzüglich eingeleiteten Ermittlungen ergaben sehr schnell, dass vorsätzliche Brandstiftung die Ursache des

¹⁹ Alfred Fertig (* 5.12.1907; † 6.3.1983) war von 1948 bis 1969 Bürgermeister in Ottenheim.

²⁰ StaatsA FR, B 26/1 Nr. 163 und B 717/2 Nr. 8102.



Der Brandstifter wird abgeführt.



Feuers war. Nach den Vernehmungsprotokollen war der Täter geständig und gab an, dass Streit mit seinen Mietern und eine hohe Verschuldung ihn zu dieser Tat veranlasst hatten²¹. Wie Kreisbrandmeister Bruns in seinem Abschlussbericht an das Landesfeuerwehramt vermerkt hatte, musste der geständige Täter am Sonntagmorgen nach seiner Vernehmung „vor der Volkswut in Schutzhaft genommen werden, da er verlangt hatte, noch ein Glas Wein trinken zu dürfen“. Aber auch während des Brandes muss die Stimmung innerhalb der Bevölkerung schon sehr gereizt gewesen sein. Denn wie Kreisbrandmeister Bruns in seinem Bericht ausführte, hatte ihm der seinerzeitige Ichenheimer Feuerwehrkommandant Willi Reichenbach mitgeteilt, dass der Ichenheimer Gendarm²² die Flucht ergreifen musste. Er hatte das weitere Abreißen von Gebäudeteilen untersagt, weshalb einige Zivilpersonen eine drohende Haltung gegen ihn eingenommen hatten.

²¹ StaatsA FR, B 26/1 Nr. 163 und B 717/2 Nr. 8102.

²² Gendarm war ursprünglich die Bezeichnung für die Polizei auf dem Land.

Schlussbemerkungen

Auch wenn es beim Großbrand „Auf dem Lehen“ seinerzeit zum Glück keine Toten zu beklagen gab und nur wenige Menschen leichtere körperliche Verletzungen durch das Feuer davontrugen, so war das Leid der Betroffenen sehr groß. Dass alle „Abgebrannten“ eine Feuerversicherung abgeschlossen hatten, mag am Ende nur ein kleiner Trost gewesen sein. Zumal wie bei jeder Brandkatastrophe auch unwiederbringliche Erinnerungsstücke Opfer der Flammen wurden. In solchen Fällen ist der materielle Schaden nicht durch Geld zu ersetzen.

Die Ottenheimer Gemeindeverwaltung und der Gemeinderat nahmen diese Brandkatastrophe zum Anlass, das gesamte Feuerwehrwesen der Gemeinde völlig neu zu konzipieren. So wurde 1956, also vier Jahre nach dieser Brandkatastrophe, mit dem LF 8 der Marke Opel-Blitz das erste Löschfahrzeug gekauft. Nach der 1935 erworbenen, mit einem Zweitaktmotor ausgestatteten Tragkraftspritze war dieses Fahrzeug ein neuer Meilenstein in der Geschichte der Ottenheimer Wehr. Erstmals konnte eine ganze Löschgruppe motorgetrieben, sozusagen in „Opel-Blitzeseile“, zum Einsatzort fahren und hatte alle zur Feuerbekämpfung erforderlichen Gerätschaften einsatzbereit mit dabei.



Großbrand wütete in Ettenheim ✓

Von Heidi und Wolfgang Hoffmann

„Großbrand wütete in Ettenheim“, so titelte der „Ettenheimer Heimatbote“ am Mittwoch, dem 19. September 1962.

Er berichtete, dass rund 25 Fahrzeuge im Depot der französischen Streitkräfte in Ettenheim völlig zerstört wurden, weitere beschädigt. Das Feuer hatte im Materiallager des Bauunternehmers Wilhelm Angster begonnen, das dann völlig abbrannte. Die umliegenden Häuser der Anwesen Häfele und Ullrich wurden teilweise schwer beschädigt, das Wohnhaus der Familie Schmidt nur angesengt. Auch die Lahrer Zeitung hatte sehr ausführlich berichtet.

Die beschädigten Gebäude nach dem Großbrand: Haus Häfele vorn, Haus Ullrich hinten.

Bericht einer Zeitzeugin

Heidi Hoffmann, geb. Schmidt hat dieses Großfeuer als 12-jähriges Kind hautnah miterlebt und berichtet von damals:

Am Montagabend, dem 17. September 1962, hatte meine Mutter spät-abends noch Wäsche an der Zugwäscheleine, die zwischen unserer Wohnung im Obergeschoss unseres Hauses in der Luisenstraße 15 in Ettenheim und dem großen Schuppen des Bauunternehmens Angster verlief, aufgehängt. Ich, damals 12 Jahre alt, und mein 16 Monate jüngerer Bruder schliefen bereits, ebenso unser Vater. Meine Mutter hatte sich gerade schlafen gelegt, als sie durch ein knisterndes Geräusch aufgeschreckt wurde.

Durch die offene Tür zum Kinderzimmer sah sie lodernde Flammen. Ihr war sofort bewusst, dass Angsters Schuppen brannte, worin Gerüstholz, Balken und andere Baumaterialien lagerten. Sie weckte unseren Vater, der ebenfalls die brenzlige Situation sofort erkannte. Er sprang aus dem Bett, öffnete das Schlafzimmerfenster und schrie so laut er konnte: „Feurio, Feurio“. Zum damaligen Zeitpunkt gab es noch kein Telefon in unserem Haus, auch bei keinem unserer Nachbarn. Lehrer Strickfaden, der etwa 50 Meter entfernt im städtischen Wohnblock in der Leistnerstraße wohnte, eilte, durch das Schreien auf das Feuer aufmerksam geworden, zum Gasthaus zum Kranz in der Friedrichstraße und schlug dort den öffentlichen Feuermelder an der Außenseite des Gebäudes ein.

Mittlerweile waren mein Bruder und ich natürlich auch wach und standen auf. Beim Verlassen des Kinderzimmers mussten wir über den kleinen Durchgang zwischen Kinderzimmer und Toilette an der Feuerwand vorbei. Ich spürte die enorme Hitze und sah, dass die lodernden Flammen höher als unser Haus waren. Unser Vater blieb erstaunlich ruhig, während Mutter aufgeregt hin und her rannte und Kleider und Wertsachen zusammensuchte. Ihre Panik war nur zu verständlich, hatte sie doch im kalten Winter 1932 im Alter von dreieinhalb Jahren den Totalverlust ihres Elternhauses in Schmieheim durch Feuer erleben müssen.

Vater ging dann als Nächstes auf den Speicher, um dort zu schauen, ob noch alles in Ordnung war. Ich folgte ihm über die Holzterrasse nach mit einem großen Eimer in den Händen, den ich mit Wasser gefüllt hatte. Vater leuchtete mit einer Taschenlampe den Dachstuhl ab und fasste mit den Händen einige Ziegel an, die bereits warm waren. Kurz danach schickte er meinen Bruder und mich aus dem Haus. So gingen wir beide dann mit unseren Kleidern unter dem Arm die Treppe hinunter. Vor der Haustür sahen wir dann unsere



Im Hintergrund das nur leicht beschädigte Haus der Familie Schmidt.



In der Bildmitte ist Karlheinz Schmidt zu sehen, der Bruder der Zeitzeugin.



Blick in Richtung des heutigen Kindergartens mit den geretteten Sankas (Sanitätskraftwagen).

Nachbarin Frau Baumann im Haus schräg gegenüber, die aus ihrem Schlafzimmerfenster heraus das Geschehen beobachtete. Sie rief uns zu sich ins Haus. Wir schauten noch kurz hinter unser Haus und sahen wie unser Vater und unser Onkel Robert mit Hilfe eines Gartenschlauches das leicht überstehende Dach von unten abspritzten. Der Bruder unseres Vaters wohnte mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen im Erdgeschoss unseres Hauses. Unser Cousin Willi, der im gleichen Alter wie mein Bruder war, begleitete uns zu Familie Baumann. Wir konnten von dort aus das weitere Geschehen auf der Straße und den Brand hinter unserem Haus gut beobachten.

Die Feuerwehr, die inzwischen eingetroffen war, verlegte eine dicke Schlauchleitung vom Ettenbach in der Rheinstraße bis zum Brandplatz. Es dauerte jedoch geraume Zeit, bis endlich das erste Wasser aus dem Schlauch schoss. Auf einmal gab es einen Knall, als der Schlauch platzte, weil beim Bauhof Strickler ein Auto über den Schlauch gefahren war. Die Feuerwehrleute schimpften und fluchten. Neue Schläuche mussten verlegt werden.

Inzwischen hatte sich das Feuer weiter ausgebreitet bis in das anschließende sogenannte „Franzosenlager“, wo viele Militärfahrzeuge der französischen Luftwaffe hinter einem Stacheldrahtzaun in einer langgestreckten Halle deponiert waren. Wir konnten gut hören, wie in einer Kettenreaktion ein Benzintank nach dem anderen mit einem lauten Knall explodierte. Die Ettenheimer Feuerwehr war bei uns durchgefahren, während die weiteren Wehren, die noch zu Hilfe kamen, das Feuer von der Leistnerstraße und von der J.-B.-von-Weiß-Straße aus bekämpften. Auch die französische Flugplatzfeuerwehr aus Lahr war zur Unterstützung gekommen, wie wir am nächsten Tag erfuhren.

Mein Bruder und ich bangten um unsere neuen Fahrräder, die unten in unserem Holzschopf aufbewahrt waren. Die Erwachsenen, die bei uns waren, konnten uns jedoch beruhigen. Für unser Haus und Grundstück bestand vorerst keine Gefahr, da wir Westwind hatten, der die Flammen in die entgegengesetzte Richtung trieb. So wurde unser Haus weitgehend verschont, dafür traf es das Wohnhaus der Schreinerei Häfele, das auf dem Grundstück an der Rückseite des brennenden Bauschuppens stand. Vom Haus Baumann konnten wir jetzt auch sehen, wie aus mehreren Rohren auf das Dach des Hauses Häfele gespritzt wurde.

Vorher hatten wir noch gesehen, wie unser Onkel Robert seine hochschwängere Frau in seinen VW Käfer gesetzt hatte und davon-gefahren war. Bei ihr hatten durch die ganzen Aufregungen vorzei-tige Wehen eingesetzt und der Onkel brachte sie vorsichtshalber ins Ettenheimer Krankenhaus. Sie konnte jedoch am nächsten Tag wie-der nach Hause und unsere Cousine kam etwa fünf Wochen später zur Welt.

Irgendwann in der Nacht, als das Feuer weitgehend gelöscht war, holte unsere Mutter uns ab und wir konnten endlich wieder ins Bett, jedoch nicht in unser Zimmer, das zu sehr verraucht war, son-dern ins Wohnzimmer auf der Bettcouch. Etwas später in der Nacht führte unser Vater die völlig verzweifelte, in Tränen aufgelöste Frau Häfele an uns vorbei ins Elternschlafzimmer, wo sie in seinem Bett etwas Ruhe finden konnte. Ich glaube, mein Vater schlief in die-ser Nacht überhaupt nicht, genau so wenig wie Herr Häfele, dessen Wohnung vor allem durch das viele Löschwasser zerstört worden war.

Am anderen Morgen sahen wir, dass unsere ganze Wäsche an der Leine völlig verkohlt war. Die Fensterscheiben des kleinen Ganges vor dem Kinderzimmer waren durch die Hitze des Feuers geborsten und die Farbe an den Holztüren und Fensterrahmen war abgeplatzt. Auch einige Dachsparren waren angesengt.

Am nächsten Morgen ging ich wie gewohnt zur Schule ins Städti-sche Gymnasium und war froh, dass nach dieser aufregenden Nacht unser Englischlehrer Herr Heizmann, der damals ebenfalls in der Luisenstraße wohnte, auf die geplante Klassenarbeit verzichtete. Als ich mittags aus der Schule kam, eilte ich zur Brandstelle, wo ich sah, dass der Bauschuppen nur noch ein verkohlter Trümmerhaufen war. Auf dem Gelände daneben standen die trostlosen Gerippe der ver-brannten Fahrzeuge. Das etwas entfernt stehende Benzindepot stand noch fast unversehrt da, lediglich einige Bretter der Außenverklei-dung waren verkohlt. Auf den Resten des Schuppens stand noch ein einzelner Feuerwehrmann, der letzte Glutnester löschte.

Unser Vater erzählte uns noch, dass er in der Brandnacht einen Feu-erwehrmann hatte aufklären müssen, um was für einen Schuppen es sich bei dem Benzindepot handelte. Erst als er diesem gesagt hatte, dass dort tausende von Litern Treibstoff gelagert waren, wurde vor

allem diese Stelle unter Wasser gesetzt, um eine noch viel größere Katastrophe abzuwenden.

Nachwirkungen

Am 27. September kam das Thema „Barackenlager“ im „Ettenheimer Heimatboten“ noch einmal zur Sprache:

In einem Schreiben an den damaligen Ministerpräsidenten Filbinger und Regierungspräsidenten Anton Dichtel hatte die CDU-Stadtratsfraktion darum gebeten, dass sich die Herren in Bonn dafür einsetzten, dass das französische Depot entfernt würde, was später dann auch geschah.

Jahre später kaufte der Vater von Heidi Schmidt das Grundstück, worauf der Bauschuppen stand.

Auf Bild 4 ist der damals 10-jährige Sohn Karlheinz Schmidt zu sehen, der dann später auf diesem Grundstück sein Haus gebaut hat. Die Fotos hatte Gerhard Schmidt, Vater von Heidi und Karlheinz gemacht.

Ich danke Herrn Dieter Weis, der mir Kopien des „Ettenheimer Heimatboten“ aus dem Ettenheimer Stadtarchiv besorgte und auch die Jubiläumsbroschüre von 1987 „125 Jahre Freiwillige Feuerwehr Ettenheim 1862 – 1987“.

Dort steht ergänzend drin, dass die Brandursache nie geklärt werden konnte.

Der geschätzte Sachschaden betrug 400.000 DM. Ein Feuerwehrmann erlitt eine Rauchvergiftung. Drei Sankas (Sanitätskraftwagen) konnten aus der brennenden Fahrzeughalle gerettet werden.

Ebenso fand Dieter Weis im Stadtarchiv im Nachlass von Dr. Joh. Bapt. Ferdinand einen Hinweis vom 17. Juli 1947 zum Bau der militärischen Einrichtung unter der Überschrift: „Bauunternehmen der Besatzungstruppen“: „Auf dem Gelände an der Straße nach Altdorf (J.- B.-von-Weiß-Straße) gegenüber der Schindler'schen Fabrik befindet sich eine Reparaturstätte im Neubau. Außerdem werden auf diesem Gelände Autogaragen erstellt“. Ein Foto von der Anlage vor dem Brand konnte nicht gefunden werden.



Großalarm ✓

Das Brandunglück im Sägewerk Späth in Friesenheim-Oberweier 1984

Von Uwe Schellinger

Der Großbrand im Sägewerk Späth am 3. September 1984 (Freiwillige Feuerwehr Oberweier, Aufn.: unbekannt)

In der Nacht vom 3. auf den 4. September 1984 war der Himmel über Friesenheim und Oberweier hell erleuchtet. Im Sägewerk Späth, einem zwischen den beiden Ortsteilen gelegenen Traditionsbetrieb, war kurz vor Mitternacht ein verheerender Brand ausgebrochen. „Die Nacht wurde zum Tag“, formulierten angesichts des weithin sichtbaren Flammenherds die Reporter der *Lahrer Zeitung* in ihrer Berichterstattung.¹ Das Feuer auf dem Späth-Firmengelände war bis zum damaligen Zeitpunkt eines der größten Brandunglücke in der Region um Lahr nach Ende des Zweiten Weltkriegs. Bis heute ist dieser Großbrand in der kollektiven Erinnerung der Friesenheimer und Oberweierer Bevölkerung präsent geblieben.

¹ Hartmut KLUGE/ Daniela NUSSBAUM, Art. „Großbrand im Sägewerk in Oberweier: Rund anderthalb Millionen DM Schaden“. In: *Lahrer Zeitung* vom 5.9.1984.

² Siehe hierzu das instruktive Buch von Thomas ADAM, *Feuer, Fluten, Hagelwetter: Naturkatastrophen in Baden-Württemberg*. Darmstadt 2015, bes. S. 59-68.

Feuersbrünste und Brandkatastrophen (in der Region): Indikatoren der Sozialgeschichte

Großbrände ereigneten sich im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit in regelmäßiger Abfolge.² Die Brandkatastrophen dieser Zeitepochen, ihre Folgen und Erklärungen sind von der histori-

schen Forschung bereits vielfach und gut bearbeitet worden, etwa in letzter Zeit als Teil der Umweltgeschichtsschreibung.³ Im Fokus standen hier insbesondere die oft verheerenden Stadtbrände⁴, während Brandunglücke im dörflich-ländlichen Umfeld weit weniger Beachtung fanden, sieht man von den Erwähnungen in den jeweiligen Ortschroniken ab. Für die heutige Großgemeinde Friesenheim ist hier beispielsweise an den großen Brand vom 7. August 1638 zu denken, bei dem das Dorf bei Kämpfen während des Dreißigjährigen Krieges weitgehend zerstört worden sein soll.⁵

Brände in der jüngeren Geschichte wie beispielsweise in Oberweier der Brand der Ökonomiegebäude des Landwirts Theodor Geiger im August 1928⁶ oder der durch einen Blitzschlag verursachte spektakuläre Dachstuhlbrand im Friesenheimer Gasthaus „Krone“ 1970⁷ wurden hingegen noch nicht aufgearbeitet.

Auch mit Blick auf die umliegende Region lässt sich feststellen, dass nicht kriegsbedingte Großbrände, die sich im 20. Jahrhundert, spezieller auch in der zweiten Jahrhunderthälfte ereigneten, kaum er-

³ Vgl. Wolfgang Wüst, Umwelt- und Naturereignisse als neues volkscundlich-historisches Forschungsfeld. Katastrophen im Spiegel regionaler Quellen. In: René BRUGGER/Bettina MAYER/Monika SCHIERL (Hrsg.), Kirche – Kunst – Kultur. Geschichts- und kulturwissenschaftliche Studien im süddeutschen Raum und angrenzenden Regionen. Festschrift für Walter Pötzl zum 75. Geburtstag. Regensburg 2014, S. 105-118; Michael FRANK, Der rote Hahn: Wahrnehmung und Verarbeitung von Feuersbrünsten in der Frühen Neuzeit. In: Paul MÜNCH (Hrsg.), „Erfahrung“ als Kategorie der Frühneuzeitgeschichte. München 2001, S. 229-247.

⁴ Vgl. Maire Luise ALLEMAYER, Fewersnoth und Flammenschwert. Stadtbrände in der Frühen Neuzeit. Göttingen 2007; DIES., „Wenn der liebe Gott einen Hauss Wirth mit Feuers Brunst heimsucht.“ Zur Deu-

tung und Darstellung von Stadtbränden in religiösen, genossenschaftlichen, technischen und obrigkeitlichen Schriften der Frühen Neuzeit. In: Vera Fionie KOPPENLEITNER/Hole RÖSSLER/Michael THIMANN (Hrsg.), Urbs incensa. Ästhetische Transformationen der brennenden Stadt in der Frühen Neuzeit. Berlin 2011, S. 285-299; DIES., „Wie dieses Brandes Wuth / dies grosse Stadt-verseeren Durch Huelf der Seinigen mit Gottes Huelf zu stoeren.“ Zur Deutung und Bekämpfung von Stadtbränden in der Frühen Neuzeit. In: Ulrich WAGNER (Hrsg.), Stadt und Stadtverderben. Ostfildern 2012, S. 77-95. In der weiteren Umgebung hat hier wohl der Stadtbrand von Schiltach im Jahr 1533 die größte Bekanntheit erlangt. Vgl. Hans HARTER, Der Teufel von Schiltach. Ereignisse – Deutungen – Wirkungen. Schiltach 2005.

⁵ Siehe Otto KOHLER, Friesen-

heim – eine Ortsgeschichte in Einzelbildern. Bühl/Baden 1973, S. 31f. Der Dorfbrand von 1638 gilt als einschneidendes Ereignis der Friesenheimer Ortsgeschichte, wurde allerdings noch nicht eingehender erforscht. Bislang hält sich die Erzählung, dass bis auf die Kirche und ein benachbartes Haus alles niedergebrannt gewesen sei. Berechtigte Zweifel daran äußert Ekkehard KLEM, Ein Friesenheimer Fachwerkhaus geht auf Reise. In: Geroldsecker Land 43 (2001) S. 93-99.

⁶ Vgl. Staatsarchiv Freiburg, B 717/2-8535.

⁷ Vgl. Ekkehard KLEM, Friesenheim mit Heiligenzell – Oberschopfheim – Oberweier – Schuttern. Geschichte, Fotografien und Postkarten vom Ende der Zwanzigerjahre bis zum Abschluss der Gemeindeform im Jahre 1976. Lahr 2012, S. 67.

forscht oder näher dargestellt wurden.⁸ Eine Ausnahme stellt ein Überblicksartikel über die Großbrände in der Stadt Bühl dar, wo nach Bränden 1929 und 1930 im Jahr 1977 eine große Holzverarbeitende Fabrik in Flammen aufging und ein Schaden in zweistelliger Millionenhöhe entstand.⁹ Bekannt sind weiterhin – allerdings in der weiteren Umgebung geschehen – als einer der letzten großen Stadtbrände in Deutschland die Brandkatastrophe von Donaueschingen im Jahr 1908¹⁰ sowie der verheerende Brand im Ort Öschelbronn im Enzkreis, bei dem 1933 große Teile des Dorfes vernichtet wurden.¹¹ Die folgende Darstellung beschäftigt sich mit einem dörflichen Großbrand im späten 20. Jahrhundert und somit mit einem bislang kaum erforschten Gegenstand. Auch in anderer Hinsicht wird beabsichtigt, damit neue Forschungsperspektiven zu eröffnen. Großbrände wie der hier behandelte im Oberweierer Sägewerk Späth hatten neben den finanziellen und materiellen Schäden zumeist auch Auswirkungen sowohl auf individuelle Lebensverläufe als auch auf das kollektive Bewusstsein. Brandkatastrophen und ihre Folgen können somit im historischen Rückblick Aufschlüsse über soziale Verhaltensweisen und Verfasstheiten von Gemeinschaften liefern. Jedes größere Desaster führt zu Belastungen im sozialen Miteinander und muss in der Folge bewältigt werden. Auf welche Weise dies geschieht, hat eine gewisse Aussagekraft. Diesbezüglich hat der Bruchsaler Historiker Thomas Adam formuliert: „Sich mit Naturkatastrophen zu beschäftigen führt deshalb immer auch zu einer Auseinandersetzung mit der Natur des betroffenen Menschen.“¹²

⁸ Eine gute Quelle für Brände im regionalen Umfeld könnte die Zeitschrift *Brandhilfe* des Landesfeuerwehrverbands Baden-Württemberg sein, die seit über sechs Jahrzehnten erscheint.

⁹ Vgl. Albrecht KIRSCHNER, Die Bühler Großbrände dieses Jahrhunderts. In: Bühler Heimatgeschichte 4 (1990) S. 93-102. Signifikanterweise nennt der Verfasser keinerlei nachprüfbare Quellen, sondern spricht lediglich davon, auf „Feuerwehraufzeichnungen“ zurückgegriffen zu haben.

¹⁰ Vgl. Ernst ZIMMERMANN, 1908 – Donaueschingen brennt. Be-

gleitbuch zur Ausstellung vom 19.7. bis 2.8.2008 in der Donauhalle B in Donaueschingen. Donaueschingen 2008; Georg GÖRLIPP, „Donaueschingen brennt!“ – eine Stadt verliert über 300 Gebäude. Am 5.8.1908 ereignet sich der letzte große Stadtbrand in Deutschland. In: Schwarzwald-Baar-Kreis: Almanach 33 (2009) S. 114-127; ADAM, Feuer, Fluten, Hagelwetter, S. 161-163.

¹¹ Vgl. Joachim HAASE, Der Brand von Öschelbronn im Jahre 1933 und seine Auswirkungen auf das deutsche Feuerwehrwesen. In: *Brandhilfe* 63 (2016) H. 1, S. 22-27 und H. 2, S. 26-21. Der

Wiederaufbau des zerstörten Dorfes wurde von den Nationalsozialisten propagandistisch instrumentalisiert. Vgl. Hermann DIRUF, Der Wiederaufbau von Öschelbronn: das erste „nationalsozialistische Aufbauprogramm“. In: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 47 (1989) S. 39-46 sowie Christian GROH, Ein „nationalsozialistisches Musterdorf“: Der Wiederaufbau des zerstörten Öschelbronn 1933/34 und die Pforzheimer NSDAP. In: *Pforzheimer Geschichtsblätter* 10 (2001) S. 159-182.

¹² ADAM, Feuer, Fluten, Hagelwetter, S. 14.

Der Großbrand in der Nacht vom 3. auf den 4. September 1984 im Sägewerk Späth war nicht nur ein besonderes Ereignis im Rahmen der Ortsgeschichte von Friesenheim und dem Gemeindeteil Oberweier, sondern auch eine Belastungsprobe für die dörfliche Bevölkerung.¹³ Er gilt darüber hinaus als einer der spektakulärsten Brandunglücke in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der gesamten Region rund um Lahr. Trotz der erheblichen materiellen und ökonomischen Schäden wird man jedoch eher von einem großen *Unglück*, nicht aber – wie etwa bei den erwähnten Stadtbränden – von einer *Katastrophe* zu sprechen haben.¹⁴

Quellenlage

Beschäftigt man sich mit dem Späth-Brand des Jahres 1984 lässt sich feststellen, dass man trotz der Wucht des Ereignisses und trotz der enormen finanziellen und materiellen Schäden einen eklatanten Mangel an historischen Quellen konstatieren muss. Wider Erwarten erwies sich die Suche nach verwertbaren Quellen, die in Ergänzung zu den Presse- und Zeitzeugenberichten weitere Informationen zum damaligen Geschehen liefern könnten, als sehr schwierig und teilweise kompliziert. So konnten weder in der Gemeindeverwaltung Friesenheim noch in der Verwaltung des Ortsteils Oberweier bzw. in den beiden Gemeindearchiven in Friesenheim und Oberweier Materialien zu dem Brand von 1984 gefunden werden.¹⁵ Ebenso wenig ließen sich im Amt für Brand- und Katastrophenschutz im Landratsamt Ortenaukreis sowie im Archiv des Ortenaukreises in Offenburg nennenswerte Berichte oder Unterlagen dazu nachweisen.¹⁶

Im Bereich des damals zuständigen Polizeireviers in Lahr haben sich ebenfalls keine Aufzeichnungen zum damaligen Einsatz erhalten¹⁷,

¹³ Es existiert keine moderne oder wissenschaftliche Gesamtdarstellung zur Geschichte von Oberweier. Mit den rund 100-seitigen „heimatkundlichen Plaudereien“ des ehemaligen Orts Pfarrers Fritz Schleicher stammt die letzte zusammenhängende Darstellung noch aus den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg. Siehe Fritz SCHLEICHER, *Aus der Geschichte von Oberweier. Heimatkundliche Plaudereien*. Lahr 1935. Vgl.

als fragmentarischer Überblick weiterhin Ekkehard KLEM, *Oberweier – eine kleine Ortsgeschichte*. In: *Ortsfamilienbuch Oberweier (Ortenaukreis/Baden)*. In Erinnerung an Albert Köbele und Fritz Schleicher neu bearb. von Klaus SIEFERT. Mit einer Ortsgeschichte von Josef EISENBEIS und Ekkehard KLEM. Mit Bildern aus der Sammlung von Albrecht Stuber, *Lahr-Dinglingen* 2014, S. 15–49.

¹⁴ Für einen differenzierten Gebrauch der Begriffe plädiert

ADAM, *Feuer, Fluten, Hagelwetter*, S. 13f.

¹⁵ Schriftliche Auskunft der Gemeindeverwaltung Friesenheim (Hauptamt) vom 9.8.2016 an den Verfasser; schriftliche Auskunft der Ortsverwaltung Oberweier vom 7.9.2016 an den Verfasser.

¹⁶ Schriftliche Auskunft des Kreisarchivs Ortenaukreis vom 5.9.2016 an den Verfasser.

¹⁷ Schriftliche Auskunft des Polizeireviers Lahr (Führungsgruppe) vom 9.8.2016 an den Verfasser.

das gleiche gilt für die übergeordnete Polizeibehörde in Offenburg. Die Staatsanwaltschaft Offenburg teilte mit, dass die Aufbewahrungsfrist für Brandakten üblicherweise 30 Jahre betrage, diese im Falle des Späth-Brandes abgelaufen sei und somit keinerlei Unterlagen dazu mehr vorhanden seien.¹⁸ Eine mögliche Übernahme durch das zuständige Staatsarchiv Freiburg ist nicht erfolgt, auch dort lassen sich keine relevanten Dokumente nachweisen.¹⁹

Keinerlei brauchbare Informationen waren trotz mehrfacher Anfragen von der Freiwilligen Feuerwehr Friesenheim zu erhalten.

Besonders ins Gewicht fällt, dass sich auch der damalige und heutige Besitzer des Sägewerks trotz mehrfacher Anfragen nicht in der Lage sah, verwertbares Material zur Verfügung zu stellen. Somit liegen, zumindest zum momentanen Zeitpunkt, so gut wie keine Quellen amtlicher oder offizieller Provenienz vor.

Dieser Beitrag greift deshalb zum einen auf Aufzeichnungen der Freiwilligen Feuerwehr Oberweier zu ihrem damaligen Großeinsatz zurück. Grundlegende Informationen lieferten zudem die Presseberichte in der *Badischen Zeitung* und der *Lahrer Zeitung* sowie die subjektiven Erinnerungen von damals direkt beteiligten Personen. Sollten nicht noch weitere Unterlagen aus dem privaten oder amtlichen Bereich auftauchen, wird zukünftig unser Wissen zu einem der größten Brände im Geroldsecker Land in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur auf wenigen Quellen beruhen.

Tradition seit 1872: Das Sägewerk Späth in Oberweier

Die sogenannte „Vordere Säge“ in Oberweier, aus welcher später der Sägewerkbetrieb Späth hervorging, wird in den Akten erstmals 1808 in einem Kaufantrag des Sägemüllers Benedikt Heitz erwähnt. Im Jahr 1872 kam die am Waldrand gelegene Sägeanlage durch Heirat in den Besitz der Familie Späth. Erster Eigentümer und Betreiber war Lorenz Späth, der eine Enkelin von Benedikt Heitz geheiratet hatte. Im Jahr 1935 übernahm schließlich Theodor Späth (1909–1978) den Familienbetrieb. 1940 wurde die Anlage im Wald aufgegeben und das Sägewerk an den Ortseingang von Oberweier ins Gewann „Im Ried“ verlegt, wo sich auch der große Dreschschopf der Gemeinde befand. Über die Zeit des Zweiten Weltkriegs ruhte der Sägewerkbetrieb weitestgehend. In den Nachkriegsjahren machte sich Firmenbesitzer Theodor Späth nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft daran, den Betrieb wieder in Gang zu bringen. Schon bald waren wieder über 20 Arbeiter und Angestellte im Sägewerk beschäftigt.²⁰

¹⁸ Schriftliche Auskunft der Staatsanwaltschaft Offenburg vom 7.9.2016 an den Verfasser.

¹⁹ Schriftliche Auskunft des Staatsarchivs Freiburg vom 10.8.2016 an den Verfasser.

²⁰ Zur Geschichte des Sägewerks siehe Friedrich SCHLEICHER, *Tal der elf Mühlen*, Teil 1. In: *Geroldsecker Land 11 (1968/1969)*, S. 193–198, bes. S. 194f.; Josef EISENBEIS, *Oberweier in der Zeit der Industrialisierung*. In: *Ortsfamilienbuch Oberweier*, S. 73–94, hier: S. 92f.; Josef EISENBEIS, *Aus der Geschichte von Oberweier III: Das Leben im Dorf um die Jahrhundertwende*. Friesenheim-Oberweier 2015, S. 48–62.



Historisches Firmenschild, mitgeführt beim Festumzug zur 950-Jahr-Feier von Oberweier 2014 (Aufn. Firma Späth).

Gefährdete Objekte: Der Brand im Sägewerk Späth im Jahr 1949

Dass Feuer insbesondere für holzverarbeitende Betriebe und Sägewerke eine vernichtende Gefahr darstellen kann, hatte man in Oberweier schon mehrfach erlebt.²¹ Etwa bei einem Brand am 15. Januar 1947 auf dem Anwesen des Zimmermanns Adolf Weschle, bei dem die Werkstatt, der Schuppen und das Dachgeschoss des Wohnhauses zerstört wurden.²² Aber auch im Sägewerk Späth ereignete sich inmitten der Aufbaujahre nach dem Zweiten Weltkrieg ein unvorhergesehener Brand, bei dem man aber noch einmal mit dem Schrecken davon kam.

In der Mittagspause des Arbeitstages am 15. Dezember 1949 hatte es im so genannten Feilraum des Sägewerks zu brennen begonnen. Der Brandherd wurde allerdings vergleichsweise schnell entdeckt und Firmeninhaber Theodor Späth selbst gelang es, das Feuer zu löschen.²³ Die sofort ausgerückten Feuerwehren aus Friesenheim und Oberweier mussten nicht mehr entscheidend eingreifen. Allerdings blieb die genaue Brandursache im Unklaren, auch nach der polizeilichen Befragung mehrerer Zeugen aus den Reihen der Arbeiter und Angestellten, des zuständigen Elektromonteurs sowie des Firmenbesitzers selbst.

Während der einbestellte Sachverständige relativ schnell zur Ansicht gelangte, die Entstehung des Brandes sei auf „*schadhafte oder unvorschriftsmäßige elektrische Leitungen zurückzuführen*“, vertrat die Ortspolizei in ihrem abschließenden Bericht vom 18. Dezember 1949 die Meinung, Ursache des Brands sei „*ein mit Rohöl getränkter Arbeitskittel*“ gewesen, „*der vermutlich auf irgendeine Art Feuer gefangen hat.*“ Tatsächlich hatte der Arbeiter Philipp Stuber, der seinen Arbeitsplatz üblicherweise im betroffenen Feilraum hatte, ausgesagt, dass er selber und andere Kollegen ihre Arbeitskleidung gerade dort aufzuhängen pflegten, wo ein Antriebsmotor für die Feilmaschinen, elektrische

²¹ Siehe hierzu u.a. die Akte „Brandfälle und Feuerlöschmannschaft 1928-1934“ im Gemeindegarchiv Oberweier. Vgl. Inventare Badischer Gemeindearchive: Oberweier, Kreis Lahr, 1958.

²² Siehe hierzu Staatsarchiv Freiburg, B 717/2-8535.

²³ Siehe hierzu ebd.

Leitungen sowie ein kleiner Ofen standen. Denn der Feilraum wurde auch als Aufenthaltsraum genutzt, zudem hing dort das Gerät für die Stempelkarten. Gerade zu Beginn der Mittagspause herrschte dort deshalb reger Betrieb.

Wodurch nun der oder die Arbeitskittel als vermuteter Brandherd entzündet wurden, konnte nicht zweifelsfrei geklärt werden. Zwar herrschte, wie Firmeninhaber Theodor Späth mitteilte, auf dem Gelände des Sägewerks striktes Rauchverbot. Dass sich jedoch nicht alle daran hielten, geht aus den Aussagen anderer Zeugen hervor. Gerade in der Mittagspause zündete sich der eine oder andere Arbeiter eine Zigarette für den Weg nach Haus an. Theodor Späth und sein kaufmännischer Angestellter Eble waren deshalb der Ansicht, der Brand sei „irgendwie durch Leichtfertigkeit verursacht“ durch einen „fahrlässigen Raucher“ entfacht worden. Eine vorsätzliche Brandstiftung wurde hingegen ausgeschlossen, nicht zuletzt deswegen, weil das Verhältnis der Angestellten und Arbeiter zu ihrem Chef als sehr gut beurteilt wurde. Bei dem Brand wurde zunächst durch die Polizei ein Gebäudeschaden von 400 DM und ein Fahrnisschaden von 300 DM aufgelistet. Vor allem Fußboden, Decke und Balken waren vom Feuer betroffen, zudem waren Fensterscheiben zu Bruch gegangen. Die Versicherung übernahm die konstatierten Wiederherstellungskosten vollständig.²⁴

Der Großbrand im Sägewerk Späth im Jahr 1984

Am 1. März 1968 wurde die Sägerei Späth durch einen Dachstuhlbrand ein weiteres Mal durch Feuer bedroht. Einen größeren Feuerwehreinsatz erforderte am 23. Juli 1977 zudem der Brand des privaten Wohnhauses der Familie Späth.²⁵

Der Brand, der in der Nacht vom 3. auf den 4. September 1984 im Sägewerk Späth ausbrach, war dann unvergleichbar zerstörerischer als die vorausgegangenen Brände auf dem Firmengelände.²⁶ Der Sägerei-

²⁴ Der Brand von 1949 taucht allerdings nicht in den Überblicken der Freiwilligen Feuerwehr Oberweier auf und war demnach eher unbedeutend.

²⁵ 100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Oberweier (1900–2000). Festschrift. o.O. o.J. [2000], S. 107 und 109.

²⁶ Für die Unterstützung bei

den Recherchen und weiterführende Informationen bedanke ich mich bei Gerlinde Beiser (Ortsverwaltung Oberweier), Klaus Beiser (Freiwillige Feuerwehr Oberweier), Werner Blum (Lahr), Joseph Eisenbeis (Oberweier), Gerd Feldmann (Friesenheim), Silvia Hilgert (Amt für Brand- und Katastrophenschutz

im Landratsamt Ortenaukreis), Ekkehard Klem (Friesenheim), Anja Reichert (Hauptamt Gemeindeverwaltung Friesenheim), Albrecht Stuber (Oberweier), Archiv der Badischen Zeitung (Freiburg), Lokalredaktion Lahr der Badischen Zeitung (Lahr), Redaktion der Lahrer Zeitung (Lahr).

betrieb stand nach dem Tod von Theodor Späth (1978) mittlerweile unter der Leitung von dessen Sohn Peter Späth.

Ein in unmittelbarer Nähe des Sägewerks wohnender Nachbar entdeckte am Montag, den 3. September 1984 kurz vor Mitternacht einen sich schnell ausbreitenden Feuerherd auf dem Areal des Sägewerks und alarmierte um 23.50 h umgehend Feuerwehr und Polizei. Die Freiwillige Feuerwehr Oberweier, die wohl als erste einsatzbereit war, ließ 8 Minuten später Großalarm für die Gesamtfirewehr Friesenheim auslösen.

Als die Feuerwehren am Sägewerk eintrafen, stand dort die große Produktions- oder Sägehalle bereits vollständig in Flammen. Noch in weiter Entfernung waren die meterhohen Flammen in der Nacht sichtbar. Nach allen vorliegenden Kenntnissen war der Brand an der Nordseite der Sägehalle ausgebrochen. Das Feuer hatte zudem schon auf den Dachstuhl des unmittelbar daneben liegenden Bürotrakts der Firma übergegriffen.²⁷

Glücklicherweise erreichten die Flammen jedoch nicht die Holzlager-Halle und die Holz-Außenlager auf dem Areal: Nutzholz verbrannte in dieser Nacht im Sägewerk Späth bemerkenswerterweise so gut wie keines.

Die Belegschaft und die Arbeiter der Firma Späth hatten nach den Betriebsferien erst am Tag zuvor die Arbeit wiederaufgenommen. Einer nach dem anderen wurde informiert und fand sich an der nächtlichen Brandstätte ein. Der kaufmännische Angestellte Werner

²⁷ Bernd MÜLLER, Art. „Sägehalle und Bürotrakt ein Raub der Flammen/1,5 Millionen Mark Schaden bei nächtlichem Feuer“. In: Badische Zeitung (Lokalausgabe Lahr) vom 5.9.1984.



Die Sägehalle in Flammen
(Badische Zeitung, Aufn.:
Helmut Schulz)

Blum, der damals seine Ausbildung im Betrieb absolvierte und in unmittelbarer Nachbarschaft wohnte, erinnert sich an die Brandnacht:²⁸ *„Um zwölf, halb eins bin ich [...] von meiner Mutter geweckt worden, die zu mir sagte: Guck - dort drüben brennt's. Dann bin ich natürlich aufgestanden und habe gesehen, dass schon ein Teil, nicht alles, aber ein Großteil, in Flammen stand. Die Feuerwehr war noch nicht da. Ich natürlich: angezogen, hinübergerannt. Und da waren schon einige von uns da. Der Chef war da, der andere Büroarbeiter war da.“* Gerade diejenigen Arbeiter, die in Friesenheim oder Oberweier wohnten, eilten so schnell wie möglich zur Sägerei.

Erste Gedanken galten den wichtigen Firmenunterlagen, die man aus dem gefährdeten Bürotrakt rettete: *„Die wichtigsten Akten, Rechnungen, es musste ja irgendwie weitergehen.“* Zwar stand der Bürotrakt noch nicht in Flammen. Das Gebäude befand sich jedoch in unmittelbarer Nähe zur brennenden Produktionshalle und war durch Absaugrohre damit verbunden, so dass mit einem sehr schnellen Übergreifen der Flammen zu rechnen war.

„Als die Feuerwehr kam, mussten wir das Gebäude wieder verlassen, weil in der Nähe auch Ölfässer standen und Explosionsgefahr [herrschte]. Da mussten wir das Feld weitestgehend verlassen. Und dann stand das Sägewerk auch komplett in Flammen. Das ging ruckzuck.“

Vollständig zerstört wurden in dieser Nacht die Produktionshalle des Sägewerks und die darin befindlichen Maschinen, der Sozialraum, sowie der Bürotrakt, in dem sich im oberen Bereich noch eine Wohnung befunden hatte.

Die Brandursache

Als Brandursache ermittelten die hinzugezogenen Sachverständigen relativ zügig einen elektrischen Kurzschluss in einer Produktionsmaschine (Nachschnittmaschine) im hinteren, nördlichen Teil der Sägehalle.²⁹ Einige der verlegten Stromleitungskabel waren nicht mehr die allerneuesten und deshalb anfällig für Kurzschlüsse. Ein elektrischer Funke genügte: *„Durch den ganzen Staub, der im Sägewerk ist, gab es [...] eine Verpuffung. Da hast du keine Chance mehr.“*³⁰ Dass es sich beim Brandort um ein Sägewerk handelte, auf dessen Gelände viele Kubikmeter Holz lagerten, war für den Brandausbruch nur insofern entscheidend, dass in der betroffenen Halle Sägespäne und Sägemehl für eine rasche Feuerentwicklung sorgten.

Nachteilig zeigt sich, dass die Metall- und Stahlbauteile der Sägehalle der enormen Hitze nicht standhielten, sich verbogen und die Pro-

²⁸ Für die folgenden Informationen und Zitate: Gespräch mit Werner Blum (Jg. 1966) am 18.8.2016 (1 Std., 20 min., 50 sec.). Eine Audio-Aufzeichnung des Gesprächs befindet sich in den Sammlungen des Verfassers. Hieraus auch die Zitate in diesem Abschnitt. Die eigentliche Dialektform wird hier größtenteils unter Beibehaltung des Aussagegehalts in hochdeutscher Form wiedergegeben.

²⁹ Noch einmal ist zu betonen, dass für die vorliegende Darstellung keine Unterlagen der polizeilichen Ermittlungen oder der hinzugezogenen Sachverständigen konsultiert werden konnten.

³⁰ Gespräch mit Werner Blum (18.8.2016).



Überreste der
abgebrannten
Produktionshalle
(Sammlung Gerd
Feldmann, Aufn.
Helmut Schulz)

duktionshalle somit schnell zum vollständigen Einsturz kam. Am Tag nach dem Brand aufgenommene Fotografien lassen gut erkennen, wie das Feuer die Stahlbauteile verformt hat.

³¹ wie Anm. 27.

Für den weiteren Brandverlauf war der Umstand, dass es sich beim Brandort um eine Sägerei handelte, dann wohl eher unerheblich. Der Gesamtsachschaden wurde relativ schnell auf etwa 1,5 Millionen DM taxiert, wie die beiden lokalen Presseorgane schon tags darauf bekannt gaben.

Schnell machten Gerüchte über eine mögliche vorsätzliche Brandstiftung die Runde. Dafür gab es jedoch keinerlei Belege oder Beweise. Allerdings wurden die Hintergründe dieser unbewiesenen Gerüchte auch von der Presse angedeutet: *„Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, daß die Firma Späth in einer Bauvoranfrage bereits Erweiterungsabsichten bei der Gemeinde angemeldet hatte. Klagen der Anlieger und Auflagen der Gewerbeaufsicht erschwerten diese Pläne jedoch.“*³¹

Der Brand im Bild

Es konnte keine zentrale Dokumentation vom Brand im Sägewerk Späth und somit auch keine damit verbundene Fotodokumentation aufgefunden werden. Auch seitens der betroffenen Firma gab es offenbar keine größeren Ambitionen, die Geschehnisse oder die Schäden fotografisch festzuhalten.



Badische Zeitung, Aufn. Helmut Schulz

Die demnach wenigen bislang recherchierten Fotografien haben unterschiedliche Provenienzen und liegen an unterschiedlichen Stellen vor.

Für die *Badische Zeitung* hat der Hobby-Fotograf Helmut Schulz in der Brandnacht und am kommenden Morgen mehrere Fotografien aufgenommen. Der mittlerweile verstorbene Fotograf wohnte selbst in Friesenheim, nicht weit entfernt vom Sägewerk – und er war Mitglied in der Freiwilligen Feuerwehr Friesenheim. Demzufolge hielt Schulz ab und zu Einsätze der Feuerwehr im Bild fest. Fünf seiner Bilder wurden am 5.9.1984 in der *Badischen Zeitung* wiedergegeben. Vier Originalabzüge haben sich im Archiv der Lokalredaktion der *Badischen Zeitung* erhalten. Zwei weitere Bilder von Schulz befinden sich im Privatbesitz des damaligen Feuerwehrkommandanten Gerd Feldmann.

Für die *Lahrer Zeitung* fotografierte der damalige Redaktionsleiter Hartmut Kluge. Vier seiner Bilder sind im Artikel vom 5.9.1984

wiedergegeben, allerdings konnte keines davon mehr im Original aufgefunden werden. Auch Hartmut Kluge ist mittlerweile verstorben.³² Zwei weitere Farbbilder, die am nächsten Morgen auf dem Gelände aufgenommen wurden, befinden sich in den Sammlungen von Albrecht Stuber vom „Verein für Oberweierer Heimatgeschichte e.V.“ Drei weitere Bilder befinden sich im Privatbesitz des früheren Oberweierer Ortsvorstehers Josef Eisenbeis.³³ Schließlich stand der Freiwilligen Feuerwehr Oberweier bei ihrem Jubiläum im Jahr 2000 ein beeindruckendes Foto von der Brandnacht zur Verfügung, dessen Herkunft allerdings unklar ist.

Einzelne von einer Privatperson aufgenommene Fotografien wurden später dem Firmenbesitzer zur Verfügung gestellt und waren mehrere Jahre in den neuen Büroräumlichkeiten der Firma zu sehen.³⁴ Dem Verfasser sind demnach aktuell 14 Fotografien des nächtliche Brandes und der am darauffolgenden Tag vorgefundenen Situation bekannt. An zusätzliche fotografische Zeugnisse zu gelangen, stellte sich als schwierig heraus: Auch ein gezielter Suchaufruf im sozialen Netzwerk *facebook* brachte hier keinerlei Ergebnisse.³⁵

Der Einsatz der Feuerwehren

Die in ihrer Berichterstattung fast identische Lokalpresse hob besonders den Einsatz der beteiligten Feuerwehren hervor.³⁶ Bei der Bekämpfung des Brandes waren die Feuerwehrrabteilungen aller fünf Friesenheimer Ortsteile mit nicht weniger als 120 Männern und insgesamt sechs größeren Löschfahrzeugen im Einsatz. Koordiniert wurden die Maßnahmen vor Ort von Gerd Feldmann, seit 1984 Kommandant der Friesenheimer Gesamtwehr.³⁷

Als Vorteil für den Einsatz der Feuerwehren erwies sich, dass man in den Jahren zuvor schon mehrfach Feuerwehrrübungen auf und

³² wie Anm. 1.

³³ Diese Bilder konnten für diesen Beitrag nicht berücksichtigt werden.

³⁴ Diese Bilder konnten für diesen Beitrag nicht berücksichtigt werden.

³⁵ Aufruf vom 11. August 2016 auf der facebook-Seite „Friesenheim aktuell“, die zu diesem Zeitpunkt von rund 380 Personen abonniert wur-

de. <https://www.facebook.com/Friesenheim-Aktuell-1075617025838105/>

³⁶ Vgl. hierzu allgemein Walter PÖTZL (Hrsg.), *Feurio! Es brennt. Zur Geschichte des Brandschutzes, der Bandbekämpfung und der Feuerwehren*. Augsburg 2010.

³⁷ Informationen zum Einsatz der Feuerwehren lieferte vor allem: Gespräch mit Gerd Feld-

mann (Jg. 1943) am 27.9.2016 (1 Std., 10 min., 27 sec.). Eine Audio-Aufzeichnung des Gesprächs befindet sich in den Sammlungen des Verfassers. Hieraus auch die Zitate in diesem Abschnitt. Die eigentliche Dialektform wird hier größtenteils unter Beibehaltung des Aussagegehalts in hochdeutscher Form wiedergegeben.

beim Gelände der Firma Späth durchgeführt hatte. Dieses war wie einige andere größere Areale in der Gemeinde als kritischer oder potentiell gefährdeter Ort eingestuft. Man kannte somit die Gegebenheiten und konnte sehr schnell reagieren, wie Gerd Feldmann betont: *„Da geht’s ja hauruck, da geht’s ruckzuck!“* Äußerst nachteilig für die Löscharbeiten war hingegen, dass aufgrund der sommerlichen Jahreszeit die öffentlichen Gewässer und vor allem die Bachläufe der Gemeinden fast leer waren und deshalb der Wassernachschub nur schwer herzustellen war: *„Die Wasserverhältnisse waren dürftig. [...] Es wird viel Wasser gebraucht und es läuft nicht genug nach.“*

Nach der Devise „erst sichern – dann löschen“ entschlossen sich die Feuerwehren dazu, zuallererst dafür Sorge zu tragen, dass sich das Feuer nicht auf weitere Gebäude, auf das Hobelwerk und das Holzspäne-Silo, das Wohnhaus der Familie Späth sowie auf das Gelände der direkt benachbarten Firma Kohler ausweiten konnte: *„Und dann muss man schauen, dass zu den Lagerhallen daneben und auch zum Wohnhaus hinüber, dass man hier Abschirmungen macht. Damit das Feuer die noch bestehenden Gebäude nicht auch noch verletzt oder verbrennt.“*

Dazu wurden mit großen Schläuchen Wasserwände zwischen den Brand und die noch unversehrten Gebäude gesprüht. Die in Flammen stehende Produktionshalle war in dieser Nacht ohnehin nicht mehr zu retten. Als Grundsatz galt, so Gerd Feldmann: *„Was brennt, kann man brennen lassen. Was nicht brennt, erhalten.“*

Bereits um etwa 1.00 h hatten die vereinten Feuerwehren den Großbrand weitgehend unter Kontrolle. Sie hatten jedoch nicht verhindern können, dass die Sägehalle ganz und das Bürogebäude zu großen Teilen ein Raub der Flammen wurde. Die Feuerwehren stellten bis zum Morgen des 5. September 1984 eine Brandwache, um eine neuerliche Brandentwicklung zu verhindern.

Eine gute Dokumentation zum Späth-Brand liegt bei der Freiwilligen Feuerwehr Oberweier vor, für die die Feuerbekämpfung im Sägewerk Späth der größte Brandeinsatz in der Nachkriegszeit war.³⁸

Von den insgesamt 38 Oberweierer Feuerwehrmännern waren unter der Leitung des Abteilungskommandanten Herbert Schrempp 31 Männer bei dem nächtlichen Brand im Einsatz.³⁹ Der stichwortartige Einsatzbericht, der hier bewusst in seiner Fachdiktion im Original wiedergegeben werden soll, vermeldete folgendes: *„Über Funk 23.58 Uhr Großalarm für die Gesamtwehr Friesenheim auslösen lassen. Wasserentnahme Überflurhydrant, Verlegung einer 120m langen B-Leitung, Verteiler, B- und zwei C-Rohre, Riegelstellung zwischen brennender Sägehalle und Bürotrakt. Vordringen in Dachgeschoß zum Bürotrakt mit zwei C-Rohren,*

³⁸ 100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Oberweier, hier: S. 114.

³⁹ Da der Einsatz der Feuerwehren selten eingehender gewürdigt wird, seien an dieser Stelle die Namen der eingesetzten Oberweierer Feuerwehrmänner genannt: Herbert Schrempp, Paul Späth, Heinrich Wacker, Richard Buttenmüller, Trudpert Haas, Karlheinz Scherer, Kurt Fühner, Richard Haas, Alfred Rottler, Klaus Rottler, Adolf Rottler, Hubert Rottler, Horst Fäger, Eugen Wingert, Erich Lauer, Lothar Stuber, Bernhard Stuber, Gerold Feist, Herbert Greiner, Franz Hahn, Heinz Schwend, Lenhard Haaser, Heinrich Rees, Richard Kopf, Wolfgang Späth, Martin Wingert, Manfred Schwend, Walter Haas, Peter Schmidt, F. J. Benz, Günter Fischer

Verlegung weiterer B-Schläuche um angrenzende Gebäude zur weiteren Riegelstellung, Büro ausgeräumt, Sicherstellung wertvoller Geräte und Dokumente.“ Der kurze Einsatzbericht der Oberweierer Feuerwehr, der unter anderem die Anlage von „Riegelstellungen“ zwischen Gebäuden und die Rettung von wichtigen Dokumenten beschreibt, korrespondiert also weitgehend mit den Berichten in der Presse und den Erzählungen der Zeitzeugen.

Für die Feuerwehren war die Brandbekämpfung auf dem Gelände der Firma Späth zwar eine sehr anstrengende Angelegenheit, sie stellte die Feuerwehrleute jedoch nicht vor größere oder unvorhergesehene Probleme. Da durch den Gebäudebrand auch keine Menschen an Leib und Leben bedroht waren, die man hätte retten oder bergen müssen, hielten sich die zu bewältigenden Schwierigkeiten in Grenzen. Der nächtliche Großbrand war ein spektakuläres Ereignis, wurde aber von den Feuerwehren mit der notwendigen Erfahrung und mit einer gewissen Routine unter Kontrolle gebracht. *„Etwas Spezielles, etwas Außergewöhnliches war da nicht!“,* urteilt Kommandant Gerd Feldmann im Rückblick. Auch die möglicherweise naheliegende Vermutung, Sägewerke hätten grundsätzlich ein höheres Brandrisiko als andere Orte, kann von Fachleuten wie dem früheren Friesenheimer Kommandanten nicht bestätigt werden: *„Holz ist nicht das beste Brandmittel. [...] Weil es jetzt ein Sägewerk ist, dass [dann] eine höhere Brandgefahr besteht, dem ist nicht so.“*

In der Jahreshauptversammlung der Oberweierer Wehr im Februar 1985 wurde der Großbrand selbstverständlich thematisiert. Dabei wurde erwähnt, dass vor allem die *„enorme Hitzestrahlung“* den Feuerwehrmännern *„sehr zu schaffen“* machte.⁴⁰

Auch für die Freiwillige Feuerwehr des Nachbarorts Friesenheim, die mit zwei Einsatzfahrzeugen anrückte, war der Späth-Großbrand ein Großereignis. In der Jahreshauptversammlung der Friesenheimer Feuerwehr im März 1985 wurde der Großbrand als *„herausragendstes Ereignis“* des zurückliegenden Berichtsjahres bezeichnet. Der Brand im Sägewerk Späth habe *„an alle Abteilungswehren enorme Anforderungen an Mensch und Material“* gestellt.⁴¹ Gleichwohl wurde der Späth-Brand insgesamt als im Vergleich nicht übermäßig gravierend beurteilt, da glücklicherweise keine Menschen gefährdet oder körperlich zu Schaden gekommen waren.⁴²

In der Erinnerung der Oberweierer Feuerwehr hat der Späth-Großbrand durchaus eine länger währende Bedeutung eingenommen. Als man im Jahr 2000 das 100-jährige Jubiläum der Wehr feierte, wählte man für das Titelbild der zu diesem Anlass herausgegebenen Fest-

⁴⁰ Dokument

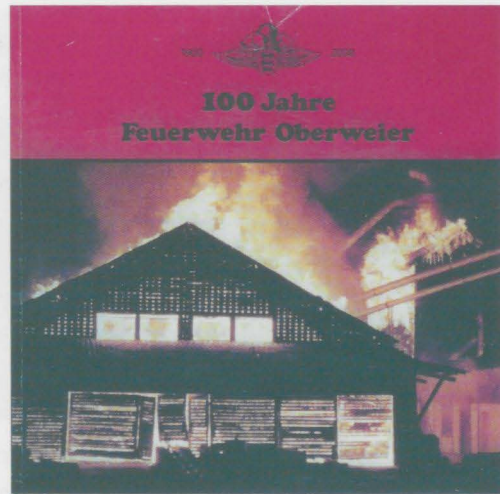
„Hauptversammlung der Feuerwehrabteilung Oberweier am 23. Februar 1985“. Zur Verfügung gestellt von der Freiwilligen Feuerwehr Oberweier.

⁴¹ Dokumentation

„Jahreshauptversammlung der Freiwilligen Feuerwehr Friesenheim 1985 (22. März 1985)“, S. 6. Zur Verfügung gestellt vom Amt für Brand- und Katastrophenschutz im Landratsamt Ortenaukreis.

⁴² Gespräch mit Gerd Feldmann (27.9.2016).

Titelbild der Festschrift „100 Jahre Feuerwehr Oberweier“



schrift wohl nicht zufällig eine spektakuläre Fotografie des nächtlichen Brandes, die zudem bis heute im örtlichen Feuerwehrhaus als gerahmtes Bild präsentiert wird.⁴³

Privates oder kollektives Unglück? Die Dorfgemeinschaften und der Großbrand

In der Brandnacht versammelten sich am Sägewerk zwischen Friesenheim und Oberweier Hunderte von Schaulustigen, die aus allen Ortsteilen nach Friesenheim strömten und von den eingesetzten Polizeibeamten kontrolliert werden mussten. Mit dem Stellvertretenden Friesenheimer Bürgermeister Dr. Gerhard Homberg, dem Oberweierer Ortsvorsteher Josef Eisenbeis und mehreren Gemeinderäten zeigten sich, wie die Presse berichtete, auch viele der politischen Vertreter der Gemeinde am Brandort präsent.

Die 19 Mitarbeiter der Firma, bei denen das Ereignis verständlicherweise große Betroffenheit auslöste, mussten im ersten Moment um ihren Arbeitsplatz fürchten: „*Ich konnte es im ersten Moment nicht fassen, was da abgeht. [...] Im ersten Moment denkt man: Was mache ich jetzt? [...] Muss ich jetzt den Job schmeißen? [...] Wie geht es weiter?*“⁴⁴

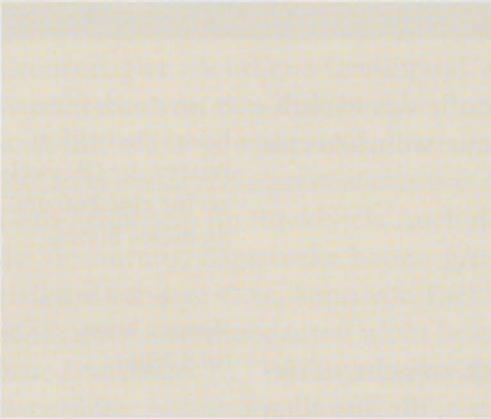
Diese Befürchtungen konnten jedoch von Firmenbesitzer Peter Späth umgehend beruhigt werden. Dieser machte schnell seinen Entschluss deutlich, dass alles dafür getan werde, um den Sägewerksbetrieb so schnell wie möglich wiederaufzunehmen: „*Die Produktion geht weiter, es steht auch noch ausreichend Holzmaterial zur Verfügung, um die Kundschaft beliefern zu können*“, wurde Peter Späth von der *Badischen*

⁴³ Ich danke Klaus Beiser (Freiwillige Feuerwehr Oberweier) für eine Fotografie dieses Bildes.

⁴⁴ Gespräch mit Werner Blum (18.8.2016).



Am Tag nach dem Brand (Albrecht Stuber, Aufn.: unbekannt)



Zeitung zitiert. Seine Mitarbeiter, so Späth, hätten deshalb nicht um ihre Arbeitsplätze zu fürchten.⁴⁵

Unter großen Anstrengungen nicht zuletzt der Firmenmitarbeiter und Arbeiter wurde das verwüstete Gelände geräumt. Da von Seiten der Ermittlungsbehörden und der Versicherung schnell die Freigabe erteilt wurde, konnte danach auch relativ zügig damit begonnen werden, die Produktionsanlagen und das Bürogebäude neu aufzubauen.

Dabei blieb der Großbrand im Sägewerk Späth letztendlich ein privates Unglück mit erheblichen Ausmaßen, das vorrangig die Besitzer und die Beschäftigten betraf. Nach einer ersten Aufregungswelle im Dorf blieben die Firma, der Firmenbesitzer und seine Mitarbeiter mit der Bewältigung der Folgen des verheerenden Brandes größtenteils auf sich alleine gestellt. Der Zusammenhalt in der Belegschaft und unter den Kollegen wurde durch diese Erfahrungen allerdings durchaus bestärkt, so einer der Beteiligten.⁴⁶

⁴⁵ wie Anm. 27.

⁴⁶ Gespräch mit Werner Blum (18.8.2016).

Während man sich in den Nachbardörfern Friesenheim und Oberweier heutzutage lebhaft an das Brandunglück erinnert, wurde es damals keineswegs als kollektive Angelegenheit des Dorfes behandelt. Die Dorfgemeinschaften zeigten sich nur begrenzt und nur kurze Zeit von dem Ereignis betroffen. Die Grundhaltung ging dahin, erst einmal abzuwarten, was nun passiert. Außer einzelnen Kontakten und Nachfragen in persönlichen Gesprächen hielten sich die Bürger von Friesenheim und Oberweier mit konkreten Reaktionen zurück, oder anders formuliert: „Von außen hätte man keine Hilfe erwarten dürfen!“⁴⁷ Weder in den politischen Gremien des Ortsteils Oberweier noch in denen der Gesamtgemeinde Friesenheim wurde der Großbrand in der Folge eigens oder offiziell thematisiert.⁴⁸ Kaum ein Vertreter der Gemeinde kümmerte sich intensiver um die Folgen des Brandes. In der Gemeinde ging man schnell wieder zur Tagesordnung über, das Unglück blieb dem privaten Bereich zugewiesen.

In einem überraschend kurzen Zeitraum konnten die Produktionsanlagen und das Bürogebäude auf dem Firmengelände der Sägerei Späth wieder neu aufgebaut werden. In diesem Prozess berücksichtigte man die Erkenntnisse aus der Brandnacht und entschied sich nun für andere Bauweisen und Baumaterialien. Unter anderem wurde der Einbau von zu viel Trägern aus Stahl vermieden, da man gesehen hatte, wie schnell diese durch die gewaltige Hitze völlig instabil geworden und weggebrochen waren. Beim Neuaufbau wurde deshalb überwiegend Holz verbaut.

Schon im April des folgenden Jahres 1985, also kein Jahr nach dem Brand, konnte der Betrieb im Sägewerk wiederaufgenommen werden. Damit verbunden waren Modernisierungen in der technischen Ausstattung sowie in der Betriebsorganisation. Der Brand wirkte für die Firma einen erheblichen Wandlungsprozess und dies nicht nur in gebäudebaulicher Hinsicht. Auch in der innerbetrieblichen Strukturierung, bei den technischen Neuerungen durch neu angeschaffte Maschinen sowie bei den Einsatzbereichen der einzelnen Arbeiter und Beschäftigten kam es zu erheblichen Veränderungen. Im Rückblick erhält man deshalb folgenden Eindruck: Trotz der enormen Schäden, die der Sägerei-Brand verursacht hatte, verbunden mit emotionalen Belastungen und großen Befürchtungen bei der Belegschaft, ging das Sägewerk Späth auf lange Sicht gefestigt und auch gestärkt aus dem Unglück vom 3. September 1984 hervor.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Schriftliche Auskunft der Gemeindeverwaltung Friesenheim (Hauptamt) vom 1.9.2016 an den Verfasser; schriftliche Auskunft der Ortsverwaltung Oberweier vom 7.9.2016 an den Verfasser.



Was vom Lancaster-Bomber JA941GT-A übrig blieb: Das etwa 60 cm breite Gerät wird als „Throttle Quadrant“, etwa „Drossel-Element“, bezeichnet. Die vier zentralen Hebel steuerten die Drosselung der vier Motoren. Mit den vier Hebeln darunter konnte der Neigungswinkel der Propeller eingestellt werden.

Nächtlicher Absturz eines Bombers ✓

1944 – als der Krieg ins Litschental kam

Von Erich Krämer

Vorbemerkung: Das Stadtmuseum in der Tonofenfabrik, ein aufregendes Projekt, ein Glücksfall für Lahr: Raus aus den beengten Verhältnissen in der Villa Jamm, Platz für die übergroße Fülle an Exponaten, von der Römerzeit über die Stadtgründung bis zum Grizzlybären. Um die bewegte Geschichte unserer Stadt darzustellen, hat Gabriele Bohnert, die Leiterin des Museums, eine Menge erstklassigen Materials – und doch nicht genug. Ende 2015 fragt sie die Mitglieder des Fördervereins nach Dokumenten und Exponaten zum Ersten und Zweiten Weltkrieg, denn „leider wurde zu diesem Thema nichts gesammelt“.

Die Geschichte: Ich gehöre zu der Generation, die das Ende des Zweiten Weltkriegs als Kind noch in Erinnerung hat. Dazu gehört vor allem ein einschneidendes Ereignis: der nächtliche Absturz eines englischen Bombers im Litschental bei Seelbach, weniger als drei Kilometer von meinem Elternhaus entfernt. Und der Besuch zusammen mit meinem Vater und den Brüdern an der Absturzstelle, wo deutsche Soldaten die Trümmer des riesigen viermotorigen Lancaster-Bombers bargen, der, kurz nachdem er seine Bombenlast im vorderen Litschental abgeworfen hatte, an einer Bergwand im Wald zerschellt war. Ich erinnere mich daran, dass mein Vater den deutschen Soldaten gegen ein Kistchen Zigarren etwas abgehandelt hatte, ein kompaktes Steuerelement aus dem Cockpit des Flugzeugs. Bis zu Gabriele Bohnerts Rundruf lag dieses „Artefakt“ fast vergessen auf meinem Speicher. War das nicht genau das Richtige für die Sammlung?

Aber was hatte ich da? Ein Gerät, etwa 60 cm breit, mit 13 unterschiedlich langen Hebeln, die über Zahnräder auf dünne Ketten wirkten, viel Aluminium, das Ganze in gutem Zustand, aber doch eigentlich unspektakulär – bis man die ganze tragische Geschichte kennt. Doch davon später. Was mir als erstes dazu einfiel: Hatte der unglückliche Pilot in seinen letzten Minuten versucht, mit diesen Hebeln den riesigen brennenden Flieger in den Griff zu bekommen, das Schicksal abzuwenden?

Aber erst einmal drängten sich Fragen auf: Was für ein Flugzeug war das überhaupt? Was war sein Ziel gewesen? Wann stürzte die Ma-

schine ab? Und warum? Abgeschossen von einem deutschen Jagdflugzeug oder durch Flak? Vor allem: Wie war es der Besatzung ergangen? Und dann die rein technische Frage: Was war die Funktion des erhalten gebliebenen Steuerelements?

Das Datum und den Zeitpunkt des Absturzes konnte ich dem Tagebuch meines Vaters entnehmen: Es geschah am Freitag, dem 25. Februar 1944, etwa um 22 Uhr. Im Archiv der Gemeinde Seelbach fanden sich keinerlei Hinweise, eben so wenig im Stadtarchiv Lahr. Auch kein Bericht in der Lahrer Zeitung von damals – der Abschuss feindlicher Flugzeuge fiel offensichtlich unter militärische Geheimhaltung.

Fündig wurde ich dann bei einem Besuch im Litschental. Walter Welle, Besitzer des Pfaffenhofs, in dessen Wald das Flugzeug zerschellte, erinnert sich an das dramatische Geschehen. Erinnert sich, wie die Druckwelle des nur wenige hundert Meter vom Hof entfernt explodierenden Bombers Türen, Fenster und Dach seines Elternhauses zerstörten.

Und er erinnert sich an einen Besuch – 53 Jahre später. Verwandte des englischen Piloten Bruce Millen, der auf dem Flug nach Augsburg im Litschental den Tod fand, besuchten die Absturzstelle (Badische Zeitung vom 31.5.1997).

Nun gab es genug Daten, um weiter zu forschen. Daten, die ich nach England übermittelte an meine in London lebende Tochter mit der Bitte, in dortigen Militärarchiven zu forschen. Unerwartet schnell führte dies zum Erfolg.

Das Archiv der Royal Air Force gab alle Einzelheiten preis: über das Flugzeug, die Besatzung, den Einsatz, über das ganze Geschehen in jener Nacht vom 25. auf den 26. Februar 1944, die zum Unglück wurde für die Besatzung eines englischen Bombers und zum Unglück für die Stadt Augsburg, die in jener Nacht völlig zerstört wurde. Über den Einsatz berichten die englischen Quellen:

B.B. Millen war der Pilot des Lancaster-Bombers JA941GT-A ... am 25. Februar 1944 auf einem Bomben-Angriff auf Augsburg, Deutschland. Das Flugzeug war eins von 594 Flugzeugen, die an einem Großangriff auf Augsburg teilnahmen, die gemischte „bomberforce“ bestand aus 461 Lancasters, 123 Halifaxes und 10 Mosquitos. ... die Aufteilung der Hauptflotte in zwei Wellen reduzierte die Verluste, trotzdem gingen 21 Flugzeuge verloren bei dem Einsatz, das waren 16 Lancasters und 5 Halifaxes, mindestens 4 auf Grund von Kollisionen. Die Bombardierung von Augsburg war außerordentlich erfolgreich bei klarem



Er flog den Bomber JA941GT-A: Flight Sergeant Beresford Bruce Millen, 23 Jahre alt. Seine letzte Ruhe fand der junge Pilot auf dem englischen Soldatenfriedhof Durnbach bei Bad Tölz.



Wetter ... und nur geringer Flakverteidigung. Das wundervolle alte Zentrum von Augsburg wurde völlig zerstört.

Die erste Welle der Bombardierung erfolgte am 25.2.1944 um etwa 23 Uhr, die zweite um 1 Uhr morgens. Der Bericht gibt weitere genaue Details, z. B. über die Bombenlast, die Zerstörung der Außenbezirke Augsburgs usw. ... Auch das Schicksal des viermotorigen Lancaster-Bombers JA941GT-A und seiner Besatzung wird ausführlich dokumentiert.

Vor dem letzten Einsatz gegen Augsburg flogen B.B. Millen und seine Crew vier Einsätze gegen Berlin: am 29.12.1943, am 27.1., am 30.1. und am 15.2.1944. Die siebenköpfige Besatzung bestand aus: Pilot Flight Sergeant Beresford Bruce Millen (23 Jahre, er stammte von einem Bauernhof in Kent), Flight Sergeant John Yeomans, Flight Sergeant Arthur Norman Ingles (20, aus Waitara, Australien), Sergeant Benjamin Samuel Reynolds (36, aus der Grafschaft Hertfordshire), Sergeant William Harold Johnson (19, aus Upton, Yorkshire), Sergeant Crawford Mickerrow Hossack (20, aus Glasgow), Pilot Officer W. H. Liddiard.

Um genau 19.03 Uhr am 25.2.1944 startete der Lancaster Bomber JA941GT-A vom Warboys Airfield in Huntingdonshire zu seinem letzten Flug, den nur zwei Besatzungsmitglieder überlebten. Sie sprangen kurz vor dem Absturz über Kuhbach mit dem Fallschirm ab. Von einem der beiden, John Yeomans, stammt ein genauer Bericht der verhängnisvollen Mission. 51 Jahre später schildert er in einem Brief an die Millen-Familie das Geschehen.

... als wir zum Start rollten, wurde der Heckschütze (rear gunner) Bob, ein Amerikaner in der RCAF, krank. ... eine Ambulanz brachte ihn weg. Ein anderer Schütze, P/O Liddiard, kam und stieg in den Turm. Keiner von uns hatte ihn zuvor getroffen. ... wegen dieser Umstände starteten wir etwa 20 Minuten verspätet, was zweifellos zu unseren Problemen in dieser Nacht beitrug, denn Timing war wesentlich bei diesen Operationen.

Ein Bomber vom Typ Lancaster 111, wie er am 25. Februar 1944 im Litschental abstürzte. Das Flugzeug hatte eine Länge von 21 Metern und eine Spannweite von 31 Metern, ein Leergewicht von 16,5 Tonnen und wog voll beladen 31 Tonnen. Die Bombenlast betrug zwischen sechs und 10 Tonnen. Die Marschgeschwindigkeit lag bei 200 Meilen pro Stunde, gleich 322 km/h. Die Reichweite betrug rund 4.000 km. Angetrieben wurde der Flieger von vier Rolls-Royce V 12 Motoren mit je 1.280 PS. Bewaffnet war er mit acht schweren Maschinengewehren. Der „Throttle Quadrant“ befand sich an zentraler Stelle im Cockpit, zur rechten Hand des Piloten.

In 19.000 feet (ca. 6.000 m Höhe) fliegend, wurde das Flugzeug über Hagenau im Elsass von einem deutschen Nachtjäger angegriffen. – John Yeomans schreibt weiter:

... wir wurden von unten angegriffen, eine wohlbekannt Taktik der Luftwaffe-Flieger, um zu vermeiden, dass sie von unseren Schützen mit ihrem begrenzten Sichtfeld gesehen wurden. Ich wurde an Kopf und Fuß verwundet, was meine Erinnerung an folgende Details fast auf Null brachte, bis ich Stunden später von einer Gruppe von Soldaten umringt war. Ich wurde Kriegsgefangener. Lidiard verlor ein Bein, wurde ebenfalls Gefangener.

Die übrigen fünf Besatzungsmitglieder starben bei dem Absturz und ruhen heute auf dem englischen Soldatenfriedhof Durnbach bei Bad Tölz.

Auch über den deutschen Jagdflieger, der den Bomber über dem Elsass abgeschossen hatte, weiß das englische Archiv genau Bescheid. Es war der 11. Abschuss von Heinz Rökker, 23 Jahre alt, in Oldenburg geboren. Der als night fighter ace (Nachtjäger-Ass) bezeichnete Jagdflieger erzielte bis März 1945 insgesamt 64 Luftsiege in 161 Einsätzen, davon 63 bei Nacht, darunter waren 55 viermotorige Bomber.

Das im Februar 1944 im Litschental abgestürzte Flugzeug war nicht das einzige, das in unserer Gegend abgeschossen wurde. Weitere Abstürze sind für 1944 belegt:

am 16. März ein Bomber am Weißmoos,

am 18. März zwei Bomber im Wald bei Ettenheimmünster,

am 27. oder 28. März ein Lancaster-Bomber bei Burgheim,

am gleichen Tag ein wahrscheinlich amerikanischer Bomber im Giesen bei Reichenbach.

Zu entnehmen dem Bericht des Seelbacher Chronisten Wilhelm Fischer (s. Badische Zeitung vom 20.3.2004). Mein Schulfreund Gunther Lehmann bestätigt in seinem Buch „Erlebte Geschichten und Erinnerungen“ diese Angaben. Und er schildert weiter (woran auch ich mich erinnern kann): große Bombergeschwader, die am hellen Tag über uns hinwegflogen, mit großem Gedröhn, mit weißen Kondenzstreifen. Der Angriff von deutschen Jagdflugzeugen auf die Pulks, den Abschuss einzelner Bomber, die weißen Fallschirm der abspringenden Piloten ...

Das alles ist lange her. Gottseidank. Ist Erinnerung, die sich in diesem Fall fest macht an jenem „Instrument“ aus dem Cockpit des unglücklichen Bombers, das auf meinem Speicher das Kriegsende und 71 Friedensjahre überlebt hat. Es ist übrigens ein Throttle Quadrant, und dient zur Drosselung der vier Motoren.



Das Wunder von Grafenhausen ✓

Von Rudi Rest

Es war eine warme Nacht an diesem Mittwoch, dem 21. August 1963. Wenige Minuten nach 4:30 Uhr aber wurden die Einwohner von Grafenhausen durch einen donnerartigen Schlag aus dem Schlaf gerissen. Der Tag begann eben zu grauen, als der Pilot eines französischen Düsenjägers kurz nach dem Start um 4:33 Uhr den Schleudersitz betätigte, um sich mit Hilfe seines Fallschirms zu retten. Der Düsenjäger vom Typ F 100 selbst explodierte in viele Teile, die mehrere hundert Meter über das Dorf Grafenhausen verstreut niedergingen. In Sekundenschnelle hatten sich zahlreiche Gebäude entzündet. Fünf Ställe, fünf Scheunen, ein Wohnhaus und vier größere Schuppen sowie einige Schweine und zahlreiche Hühner wurden ein Raub der Flammen. Menschen kamen glücklicherweise nicht zu Schaden.

Wie kam es zu dem Unglück? Die auf dem Flugplatz in Lahr-Dinglingen stationierten Maschinen hatten gerade anlässlich einer zweitägigen Übung Großseinsatz. Kurz nach dem Start der dann abgestürzten Maschine erhielt der Pilot vom Kommandoturm des Flugplatzes aus den Hinweis: „Ihre Maschine brennt“. Was weiter über Funk gesprochen wurde, wusste von den Verantwortlichen niemand mehr zu berichten.

Der Schleudersitz wurde betätigt und der Rumpf der führungslos gewordenen Maschine ging etwa hundert Meter vor dem Grafenhausener Kirchturm nieder. Der damalige Bürgermeister Josef Schludecker alarmierte sofort nach dem Unglück die örtliche Feuerwehr. Da man das Riesenausmaß der Katastrophe bald erkannt hatte, wollte man auch Überlandhilfe herbeirufen. Doch die Telefonverbindungen waren unterbrochen. Bürgermeister Schludecker traf auf dem Weg zum Telefon nach Orschweier eine Streife des Autobahnverkehrsriegel, die schon dabei war, über Funk die benachbarten Feuerwehren aus der Umgebung herbeizurufen. Die Beamten dieses Streifenwagens hatten den Absturz und die Explosion beobachtet und von sich aus kurz entschlossen gehandelt. Auf der Rückfahrt erkannte Schludecker: Grafenhausen war in ein Rauch- und Flammenmeer gehüllt.

Recht bald waren neben der hiesigen Wehr die Wehren aus Kappel, Orschweier, Ettenheim, die Weckerlinie der Lahrer Feuerwehr



Die Wehren der region unterstützten die Grafenhausener Feuerwehrleute bei ihrer Arbeit.

und eine Bundeswehr-Einheit aus Herbolzheim sowie eine Einheit des Dinglinger Flugplatzes zur Stelle. Alle Einsatzkräfte halfen kräftig bei der Brandbekämpfung und bei den Bergungs- und Aufräumarbeiten, die noch einige Tage lang andauerten, mit. Die Schäden waren in den ersten Stunden kaum übersehbar. Noch nach vier Stunden gelang es, zwei Rinder zu retten, während mehrere Schweine verbrannten und große Futtermittelvorräte den Flammen zum Opfer fielen. In einem anderen Anwesen war ein drei Meter langes Teil einer Tragfläche am Wohnhaus vorbei in die Scheune geflogen. Wieder andere Häuser sah man mit schweren Splitterschäden. Auch die Dächer und Fensterscheiben waren in Mitleidenschaft gezogen worden und auf dem Friedhof hatte der Luftdruck Grabsteine umgerissen und auf die Wiese geschleudert. Man sah Dutzende restlos verkohlter und abgeknickter Bäume, die in der Absturzschneise des Flugzeuges lagen. Besondere Vorsicht war für die Feuerwehrleute geboten, denn mit den Teilen des Flugzeuges war auch Munition in das Dorf geflogen, die immer wieder an den Brandstellen detonierte.

Etwa 1,5 Kilometer von Grafenhausen war der Pilot unverletzt mit seinem Fallschirm gelandet. Da es noch dunkel war, wusste er nicht, wo seine Maschine aufgeschlagen war, doch schon von weitem hat er gesehen, dass es an verschiedenen Stellen im Orte brannte. Der Pilot hatte große Angst, dass durch seinen Unfall etwas Schlimmes angerichtet worden sei, denn wegen des Feuers, das an verschiedenen Stellen aufloderte, hatte er befürchten müssen, dass der Unfall Menschenleben gekostet hat. Mit einem solchen Gefühl der Angst und des Schreckens hat sich der Pilot auf den Weg ins Dorf gemacht.

Groß war die Anteilnahme an diesem Unglück von überall her. Der damalige Regierungspräsident Anton Dichtel war an die Unfallstelle geeilt, um sich über das Ausmaß zu vergewissern. Landrat Dr. Georg Wimmer sah in diesem Unglück die Bestätigung für die Notwendigkeit seiner Forderung, endlich die Verlegung der Gemeinde Langenwinkel voranzutreiben, und auch der Landtagsabgeordnete Dr. Hermann Person fand sich am Nachmittag an der Unfallstelle ein, um sofort seiner Forderung an den damaligen Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg und späteren Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger nach der Verlegung des Dorfes Langenwinkel Nachdruck zu verleihen. Nicht zuletzt verlange er auch, den „schwer geschädigten Einwohnern“ von Grafenhausen schnelle und wirksame Hilfe angedeihen zu lassen. Das allerdings ist – jedenfalls was den zeit-

lichen Ablauf betrifft – nur in begrenztem Maße geschehen. Noch lange Zeit konnte man in Grafenhausen die Wunden, die das Unglück geschlagen hatte, wahrnehmen, und auch zahlreiche Schau- lustige strömten noch Tage später nach Grafenhausen. 65 Anwesen waren von dem Absturz der Maschine betroffen, es entstand ein Gesamtschaden von 400.000 DM. Vier Schweine, etwa 70 Hühner und 20 Stallhasen verbrannten. Menschen aber kamen nicht zu Schaden.

Zum 40. Jahrestag des Absturzes am 21. August 2003 hat die Freiwillige Feuerwehr Grafenhausen unter ihrem Abteilungskommandanten Rudi Rest eine große Ausstellung mit Bildern und Zeitungsberichten auf dem Gelände des Maierhofes gezeigt. Durch die große Resonanz der Besucher konnte mit Spenden und dem erwirtschafteten finanziellen Gewinn der Feuerwehr am 2. Oktober 2004 ein Gedenkstein im Ortskern errichtet werden, der an „das Wunder von Grafenhausen“ erinnert. Zum 50. Jahrestag im Jahr 2013 wurde mit einigen Zeitzeugen und dem damaligen Sachverständigen der Gebäudeversicherung Gerhard Scheumann, der die gesamte Schadensabwicklung gemacht hatte, ein Film gedreht.

Soldaten bewachten die Trümmerteile der abgestürzten Maschine.



Schreckliches Ende eines Geschäftsfluges ~

Flugzeugabsturz im Friesenheimer Wald

Von Ekkehard Klem

Der 8. August 1996 ist als schwarzer Tag in die Firmengeschichte des Hauses Burda, Offenburg, eingegangen. Der Burda Vorstandsvorsitzende, Dr. Hubert Burda, musste wegen des Absturzes des Burdajets folgende Todesanzeige in der Presse bekannt machen:¹

¹ Todesanzeige, Mittelbadische Presse, Samstag/Sonntag 10./11.08.1996.

„Wir trauern um vier Mitarbeiter und Kollegen die durch einen schrecklichen Unglücksfall aus unserem Leben gerissen wurden:

Gerd Bolls, Vorstandsmitglied

Rainer Hager, Verlagsleiter

Alfred Kühne, Chefpilot

Marco Daxenbichler, Copilot.

Ihr Verlust ist unersetzlich.

In dieser schweren Stunde gilt unser Mitgefühl den Familien.

Wir werden sie nie vergessen.

Dr. Hubert Burda und alle Mitarbeiter“.

Was war geschehen? Die Verstorbenen starteten mit dem Burda-Firmenjet, eine Falcon Dassault DA 10, kurz nach 9:00 Uhr in München, um an einem Besprechungstermin in der Burdazentrale in Offenburg teilzunehmen. Der Flug endete jedoch um 9:45 Uhr durch den Absturz im Friesenheimer Wald unterhalb der Bildsteine auf dem Scheibenberg.

Zeitzeugen berichten

Ekkehard Klem, ehemaliger Hauptamtsleiter des Bürgermeisteramtes Friesenheim

Am Unglückstag läutete bei mir im Rathaus Friesenheim kurz vor 10:00 Uhr das Telefon. Es wird ein Flugzeugabsturz in Oberweier gemeldet. Das Ehepaar Peter und Ingrid Kempf saß auf seiner Terrasse und beobachtete am nebligen Himmel ein tief fliegendes Flugzeug über seinem Haus und dessen Eintauchen in den Hochnebel des gegenüberliegenden Scheibenberges. Der Aufprall der Maschine sei lautstark zu vernehmen gewesen. Nach einer Schrecksekunde und

der Realisierung des Tatbestandes nahm ich über den Notruf 112 Kontakt mit der Feuerwehrleitstelle in Lahr auf. Der Flugzeugabsturz war dort jedoch bereits gemeldet. Im gleichen Moment fuhr auch das erste Feuerwehrfahrzeug der Friesenheimer Feuerwehr zum Einsatz aus. Ich informierte Bürgermeister Eugen Götz, benachrichtigte das Bauamt und versuchte, unseren Förster Gerhard Althausen zu erreichen. Den restlichen Tag über war ich Ansprechpartner für Presse und Rundfunk, die Auskünfte über den Flugzeugabsturz erhalten wollten.

Gerhard Althausen, ehemaliger Revierleiter des Forstbezirks Friesenheim-Nord

Am Unglückstag hatte ich Urlaub und war mit meinem Sohn Martin beim Holzmachen am Herzrank im hinteren Oberweierer Tal. Der Feuerwehrpiepser meines Sohnes gab Alarm, dieser setzte sich in mein Auto und fuhr zum Einsatz. Ich stand alleine im Wald. Nach geraumer Zeit kam mein Sohn zurück und berichtete von dem Flugzeugabsturz in meinem Revier. Die Absturzstelle habe man bisher wegen des Nebels nicht finden können. Wir machten uns gemeinsam auf die Suche in Richtung Scheibenberg. Am oberen Scheibenberg konnten wir die Brandstelle an Hand des Feuergeruchs von Holz, Gummi und Chemikalien orten. Im gleichen Augenblick kam uns auch das LF 16 der Friesenheimer Feuerwehrabteilung entgegen. Dahinter folgte das Fahrzeug des Rettungsdienstes.



Die erste Aufnahme an der Absturzstelle, das Flugzeugwrack ist noch in Brand.

Klaus Steppacher, Mitglied der Feuerwehr Friesenheim

Von meinem Arbeitsplatz bis zum Feuerwehrgerätehaus habe ich nur ein paar Schritte. Ich war am Unglückstag Gruppenführer und konnte mit den ersten Feuerwehrmännern mit dem LF 16 ausrücken. Der Alarm wurde 9.47 Uhr ausgelöst, wir rückten bereits um 9.52 Uhr aus. Die Alarmmeldung erfolgte als „Flugzeugabsturz im Oberweierer Wald“. Auf Grund der ungenauen Ortsangabe machten wir in der Talstraße halt und befragten die Person, die den Absturz gemeldet hatte. Kamerad Joachim Horne erhielt den Richtungshinweis Steinbruch Friesenheim. Während der Standzeit wurden wir vom Geräterüstwagen mit Abteilungskommandant Wolfgang Jägle und Gerd Feldmann überholt. Diese machten sich auf die Suche im Bereich Mörderdobel, wir fuhren in Richtung Steinbruch. Bereits in der Talstraße kam uns Förster Althausen entgegen, der uns zur Absturzstelle leitete. Dort rannten Joachim Horne und ich den Berg hinauf. Das Bild, das sich uns an der Absturzstelle bot, war schrecklich. Das Flugzeug war in viele Teile zerbrochen. Eine Person lag tot außerhalb des Flugzeugwracks, die weiteren drei Personen konnten wir erst nach Löschen des Brandes verbrannt im vorderen Teil des Flugzeuges entdecken. Mit uns waren auch die Rettungssanitäter vor Ort. Per Funk orderten wir die Erstellung einer Schlauchverbindung vom LF 16 zur Brandstelle.

² Burda-Jet zerschellt am Scheibenberg, Lahrer Zeitung vom 09.08.1996.

Hans-Peter Höll, damaliger Leiter des Polizeirevier Lahr

Ein Ohrenzeuge informierte das Polizeirevier Lahr um 9.41 Uhr. Es wurde gemeldet: „*Da muss ein Flugzeug beim alten Steinbruch im Oberweierer Wald abgestürzt sein, ich habe die Düsen gehört und dann einen lauten Knall*“. Der Alarm ging doppelt ein, einmal über den Polizeinotruf 110 und den Notruf der Feuerwehr 112. Den Alarm leitete ich an den Friesenheimer Postenführer Horst Herkersdorf weiter, der sich mit seinen beiden Kollegen Otmar Kopf und Horst Vetter zum Unglücksort begab. Ich selbst fuhr mit meinem Kollegen Anton Ringwald die Absturzstelle an.

Wir übernahmen die großräumige Absperrung der Absturzstelle und forderten zusätzlich von den Außenstellen Seelbach und Schwanau Unterstützung an. An der Oberweierer Kirche wurde die erste Sperre errichtet. Die Polizei verwehrte die Durchfahrt zum Unglücksort. Presse, Rundfunk, Fotografen und viele Journalisten mussten warten, bis die Verunglückten geborgen waren. Kripo und Staatsanwaltschaft luden gegen 15.30 Uhr zur Pressekonferenz. Der Reporterpulk wurde gemeinsam in die Nähe der Absturzstelle geführt.²

Eugen Götz, damaliger Bürgermeister der Gemeinde Friesenheim

Als Bürgermeister hielt ich mich an der Unfallstelle auf und machte mir schnellstens nach dem Flugzeugabsturz ein Bild der Lage vor Ort. Ich wurde konfrontiert mit einer Situation des Grauens, mit einer bedrückenden Situation, die man auch nach über 20 Jahren nicht vergessen hat.

Die Einsatzleitung der Retter vor Ort übernahm der Stellvertreter des Kreisbrandmeisters Peter Sauda, Offenburg; er war selbst Mitarbeiter bei der Firma Burda. Unter den Ersten, die an die Unfallstelle kamen, war Burda-Konzernchef Jürgen Todenhöfer, Landrat Günter Fehringer mit seinem Dezernenten für Sicherheit und Ordnung, Michael Loritz, und der Offenburger Bürgermeister Kiefert. Die Pressekonferenz am Nachmittag wurde von dem Offenburger Kripo-Chef Wolfgang Scheidgen geleitet.³

Problematisch waren die vielen Fahrzeuge im Wald, auf den Waldwegen war ein Begegnungsverkehr nicht möglich, das Dienstfahrzeug des Landratsamtes war zwischen Rettungsfahrzeugen eingeklemmt. Den Fahrdienst für den Landrat erledigte ich daher selbst und brachte die Gäste nach Offenburg zurück.

Zeitdokumentation des Flugzeugabsturzes am 08.08.1996 durch die Leitstelle Lahr

Ein Auszug über die wichtigsten Augenblicke:

- | | |
|-----------|--|
| 9:45 Uhr | Notruf von Martin Vier, Orgelbauer, Oberweiler |
| 9:46 Uhr | Weiterleitung des Notrufes an das Polizeirevier Lahr |
| 9:47 Uhr | Alarmierung der Feuerwehr Friesenheim |
| 9:48 Uhr | Alarmierung DRK |
| 9:53 Uhr | Sirenenalarm in Oberweiler |
| 10:10 Uhr | DRK Hubschrauber kommt |
| | Polizei Hubschrauber kommt |
| 10:21 Uhr | Flugzeugabsturzstelle gefunden, am alten Steinbruch Friesenheim |
| 10:35 Uhr | Alarmierung Feuerwehr Lahr |
| 10:46 Uhr | Feuerwehr Lahr, alles für Schaumeinsatz richten auf Abruf |
| 10:50 Uhr | Feuerwehr Friesenheim, vier Personen gefunden, Flugzeug wird gelöscht |
| 11:09 Uhr | Leitstelle Offenburg teilt mit: Flugzeug von der Firma Burda mit vier Personen besetzt |
| 11:23 Uhr | Landrat, Bürgermeister von Offenburg und Herr Lorenz fahren Einsatzstelle an. |

³ Vier Tote: Burda-Jet zerschellt am Scheibenberg, Badische Zeitung vom 09.08.1996.

Zwischen Notruf um 9:45 Uhr und dem Erreichen der Flugzeugabsturzstelle durch die Rettungskräfte um 10:50 Uhr liegen insgesamt 1 Stunde und 5 Minuten. Leider konnte wegen des Hochnebels die Absturzstelle nur unter widrigen Umständen geortet werden. Für die vier Insassen des Flugzeuges hätte jedoch auch ein früheres Eintreffen der Rettungskräfte keine Auswirkungen mehr gehabt.⁴

⁴ Auswertung der Dokumentationsbänder der Leitstelle Lahr über den Flugzeugabsturz in Friesenheim am 08.08.1996.

Die Einsätze der Feuerwehren Friesenheim und Oberweier

Einsätze der Feuerwehren werden in sogenannten Einsatzberichten dokumentiert. Im Einsatzbericht der Freiwilligen Feuerwehr Friesenheim, Abteilung Friesenheim vom 08.08.1996, 9:47 Uhr, ist der Einsatz anlässlich des Flugzeugabsturzes dokumentiert. Ausgerückt wurde um 9:52 Uhr, eingerückt wurde um 14:45 Uhr. Einsatzstelle ist der Gemeindewald Friesenheim oberhalb des Steinbruches. Es handelt sich um einen Flugzeug- und Waldbrand, Kleinbrand B, vier Menschen sind tot. Es wird mit 2 Löschzügen ausgerückt. Die Mannschaftsstärke besteht aus 19 Personen. Der Verlauf der Tätigkeit wird wie folgt geschildert:

Flugzeugabsturzstelle gesucht. Restbrände (Wald und Flugzeug) abgelöscht. Absperrung der Unglücksstelle übernommen. Tanklöschfahrzeuge (TLF 16/25) von Lahr und Offenburg wurden angefordert. Auf Anordnung von Kreisbrandmeister-Stellvertreter Sauda vom 08.08.1996, 15:00 Uhr bis 09.08.1996, 6:00 Uhr, Brandwache durchgeführt. Der Bericht ist von Feuerwehrkommandant Wolfgang Jägle verfasst und unterzeichnet.



Vom Tanklöschfahrzeug (LF 16) der Abteilung Friesenheim wird eine Schlauchleitung zur Unglücksstelle verlegt. Feuerwehrmann Bernhard Ernst, Friesenheim, beim Löscheinsatz.

Im Einsatzbericht der Freiwilligen Feuerwehr Friesenheim, Abteilung Oberweier ist der Einsatz wie folgt dokumentiert. Die Alarmierung erfolgt über Sirene um 9:53 Uhr. Ausgerückt wird mit dem Löschfahrzeug (LF 8) um 9:58 Uhr. Eingerückt wurde wieder um 18:20 Uhr. Der Verlauf der Tätigkeit wird wie folgt geschildert: *Brandbekämpfung an der Absturzstelle sowie weiträumig abgesperrt und gegen Schaulustige abgesichert. Unfallstelle gegen Brandausweitung abgesichert. Die Mannschaftsstärke besteht aus 17 Personen. Brandwache wird von 15.00 Uhr bis 18.00 Uhr durchgeführt. Der Einsatz unterstand dem Kommando von Abteilungskommandant Herbert Schrempp.*⁵

⁵ Die Einsatzberichte der Feuerwehren Friesenheim und Oberweier wurden freundlicherweise von dem ehemaligen Gesamtwehrkommandanten der Freiwilligen Feuerwehr Friesenheim, Wolfgang Jäggle, zur Verfügung gestellt.

Spurensuche und Bergung des Unglücksfliegers

In der Nacht nach dem Flugzeugabsturz sicherte die Bereitschaftspolizei Lahr und die Brandwache der Friesenheimer Feuerwehr die Unglücksstelle. Am Unglückstag nahmen auch vier Mitarbeiter der Bundesstelle für Flugunfalluntersuchung, Braunschweig, die Untersuchungen des Absturzes auf. Die getöteten Insassen des Flugzeuges wurden geborgen und zur Gerichtsmedizin nach Freiburg überführt. Am Tag darauf übernahmen insgesamt 37 Mitarbeiter des THW die Bergung der gesamten Trümmer des Flugzeugwracks. Die Helfer kamen aus Offenburg, Lahr und Biberach mit insgesamt 12 Lastwagen und schwerem Räumgerät. Kleinteile wurden zusammengesucht und die Überreste des Flugzeuges geborgen, nach Offenburg transportiert und in der Halle des THW zur Rekonstruktion ausgelegt.⁶

⁶ Spurensuche nach Flugzeugabsturz, Badische Zeitung vom 10.08.1996.



Der Brand ist gelöscht, der Nebel hat sich verzogen. Die Mittagssonne bescheint das noch rauchende Wrack des Flugzeuges.



Untersuchungsbericht der Bundesstelle für Flugunfalluntersuchung

Bei Unfällen und Störungen im Betrieb ziviler Luftfahrzeuge wird von der Bundesstelle für Flugunfalluntersuchung, Braunschweig, ein Untersuchungsbericht gefertigt. Aus der Kurzdarstellung der Ereignisse können für den Flugunfall vom 08.08.1996 folgende Erläuterungen entnommen werden:

Das Flugzeug war in München zu einem Geschäftsreiseflug gestartet. An Bord befanden sich zwei Flugzeugführer und zwei Passagiere. Um einen Anflug zur Landung auf dem Verkehrslandeplatz Offenburg einzuleiten, wurde vom Instrumentenflug auf Sichtflug umgestellt. Beim Sinkflug über den Schwarzwald in das Rheintal kollidierte das Flugzeug bei tiefliegender Bewölkung und Nebel mit dem bewaldeten Hang des Scheibenberges nahe Offenburg. Das Flugzeug wurde zerstört und brannte aus. Alle vier Insassen des Flugzeuges kamen bei dem Absturz ums Leben. Bei der Kollision des Flugzeuges mit den Bäumen des steil abfallenden Scheibenberges zerlegte sich das Flugzeug. Der folgende, länger anhaltende und intensive Brand zerstörte den Rumpf des Flugzeuges vollständig. Die bei dem Aufprall aufgetretenen Kräfte und die folgende Hitzeinwirkung waren für die Insassen nicht überlebbar.⁷

Die Absturzstelle am Unglückstag und zwanzig Jahre später. Die vom abstürzenden Flugzeug verursachte Einflugschneise ist auch heute noch gut zu erkennen.

⁷ [http://www.bfu-web.de/DE/Publikationen, Untersuchungsberichte](http://www.bfu-web.de/DE/Publikationen,Untersuchungsberichte) (Letzter Zugriff: 17.8.2016), Untersuchungsbericht der Bundesstelle für Flugunfalluntersuchung Braunschweig, Flugunfall bei Offenburg 08.08.1996, 3X327-0/96, März 1999.

Erinnerungsmal an den Flugzeugabsturz vom 08.08.1996

Ein Jahr nach dem Flugzeugabsturz beantragte die Firma Burda Druck GmbH in Offenburg, die Erlaubnis zur Aufstellung einer Gedenktafel am Absturzort des Burda-Jets.⁸ Die Gemeinde Friesenheim genehmigte mit Schreiben vom 16.07.1997 die Errichtung eines Schwarzwaldgranitsteines mit einer Bronzegedenktafel für die bei dem Absturz am 08.08.1996 ums Leben gekommenen Flugzeuginsassen. Der Erinnerungsstein wurde ungefähr 200 m unterhalb der Absturzstelle am Wegrand des oberen Scheibenbergweges errichtet und hält die Erinnerung an den Unfall wach.⁹

Manchmal brennt auch heute noch am Erinnerungsstein eine Kerze, es werden Blumen abgelegt oder kleine Grußsteine auf den Granitbrocken gelegt.

⁸ Gemeindearchiv Friesenheim, Antrag der Firma Druck GmbH, Offenburg, vom 10.07.1997 zur Erstellung einer Gedenktafel am Absturzort des Burda-Jets.

⁹ Kreisarchiv Offenburg, Erfassung der Kleindenkmale, Gemeinde Friesenheim Ortsteil Friesenheim, Ort: Gemeindegwald Friesenheim, Distrikt 2, Abteilung 6. Erinnerungsmal Absturz Burdajet am 08.08.1996.



Ein Erinnerungsstein unterhalb der Unglücksstelle erinnert heute an den schrecklichen Flugzeugabsturz vom 08.08.1996.

Fotos: Klaus Steppacher und Ekkehard Klem, Friesenheim, Bildbearbeitung Josef Sailer, Heiligenzell.

Fliegerangriffe im Zweiten Weltkrieg auf die Stadt Lahr

Von Norbert Klein

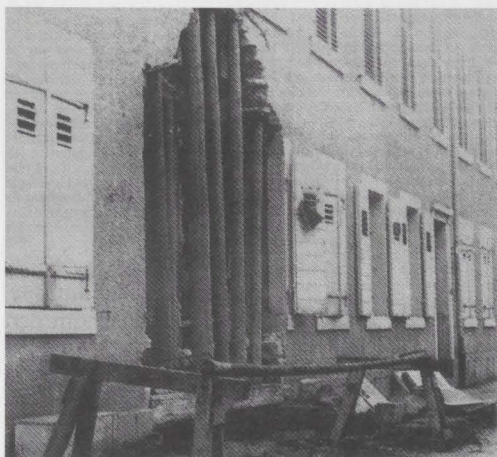
Wenn in diesem Buch einige Unglücke und katastrophale Momente der Geschichte der Stadt Lahr und ihrer Umgebung erzählt werden sollen, dann dürfen die alliierten Fliegerangriffe zum Ende des Zweiten Weltkrieges nicht fehlen. Denn immerhin wurden bei den 16 Angriffen vom 10.08.1944 bis zum 18.04.1945 auf die Stadt Lahr 85 Zivilisten getötet und 156 verletzt¹. Außerdem wurden 130 Gebäude total zerstört und 275 weitere Häuser schwer beschädigt. Von den 5.480 Wohnungen in Lahr galten 580, also fast 10 Prozent, als verloren. Im Kreis Lahr wurden rund 23 Prozent der Industriebetriebe mittel und schwer beschädigt.²

Es gab aber auch noch weitere zivile Opfer in diesen letzten Kriegsmonaten. Ab dem 04.02.1945 schoss die feindliche Artillerie von der anderen Rheinseite immer wieder in die Innenstadt. Bei diesem ersten Beschuss war die Bevölkerung noch nicht genügend vorgewarnt, die heranstürmenden Geräusche der Granaten einzuschätzen, so dass es gleich zwei Tote und zehn Verletzte gab. Eine der Toten war eine 21-jährige Frau, die sich im Keller des Druckhauses Kaufmann in der Alleestraße in Sicherheit bringen wollte. Insgesamt wurden durch diesen immer wiederkehrenden Artilleriebeschuss, der bis zum 18. April 1945 anhielt, fünf Lahrer getötet und 19 weitere Menschen verletzt³.

¹ StadtA LR, Lahr II 228/1

² Thorsten MIETZNER, Lahr-Lexikon: „Bombenangriffe“ (<http://www.badische-zeitung.de/lahr-lexikon>) (zuletzt abgefragt 15.09.2016).

³ StadtA LR, Lahr II 228/1.



Artilleriegranateneinschlag im Gebäude Alleestraße 2.

Lahr in den ersten Kriegstagen

Der Beginn des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 war im Lahrer Raum schon wesentlich früher zu verspüren. Bereits Monate vor dem Überfall auf Polen wurde das Maschinengewehr Bataillon M 11 in der Serrekaserne verstärkt. Gleichzeitig liefen die Ausbaumaßnahmen am Westwall auf Hochtouren. Immer wieder rollten Fuhrwerke durch Lahr und brachten Stacheldrahtrollen vom Materiallager in Kuhbach an die Wehranlagen entlang des Rheines. Als weitere deutliche Vorzeichen des Krieges war die Erteilung des Stellungsbefehls an alle wehrfähigen Männer aus Lahr am 24.08.1939 zu deuten.⁴

Am zweiten Kriegstag erklärte der NSDAP-Kreisleiter Richard Burk die am Rhein gelegenen Dörfer Dundenheim, Ichenheim, Meißenheim, Kürzell, Ottenheim, Allmannsweier, Nonnenweier, Wittenweier, Kappel, Rust, Grafenhausen, Kippenheimweiler und Langenwinkel zur so genannten „Roten Zone“. In einem Streifen von 5 km Abstand zum Rhein mussten alle Dörfer komplett und in den anderen Dörfern zumindest die Kranken und die Mütter mit kleinen Kindern evakuiert werden. In wenigen Stunden mussten die notwendigsten Sachen gepackt und verladen werden. Auf Viehwagen zogen Tausende in der Nacht vom 02./03.09.1939 bei strömendem Regen durch Lahr in die Schwarzwaldtäler, wo sie zunächst notdürftig übernachten konnten. Am nächsten Tag ging die Fahrt mit Bussen weiter nach Württemberg, wo die Riedbewohner auf verschiedene Aufnahmeorte verteilt wurden⁵. So wurden die Lahrer wieder an die Evakuierungsmaßnahmen des 1. Weltkrieges erinnert.⁶

⁴ „Lahr unter dem Hakenkreuz“, Badische Zeitung ab 14.01.1995, Serie zum 50. Jahrestag des Kriegsendes. Jürgen STUDE zitiert aus dem Kriegstagebuch von Emil BAADER.

⁵ Herbert Lando-lin MÜLLER: Zur Geschichte des Nationalsozialismus in Lahr von den Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, in: Stadt Lahr, Geschichte der Stadt Lahr Bd. 3, Lahr 1993, S. 114-142, hier: S. 133.

⁶ BZ-Serie 1995: „Lahr unter dem Hakenkreuz“ von Jürgen STUDE.



Erst im Dezember 1939 durften die Ausquartierten wieder zurückkehren. Das Bild aus dem Lahrer Stadtarchiv zeigt einen Fuhrwerktrass zwischen Kuhbach und Lahr.

Unmittelbar nach dem Überfall auf die polnische Republik erklärten Frankreich und England dem Deutschen Reich den Krieg. Allerdings erfolgte kein Angriff von diesen Kriegsgegnern an der Westfront. In der Maginotlinie auf der westlichen Rheinseite zogen genauso die Soldaten ein, wie im Westwall auf der östlichen Rheinseite. Und dort saßen sie fest und führten einen so genannten „Sitzkrieg“. Dieser nicht abgesprochene Waffenstillstand ging als „drole de guerre“, als „komischer Krieg“ in die Geschichte ein.⁷

Nur gelegentlich hörte man bis in Lahr die deutschen Fliegerabwehrkanonen, wenn französische Aufklärungsflugzeuge beschossen wurden. Dieser vereinzelte Kanonendonner erinnerte sicherlich die älteren Lahrer an die Fliegerangriffe des Ersten Weltkrieges. In der Endphase des Krieges wurde Lahr vier Mal von feindlichen Flugzeugen angegriffen, allein beim schlimmsten Überfall am 29.12.1917 wurden 19 Bomben abgeworfen. Drei Tote waren damals zu beklagen, der Sachschaden an den Häusern wurde auf 265.649 Mark beziffert.⁸

Bis zu den ersten Fliegerangriffen im Jahr 1944 sollte die Stadt Lahr aber von den aus dem Ersten Weltkrieg bekannten Schrecken verschont bleiben.

Taktiken des Luftkrieges im Zweiten Weltkrieg

Bevor ich mich nach dieser Einleitung dem Hauptthema widme, muss unbedingt noch aufgezeigt werden, wie sich der Luftkrieg entwickelte. Nur so kann verstanden werden, warum die Alliierten für ihre Bombenabwürfe immer wieder zivile Ziele wählten und dabei auch zivile Opfer in Kauf nahmen.

Als die deutsche Wehrmacht am 10. Mai 1940 den Westfeldzug gegen Frankreich startete, flogen die britischen Luftstreitkräfte der Royal Air Force (RAF) den ersten Luftangriff auf eine deutsche Stadt. Ziel der 35 englischen Bomber war in der Nacht auf den 11. Mai die Stadt Mönchengladbach. Dort sollte der deutsche Nachschubweg durch das Ruhrgebiet nach Belgien durch Angriffe auf militärische Ziele gestört werden. In dieser Nacht starben lediglich vier Menschen. Die Zivilbevölkerung stand also noch nicht im Fokus dieses Angriffes.

Während Frankreich in Windeseile überrollt wurde, so dass bereits am 22. Juni zwischen der französischen Armee und der deutschen Wehrmacht ein Waffenstillstandsabkommen unterzeichnet wurde, richtete sich Hitlers Aggression nun auch gegen Großbritannien.

Am 26. Mai 1940 gelang es den deutschen Angreifern, die britischen

⁷ BZ-Serie 1995: „Lahr unter dem Hakenkreuz“ von Jürgen STUDE

⁸ Thorsten MIETZNER, Lahr-Lexikon: „Bombenangriffe“ (<http://www.badische-zeitung.de/lahr-lexikon>) (zuletzt abgefragt 15.09.2016)

Truppen, die bei Dünkirchen in Frankreich auf dem Festland gelandet waren, einzukesseln. Durch eine großangelegte Evakuierungsmaßnahme in der Operation Dynamo, gelang es den Briten, diese Expeditionsarmee mit 240.000 Soldaten zurück auf die Insel zu bringen. Leider mussten bei dieser Eilrettung alle schweren Waffen zurückgelassen werden, die dann später zur Verteidigung gegen die deutsche Invasion fehlten.

Nachdem England auf ein Friedensangebot von Adolf Hitler nicht einging, reagierte dieser am 02.08.1940 mit der Weisung „Nr. 17 für die Führung des Luft- und Seekrieges gegen England“. So begann der Angriff auf den einzig verbliebenen Gegner im Westen. Ziele des Oberkommandos der Wehrmacht waren durch die nun eingeleitete Luftschlacht um England, die englische Luftflotte außer Gefecht zu setzen, die Insel für eine Invasion vorzubereiten und durch Angriff auf große englische Städte die Kapitulation Großbritanniens zu erzwingen. Selbstverständlich wurde durch diese Weisung Nr. 17 in Kauf genommen, dass es in der zivilen Bevölkerung zu hohen Verlusten kommt.

Im Luftkrieg gegen die britische Hauptstadt sind allein 1940 und 1941 etwas 14.500 Tonnen Bomben auf London niedergegangen. Dabei wurden Eisenbahnstationen, Brücken, Straßen, Fabriken, Kirchen, Bürohäuser und 220.000 Häuser zerstört. Knapp 30.000 Einwohner kamen dabei ums Leben, weitere 50.000 wurden verletzt.⁹

Beim Angriff auf die mittelenglische Industriestadt Coventry in der Nacht vom 14./15.11.1940, der unter dem Decknamen „Unternehmen Mondscheinsonate“ lief, wurden nicht nur Flugmotoren- und an-

⁹ Marion HORNBACH, Dem Mangel zum Trotz. In: Geo Epoche Nr. 77/Januar 2016, Seite 117.



Foto vom zerstörten Coventry von Leutnant Taylor, einem offiziellen Kriegsberichterstatter, vom 16.11.1940. Abb. Imperial War Museum, H 5600

dere Maschinen- und Fahrzeugbaufabriken zerstört, sondern gezielt die Innenstadt angegriffen, so dass dort 4.330 Häuser und auch unersetzliche Kulturgüter wie die mittelalterliche St. Michaels Cathedral vollkommen zerstört wurden. Zusammen mit zwei weiteren Angriffen am 8. April 1941 und am 3. August 1942 wurden insgesamt 1.236 Menschen getötet und es gab 1.746 Verletzte.

¹⁰ Tob 4:16.

Nicht nur diese widersinnigen Zerstörungen erzeugten bei den Briten das Verlangen nach Vergeltung, sondern auch die hämischen Begriffe von Propagandaminister Josef Goebbels, der für die totale Vernichtung von Städten den Begriffen „coventrieren“ ersann.

Konnten sich die Deutschen bei den euphorischen Kriegsberichterstattungen der Goebbels-Presse, die diese Vernichtungszüge als Kriegsgewinne glorifizierten, überhaupt noch ausmalen, dass es je einmal zu einem Vergeltungsschlag kommen könnte?

Christliche Züge, wie sie dem Bibelzitat „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg‘ auch keinem anderen zu!“¹⁰ entnommen werden können, waren in dem völkerrechtswidrigen Krieg, den die Deutschen gegen die zivile Bevölkerung der Feindstaaten begonnen hatten, bei den Nationalsozialisten schon lange nicht mehr gefragt.

Und die Vergeltung kam. Sie kam in Form der „Area Bombing Directive“, die das britische Luftfahrtministerium am 14.02.1942 herausgab. Diese wurde vom Oberkommandierenden des Bomber Command der Royal Air Force, Luftmarschall Arthur Harris, geprägt. Durch das neue Leitmotiv der britischen Luftwaffe sollten im Großkonvoi von über 1.000 Langstreckenbomben Flächenangriffe auf deutsche Großstädte und Industriegebiete geflogen werden. Mit dem ganz klar definierten Ziel, die eigentlich nach dem Kriegsvölkerrecht zu schonende Zivilbevölkerung zu treffen, um hierdurch deren Moral zu brechen („morale bombing“) und so den Widerstand gegen das NS-Regime zu stärken. Letztendlich sollte durch diese zermürbende Taktik auch die Kapitulation Hitlerdeutschlands erzwungen werden. Der erste Angriff mit 1.047 Flugzeugen, die eine Bombenlast von 1.455 Tonnen transportierten, erfolgte bereits in der Nacht vom 30./31.05.1942 auf die Stadt Köln. In nur 90 Minuten wurden über 3.300 Häuser zerstört und 474 Menschen getötet. Weitere unzählige Angriffe auf fast alle deutschen Städte sollten diesem Angriff noch folgen. Nach der Casablanca-Konferenz im Januar 1943 beteiligte sich nun auch die amerikanische Army Air Force (USAAF) an diesen Luftangriffen und zwar in der Arbeitsteilung, dass die Briten die Nachtangriffe und die Amerikaner die Tagangriffe flogen.

Ganz bewusst setzten die Briten hierfür auch gezielt so genannte Brandbomben des Typs Elektron-Thermitstab, von denen bereits zu Kriegsbeginn 5 Millionen Stück verfügbar waren, ein und lösten mit diesen neuen Bomben wahre Feuerstürme aus. Die Briten hatten sich gemäß der Trenchard-Doktrin (nach dem RAF-Kommandeur Hugh Trenchard) bereits 1930 entschieden, eine Flotte schwerer Bomber zu entwickeln. Die Überlegungen Trenchards zielten darauf hin, dass die Zerstörung der gegnerischen Rüstungsindustrie und der Transportwege zur Front einer direkten Feldschlacht mit den feindlichen Streitkräften vorzuziehen ist. Demzufolge wurde auch bereits ab 1936 mit der Entwicklung von Brandbomben begonnen. Mit einem hatten aber weder Adolf Hitler noch Winston Churchill gerechnet: nämlich damit, dass diese auf Demoralisierung der Zivilbevölkerung hinauslaufende Kriegstaktiken keine durchgreifenden Erfolge erzielten.

¹¹ BZ-Serie 1995, „Lahr unter dem Hakenkreuz“.

Der erste Fliegerangriff auf Lahr am 10.08.1944

Mit der Landung der Alliierten in der Normandie am 06.06.1944 begann die Kriegswende auch an der Westfront. Immer häufiger überflogen Luftgeschwader den Schwarzwald in Richtung Osten.¹¹ Im Laufe des Jahres 1944 waren auch die Lahrer mittelbare Zeugen der großangelegten Fliegerangriffe der Alliierten auf die Städte Friedrichshafen und München. Zeitzeugen berichteten mir, wie im Juli 1944 immer wieder hunderte von Langstreckenbombern die Stadt Lahr überflogen. Immer in 8-12er-Konvois gestaffelt, rauschten die gegnerischen Unglücksbringer hoch am Himmel gen Osten und ließen dabei die Heimatstadt unbeschadet zurück. Die Langstre-



Amerikanische Langstreckenbomber Boeing B 17 im Formationsflug.

ckenbombenverbände wurden jeweils von 600 – 700 Jagdfliegern begleitet.¹² Das bis zu einer Stunde dauernde unheilvolle Dröhnen der Flugzeugmotoren ist den Zeitzeugen in einschneidender, bleibender Erinnerung geblieben. Teilweise verdunkelten die Flieger den Himmel.

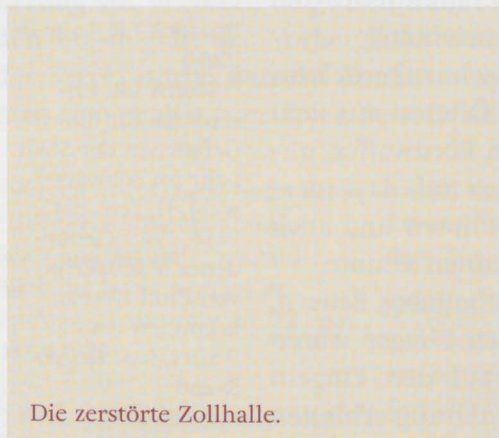
¹² Edward H. SIMS, Jagdflieger. Die großen Gegner von einst, o.O. 1968, S. 258.

Die stärksten Großangriffe auf München fanden am 11. Juli mit 1.115 Bombern, am 12. Juli mit 1.124 Bombern, am 13. Juli mit 1.260 Bombern und am 16. Juli 1944 mit nochmals 1.078 Bombern statt. In der Endphase des Krieges, am 28.04.1945, wurde auch die Bodenseestadt Friedrichshafen nochmals angegriffen. Ab 2 Uhr nachts fielen in nur 50 Minuten 185.000 Brandbomben, 580 Sprengbomben und 170 Luftminen auf die Stadt nieder und brachten den Schrecken über die Zivilbevölkerung. 136 Menschen mussten nur zehn Tage vor Kriegsende noch ihre Leben lassen.

¹³ Thorsten MIETZNER, Bomben über Lahr, in: Der Storchenturm 05/2001.

Selbstverständlich erfuhren auch die Lahrer, wo die Bomber, die über die Stadt geflogen waren, ihre unheilvolle Fracht abgeladen hatten. Noch war man also verschont geblieben.

Doch am 10.08.1944 war es soweit. Der erste gezielte Fliegerangriff auf die Stadt Lahr erfolgte um 11 Uhr vormittags. Neun Bomben wurden in Dinglingen auf die Zollhalle neben dem Bahnhof abgeworfen. Obwohl sich darunter vier Blindgänger befanden, wurde die Halle mit zahlreich dort eingelagerten Radios vernichtet. Die neben der Halle befindlichen Gleise wurden in die Luft gerissen, dadurch wurde der Bahnverkehr erheblich gestört.¹³ Die Bahngleise waren sicherlich das eigentliche Ziel des Angriffes, denn über das deutsche Schienennetz lief der nun dringend erforderliche Nachschub an Soldaten und Kriegsmaterial. Das Eisenbahnausbesserungswerk



Die zerstörte Zollhalle.



in Offenburg war schon des Öfteren beschossen worden, so dass sich nun auch die Lahrer auf weitere Angriffe einrichten mussten. Mit dem bisherigen Sicherheitsgefühl war es ab diesem Tag vorbei. Glücklicherweise wurden bei diesem unverhofften, ersten Angriff „nur“ zwei Menschen verletzt.¹⁴

Jagdbomberbeschuss auf die Kleinbahn Kehl–Lahr am 9. September 1944

Zu den ersten sechs zivilen Toten dieses Krieges gehörten der 45jährige Leiter der Boelckeschule Dr. Friedrich Ackermann und die 25jährige Kriegerwitwe Berta Weis. Sie waren Insassen des Bähnles (im Ried auch liebevoll der Entenköpfer genannt), das zwischen Ottenheim und Meißenheim um 19.30 Uhr von vier Tieffliegern beschossen wurde.¹⁵ Da viele Frauen tagsüber mit dieser Kleinbahn zum Schanzen ins Ried fahren, waren diese überdurchschnittlich an den Opferzahlen dieses Tages beteiligt: 6 Tote und 6 Verletzte aus Lahr.¹⁶ Besonders tragisch war, dass sich die erst 8-jährige Tochter einer Insassin, die ebenfalls sterben musste, unter den Toten befand. Im „Ehrenbuch für die Gefallenen der Stadt Lahr im Schwarzwald“¹⁷, das im Auftrag von Oberbürgermeister Dr. Winter von Oberlehrer und Schriftsteller Emil Baader akribisch geführt wurde, können die Einzelschicksale der Lahrer Opfer ausführlich nachvollzogen werden. In der Regel sind auch Bilder der Verstorbenen, wie das von Berta Weis, vorhanden.

Ab diesem Tag waren die Jabos, wie die wendigen, blitzschnellen Jagdflieger genannt wurden, unheimlich gefürchtet. Es handelte sich um Begleitflugzeuge der großen Bomberverbände der 9. US-Luftflotte, die in Frankreich stationiert waren. Diese Maschinen vom Typ North American P-51 (Mustang) waren seit 1943 im Einsatz und ebenso wie die Bomber auf Langstreckenflüge ausgerichtet.¹⁸

Nachdem sie nach dem Bombeneinsatz den Begleitschutz zurück bis zum Rhein gewährleistet hatten, scherten sie des Öfteren aus dem Verband aus, um ausgesuchte Bodenziele mit ihren Bordwaffen unter Beschuss zu nehmen. Sie flogen dabei jeweils so tief, dass man, wie viele Zeitzeugen erzählten, die Gesichter der Piloten und auch deutlich den US-Stern auf den Flugzeugseiten erkennen konnte.

Im Ried beschossen auch immer wieder französische Jabos Bauern, die auf ihren Feldern arbeiteten. Die französischen Flieger waren durch eine kreisrunde rot-weiß-blaue Kokarde auf den Flügeln deutlich zu erkennen. In der Lahrer Gemeinschaftszeitung erhielten



Der Grabstein von Dr. Ackermann und ein Bild von Berta Weis.

¹⁴ StadtA LR, Lahr II 228/1

¹⁵ Thorsten MIETZNER, Bomben über Lahr

¹⁶ StadtA LR, Lahr II 228/1

¹⁷ StadtA LR, Ehrenbuch für die Gefallenen der Stadt Lahr im Schwarzwald, II. Teil, 1943, 1944, 1945. Gebundenes Manuskript von Emil BAADER, begonnen 1944

¹⁸ SIMS, Jagdflieger, S. 263

die Landwirte folgende Hinweise: „*Lege vor Arbeitsbeginn die Zufluchtsmöglichkeit fest und nicht erst, wenn Gefahr droht! Denke daran, daß dein Acker trotz Widerwärtigkeiten bestellt werden muss.*“¹⁹ Noch sicherer war es allerdings, die Feldarbeit während der Morgen- und Abenddämmerung zu verrichten.

Auch das Bähnle blieb immer wieder Angriffspunkt dieser schnellen Jagdflugzeuge. Und immer wieder gab es zivile Todesopfer, da man ja im fahrenden Zug den Angriffen schutzlos ausgeliefert war. Einmal wurde sogar der Lokführer getötet, so dass der Zug führerlos erst in Meißenheim durch einen Poller angehalten werden konnte.²⁰

Angriff auf die Firma Ernst Beutler am 12.09.1944

Ob der nächste Angriff eines Jagdbombers ein Ergebnis von Aufklärungsflügen war, kann nur vermutet werden. Denn am 12. September wurden fünf Arbeiter der Firma Beutler in Dinglingen, darunter befanden sich drei Zwangsarbeiter, bei dem ersten gezielten Tieffliegerangriff auf eine Lahrer Firma verletzt.²¹ Ein Angriff auf die Firma Berger in der Tramplerstraße, der aber nicht in den Akten des Stadtarchives verzeichnet ist, veranlasste den Besitzer Gerhard Berger, seinen Betrieb mit der kriegswichtigen Produktion von Prüfgeräten für die Luftwaffe nach Dingelsdorf an den Bodensee zu verlegen.²²

Ein weiteres Opfer war danach am Lahrer Bahnhof zu beklagen. Der 51jährige Bahnwärter Pius Schaub sah zwar die Flugzeuge kommen und warf sich in einen Graben. Doch im Versteck wurde er so schwer getroffen, so dass er am gleichen Tag im Bezirkskrankenhaus den Verletzungen erlag.²³

Bis Mitte Dezember 1944 gab es noch vier weitere Jagdfliegerangriffe, bei denen sechs Lahrer verletzt wurden.²⁴ Die Angst der Bevölkerung vor weiteren Angriffen nahm ständig zu. In Privatgärten, in den Lösshügeln der Vorbergzone und vor allem auf dem Gelände der Serrekaserne wurden Bunker ausgehoben. Zusätzlich fürchtete man sich auch schon davor, dass die alliierten Streitkräfte den Rhein



Die amerikanischen und französischen Hoheitszeichen auf den Flugzeugflügeln.

¹⁹ Jürgen STUDE, Lahr unter dem Hakenkreuz. Bombenkrieg, Jabos und Artilleriebeschuß. Auch die Nazis wurden im Februar '45 unruhig, in: BZ vom 08.04.1995

²⁰ Zeitzeugenaussage: die Zeit-

zeugin konnte sich mit ihrem Bruder retten, indem sie aus dem Zug sprangen

²¹ StadtA LR, Lahr II 228/1

²² Ernst SCHLOSSER, Aus kleinsten Anfängen heraus. Gerhard Berger. Fabrik elektrischer

Meßgeräte Lahr. Ein Leben für die Elektroindustrie, in: Geroldsecker Land 19, 1977, S. 110-115, hier: S. 112

²³ StadtA LR, Ehrenbuch

²⁴ StadtA LR, Lahr II 228/1

überschreiten könnten. Denn bis Ende November hatten die Amerikaner und die Franzosen die Stadt Straßburg und fast das ganze Elsass befreit.²⁵

Ein Lahrer stirbt in Freiburg

Tragisch war auch der Tod von Bankdirektor Albert Kopf. Als er am 28.11.1944 vom Großangriff auf die Stadt Freiburg erfuhr, bei dem am Vortag große Teile der Innenstadt zerstört wurden, eilte er dorthin, um nach seiner Tochter Ruth zu sehen. Wie verzweifelt muss er gewesen sein, als er deren Wohnhaus in Trümmer liegen sah. Mit großem Eifer vergaß er alle Gefahren und wollte seine Tochter unter den Trümmern bergen. Als eine der zerbombten Mauern einstürzte, wurde auch er unter ihr begraben und fand so einen schnellen Helfertod.²⁶

Erster Großangriff auf die Innenstadt am 19.12.1944

Kurz vor Weihnachten 1944 brachten acht Tiefflieger den Schrecken in das Herzen der Stadt. Lahr. In der Schiller-, Lotzbeck-, Moltke- und in der Tramplerstraße, im Kanalweg sowie wiederum am Dinglinger Bahnhof wurden 16 Bomben abgeworfen. Glücklicherweise waren auch einige Blindgänger dabei, sonst hätte es sicher mehr als sechs Tote und zehn Verletzte gegeben.²⁷ 200 Gebäude werden zerstört.²⁸



²⁵ Jürgen STUDE, Lahr unter dem Hakenkreuz. Bombenkrieg, Jabos und Artilleriebeschuß. Auch die Nazis wurden im Februar '45 unruhig, in: BZ vom 08.04.1995.

²⁶ Thorsten MIETZNER, Bomben über Lahr.

²⁷ Thorsten MIETZNER, Bomben über Lahr.

²⁸ Das Tagebuch von Hans Lehmann. Serie in der LZ, beginnend am 28.01.1995.

Obwohl das E-Werk wegen seiner beiden hohen Kamine für die feindlichen Flieger deutlich auszumachen war, konnten nicht alle Bomben punktgenau abgeworfen werden, so dass auch die prunkvollen Wohnhäuser in der Lotzbeckstraße in Mitleidenschaft gezogen wurden. Nach dem Krieg wurden sie aber originalgetreu wiederaufgebaut.

Die schwersten Schäden gab es beim Angriff auf das Elektrizitätswerk, das fast vollkommen zerstört wurde, und auf die angrenzenden Häuser der Lotzbeckstraße. In den Trümmern starben zwei Frauen und die erst einjährige Irene.²⁹

Die Neujahrstragödie von Sulz

In der Nacht zum 1. Januar 1945 inszenierten ältere Jungen, aber auch Soldaten mit entwendeter Leuchtspurmunition auf dem Sulzer Bühl ein Feuerwerk. Dieses muss wohl von französischen Aufklärungsflugzeugen beobachtet worden sein, denn 14 Stunden später warfen mehrere Jabos aus großer Höhe 30 Sprengbomben genau auf diesen Ortsteil. Dieser Bombenangriff forderte zwei Tote, einen 14 und einen zehn Jahre alten Jungen. Außerdem wurden mehrere Militärpferde und Kühe ebenfalls getötet, sechs Häuser in der Straße zum Bühl total, sieben schwer und 13 mittelschwer beschädigt. Der Zeitzeuge Hermann Sexauer berichtete: *„Es war ein erschreckender Anblick für alle Sulzer und auch für die Kappeler, die sich weitab von dem Rhein in Sulz sicher fühlten.“*³⁰

Einsetzender Artilleriebeschuss ab dem 4. Februar 1945

Im Elsass sind die Amerikaner auf dem Siegeszug in Richtung Schweizer Grenze. Nach der Schlacht um Schlettstatt Ende Januar 1945 geht es gegen den Breisacher Brückenkopf, der von den Deutschen verzweifelt gehalten wird. Dieser war wohl in der Nacht vom 02./03.02.1945 aufgegeben worden, denn nachts fuhr unzählig viele Fahrzeug durch das verdunkelte Lahr. „Ziehen sich die deutschen Truppen vom Rhein zurück?“, werden sich da die aufgeschreckten Lahrer gefragt haben.

Wegen dieser Kampfkonzentrationen fanden im Januar auf Lahr keine Fliegerangriffe mehr statt. Lediglich am 25. wurde der Dinglinger Bahnhof von einem Jagdflieger beschossen, wobei eine Person verletzt wurde.³¹ Da aber laufend Flugzeugbewegungen zu registrieren waren, wurde ständig Alarm gegeben. Ende Januar wurde der 300. Fliegeralarm verzeichnet.³² Ab dem 4. Februar war die amerikanische Artillerie auf der anderen Rheinseite in Stellung gegangen und begann nun mit dem Beschuss des Rieds und der Stadt Lahr. Die Folgen wurden eingangs schon beschrieben.

Jetzt wurde der Krieg für die Lahrer zur äußerst ernsten Angelegenheit. Es gab zwar schon 550 Lahrer Tote an den Weltkriegsfronten,

²⁹ StadtA LR, Lahr II 228/1.

³⁰ Wie Hermann Sexauer das Kriegsende erlebte, in: Förderverein Sulzer Heimatgut (Hg.), Persönliche Erinnerungen an die letzten Kriegsmonate 1945, o.O. 2001.

³¹ StadtA LR, Lahr II 228/1.

³² Das Tagebuch von Hans Lehmann (I): „Lage wird von Tag zu Tag bedrohlicher“ in: LZ vom 28.01.1995.

aber in der Stadt war man bisher vom Krieg, ausgenommen die ersten Fliegerangriffe, verschont geblieben. Viele Lahrer richteten sich in ihren Kellern Luftschutzräume ein, wo sie nun auch schliefen. Die 13 großen Luftschutzkeller wurden mit 1.500 Menschen vollständig belegt.³³ In seinem Kriegstagebuch berichtete der Lahrer Hans Lehmann: *„Weitere Granaten heulten heran und fielen in die Stadt, es wurde ein fortwährendes Sausen, Donnern und Widerhallen; wir zogen es vor, den Keller aufzusuchen.“*³⁴

Auch Emil Baader führte ein Kriegstagebuch und berichtete: *„Die feindliche Artillerie ließ den Lahrern nur noch wenige Pausen, in denen sie arbeiten, kochen und einkaufen konnten. Viele wollten nun weg, warteten Stunden bei der Fahrbereitschaft, um auf irgendeinem Lastwagen Richtung Schwarzwald mitgenommen zu werden.“*³⁵

Die Artillerieangriffe auf Lahr von Daubensand aus waren sicherlich auf die Serre-Kaserne gerichtet. Trafen die ersten Einschläge am 4. Februar 1945 noch die Kirche in Dinglingen, so schlugen die weiteren Granaten immer weiter zur Stadtmitte und in Richtung Kaserne ein.³⁶

Eines der vielen Häuser das in der Lahrer Innenstadt durch Granateinschläge in Mitleidenschaft gezogen wurde, war das Franzsche Haus, das damals in einer Sackgasse am westlichen Rand des heutigen Sonnenplatz stand. Bei einem Volltreffer am 12. April 1945 brannten die obersten Stockwerke vollkommen aus.

Die Ruine des Franzschen Hauses stand als warnendes Mahnmal an die Schrecken des Zweiten Weltkrieges noch bis 1971. Nach dem Abbruch fand das guterhaltene Portal an der Südseite der Lahrer Stadthalle einen Ehrenplatz.



Das Franzsche Haus war allen Lahrern bekannt, da beim Bau der Stadtvilla die Eingangspforte des abgerissenen Klosters von Ettenheimmünster verwendet wurde. Das Barockportal war mit dem Wappen des Abtes Johannes Baptist Eck versehen und galt somit als eines der kulturhistorischen Kleinode von Lahr.

³³ StadtA LR, Lahr II 228/1.

³⁴ Kriegsende vor 50 Jahren in Lahr. Das Tagebuch von Hans Lehmann (II): Schwarze Qualmpilze, in: LZ vom 04.02.1995.

³⁵ Bernd SERGER, Die Woche vor 50 Jahren - Aus dem Kriegstagebuch von Emil Baader: Erst Tiefflieger, dann die Granaten, in: BZ vom 07.02.1995.

³⁶ StadtA LR, Lahr II 228/1.

Großangriff auf die Firma Waeldin am 08.02.1945

Der Chronist Emil Baader berichtete auch ausführlich über die Vernichtung der Lederfabrik Waeldin am 8. Februar 1945. Dieser Angriff „stellte alles Seitherige in den Schatten“. Um 15.10 Uhr flogen neun zweimotorige Bomber einen Angriff, der wohl eigentlich der benachbarten Serrekaserne hätte gelten sollen. Sie ließen 30 Sprengbomben auf und neben die Lederfabrik fallen und vernichteten damit eines der größten Lahrer Industriewerke in nur wenigen Sekunden.³⁷ Hierbei wurden wahrscheinlich die amerikanischen Langstreckebomber des Typs Boeing B-17 der in Frankreich stationierten 9. US-Luftflotte eingesetzt.

Ein Zeitzeuge, der heute in Konstanz lebt, berichtete, dass er aus der Feuerwehrstraße, wo er damals wohnte, beobachten konnte, wie diese neun Bomber aus einem größeren Flottenverband, der gerade über Lahr flog, ausgeschert seien, um den Angriff auf die nicht weit entfernte Lederfabrik zu fliegen.

Durch diesen verheerenden Luftschlag wurden 19 Zivilisten getötet und 25 weitere Menschen verletzt.³⁸ Oberbürgermeister Winter war einer der ersten Helfer zur Stelle. Viele Helfer, darunter vor allem Volkssturmmänner wie auch Angehörige aller NS-Organisationen waren vor Ort, um bei der Suche und beim Bergen der Opfer zu helfen.³⁹

Am gleichen Tag wurde eine Stunde später, gegen 16.15 Uhr durch 20 zweimotorige Bomber auch das Dinglinger Bahnhofshotel zerstört, sie hatten insgesamt 35 Sprengbomben abgeworfen. Die Schreckensbilanz hier: vier Tote und zwei Verletzte.⁴⁰

³⁷ Bernd SERGER, Am 8. Februar 1945 wurde Lederfabrik Waeldin zerstört - Kriegstagebuch von Emil Baader: Neun Bomber brachten das Ende, in: BZ vom 14.02.1995.

³⁸ StadtA LR, Lahr II 228/1.

³⁹ vgl. Anm. 37.

⁴⁰ StadtA LR, Lahr II 228/1.

Die zerbombten Gebäude der Lederfabrik Emil Waeldin.



Die Vernichtung der Serre-Kaserne

Als ob man sich hat erst einschließen müssen, erfolgte am 14. Februar 1945 ein erster, kleinerer Angriff auf die Serre-Kaserne am Hohbergsee. Neun zweimotorige Flieger warfen um 14.42 Uhr 30 Sprengbomben ab. Allerdings traf nur ein Drittel der Bomben die Kaserne unmittelbar, wobei zwei Gebäude zerstört werden und drei elsässische Volkssturmänner umkommen. Die anderen Sprengkörper landeten im angrenzenden Wald. Noch heute sind im Wald südlich der ehemaligen Kaserne deutlich einige Bombentrichter zu erkennen. Am gleichen Abend siedelte der Volkssturm von der Serre-Kaserne in die Friedrichsschule um.⁴¹

Der Hauptangriff auf die im Jahre 1937 im Lahrer Gewann „Elend“ errichtete Kaserne, die nach einem Kriegsschauplatz des Ersten Weltkrieges benannt wurde, erfolgte fünf Tage später, am Montag den 19.02.1945, ab 15.00 Uhr. Wieder einmal überflog eine große Bomberformation die Stadt Lahr und schwärzte den Himmel. Doch dieses Mal war dessen Ziel nicht irgendeine Groß- oder Industriestadt im Osten, sondern eine Militärkaserne, von der die alliierten Streitkräfte beim sich nähernden Kriegsende einen gewissen Widerstand erwarten konnten. Und das war die Serre-Kaserne in Lahr.

Die 64 in mehreren Wellen heranfliegenden zwei- und viermotorigen Langstreckenbomber warfen ca. 250 Sprengbomben ab und töteten bei diesem Großangriff in der Kaserne, in dem vor der Kaserne liegenden Rosenweg, im dahinter liegenden Hohbergseehotel, in der angrenzenden Geroldsecker Vorstadt und im südlich liegenden Burghardtwald 27 Menschen. Außerdem sind 20 Verletzte in den Stadtarchivakten verzeichnet.⁴²

Die meisten Opfer befanden sich unter den Männern, Frauen und Kindern, die im nahen Wald aus den am 14. Februar zerbombten Bäumen Brennholz machen wollten: 15 Tote und 7 Verletzte. Überlebende Zeitzeugen berichteten von den grauvollen Bildern der Zerstörung, den vielen schrecklichen Bildern der Opfer und den Schreien aus den Trümmern und den Schreien aus dem Wald.⁴³

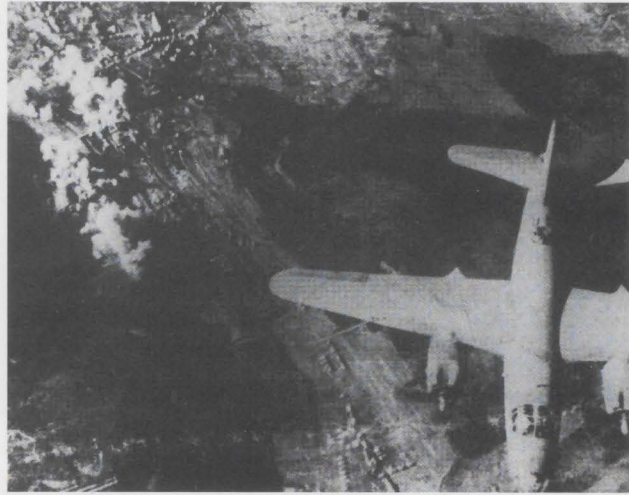
Einer der Bomber wurde von einem darüber fliegenden Flugzeug aus fotografiert. Am Boden sieht man über dem Kasernengelände die Rauchwolken der ersten Bombeneinschläge aufwallen. Diese Aufnahme stammt aus einer französischen Zeitschrift, die der Lahrer Hermann Schaefer im August 1945, während er sich in Aix-les-Bains (Savoie) in französischer Kriegsgefangenschaft befand, entdeckte.

⁴¹ StadtA LR, Ehrenbuch für die Gefallenen.

⁴² StadtA LR, Lahr II 228/1.

⁴³ Bernd SERGER, Am Sonntag vor 50 Jahren legten 64 Bomber die Lahrer Kaserne in Schutt und Asche. Beim zweiten Mal trafen sie voll, in: BZ vom 18.02.1995.

Die Bombardierung der Serre-Kaserne im Februar 1945.



Unter dem Bild war die Beschreibung „Bombardierung der militärischen Anlagen der Kasernen von Lahr am 19. Februar 1945“ zu lesen. Diesem Bericht war zu entnehmen, dass das Hauptquartier der 1. französischen und der 7. amerikanischen Armee den Angriffsbefehl auf die Serre-Kaserne in Lahr erteilt hatte. Bei den eingesetzten Langstreckenbomben handelt es sich um die amerikanischen Martin B-26 Marauder (auf Deutsch Plünderer).⁴⁴ Leider konnte bei den Recherchen nicht ermittelt werden, von welchem Luftwaffenstützpunkt in Frankreich die Angriffe auf Lahr und die anderen süddeutschen Städte gestartet wurden.

Zwei Zeitzeuginnen berichteten mir, wie sie dieses Inferno beobachtet hatten. Eine damals 10-jährige Zeugin war mit ihrer Mutter ins Reichswaisenhaus ausquartiert und sah von dort, wie die Bomberwellen unmittelbar über ihr vorbeidröhnten und konnte sich auch immer noch an die ausgeklinkten, herabfallenden Bomben erinnern, die mit großem Getöse in das Tal vor ihr einschlugen und ihre vernichtenden Spuren hinterließen. Eine weitere Zeitzeugin wurde an diesem Schreckenstag 25 Jahre alt. Eigentlich hätte sie an diesem Tag als Stabsmitarbeiterin im Wachgebäude der Serre-Kaserne Dienst gehabt. Der Kommandeur hatte ihr allerdings geburtstagsfrei gegeben, damit sie mit ihrer Freundin auf dem Langenhard Skilaufen konnte. Von dort oben beobachteten die beiden jungen Frauen mit Schrecken, wie der Fliegerangriff ablief. So konnte die Lahrerin an diesem Tag ihren zweiten Geburtstag erleben, denn das Wachgebäude, in dem sie sich eigentlich hätte aufhalten müssen, wurde wie viele andere Kasernenbauten vollkommen zerstört.

⁴⁴ Die Bombardierung der Kasernen in Lahr. Aus den Tagebüchern von Hermann Schäfer, in: Geroldsecker Land 21, 1979, S. 164-171.



Die zerstörte Serre-Kaserne nach dem Angriff am 19. Februar 1945.

Angriff auf die „zweite“ Kaserne in Lahr am 19.02.1945

Die heutige Malerfachschiule in der Ludwig-Frank-Straße 16 beherbergte zu Kriegszeiten ein Kriegslazarett. Die feindlichen Militärführer mussten aber vielleicht auch davon ausgehen, dass es sich bei diesem Gebäude immer noch um eine weitere Militärkaserne handeln könnte. Denn schließlich wurden hier im März 1936, nach der Aufhebung der entmilitarisierten Zone entlang des Rheines, Soldaten des Jägerbataillons 75 aus Donaueschingen untergebracht.⁴⁵ Egal aus welchen Gründen, auf das Friedensheim, wie die Wohngegend genannt wird, fielen ebenfalls Bomben. Bei diesem Überfall starben 31 Menschen (26 Zivilisten und 5 Soldaten), 28 weitere wurden verletzt.⁴⁶ Die 60 Verwundeten des Lazaretts überlebten. Man hatte sie rechtzeitig in den Keller verbracht. Dafür wurden in den benachbarten Häusern sehr viele Kinder in den Kellern verschüttet. Zwei Familien wurden komplett ausgelöscht.⁴⁷

⁴⁵ Emil ELL, „In den Gärten prangen Kaiserblumen...“.

Wie Lahr Kasernen baute, um Garnisonstadt zu werden, Lahr 1980, Seite 53f.

⁴⁶ StadtA LR, Lahr II 228/1.

⁴⁷ vgl. Anm. 43.



Der Dachstuhl des ehemaligen Artilleriegebäudes wurde beschädigt.

Die letzten schweren Angriffe am 21.02.1945

Nur zwei Tage nach der Zerstörung der Serre-Kaserne fand der letzte große Fliegerangriff des Zweiten Weltkrieges statt. Das wussten die Lahrer damals nur noch nicht, weshalb Emil Baader in sein Kriegstagebuch schrieb: „Die planmäßige Zerstörung von Lahr geht weiter ihren unerbittlichen Gang.“⁴⁸ Die verbliebene Bevölkerung (Ende Februar 1945 vermutete das Einwohnermeldeamt noch 12.000 Einwohner in der Stadt) lebte täglich in Angst und Schrecken. Man passte den Tagesablauf den Fliegeralarmen an.⁴⁹

Die Angriffe von 20 Jagdbombern am 21. Februar 1945 galten drei Zielen. Das erste Ziel war noch einmal eine Industrieanlage, nämlich die beiden Firmen Albert und Carl Nestler in der Tiergartenstraße. Nach den Abwürfen von Spreng- und Brandbomben standen die Gebäude in Flammen. Baader beschrieb diese Szenerie: „Das Ganze gleicht einem glühenden Eisenhaus. Auch diese Fabrik war Teil der Rüstungsproduktion. Der Luftangriff kam also nicht von ungefähr.“⁵⁰

Unter den elf Verletzten befanden sich auch der Fabrikbesitzer Rudolf Nestler und ein 14½-jähriger Junge. Dieser Junge hat mir als Zeitzeuge berichtet, wie sein Vater zwei Tage zuvor beim Angriff auf die Serre-Kaserne in einem Schützengraben getötet wurde. Er selbst war später vor Ort, um zu helfen, die Leiche seines Vaters zu bergen. Beim Angriff auf die Nestlerwerke wurde er nun selber am Kopf

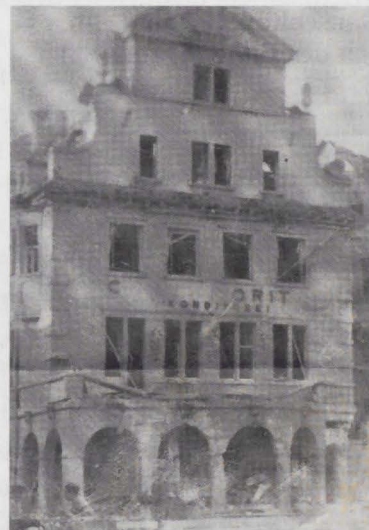
⁴⁸ Bernd SERGER, Nur zwei Tage nach dem dritten Luftangriff kamen die Bomber wieder – Aus dem Kriegstagebuch von Emil Baader. Ziel waren die Nestler-Fabriken und das Postamt, in: BZ vom 28.02.1995.

⁴⁹ StadtA LR, Lahr II 228/1.

⁵⁰ vgl. Anm. 48.

⁵¹ Zitat Emil BAADER.

Die abgebrannten Nestlerwerke und das in der Nachbarschaft liegende, in Mitleidenschaft gezogene Café Moritz, das „erste Café-Haus am Platze“⁵¹, am damaligen Bahnhofs- und dem heutigen Friedrich-Ebert-Platz.



und am Ellenbogen verletzt. Tragischer war jedoch der Verlust von vier weiteren Zivilisten, die unmittelbar durch die Bombensplitter getötet wurden.⁵²

Die zweite Bombenserie fiel in die Innenstadt und verwüstete das Spital, die Drogerie Blaschka, das Gasthaus Rebstock und andere Gebäude der unteren Marktstraße sowie das Café Bauer gegenüber der Post. In Scherben gingen auch die Scheiben der katholischen Pfarrkirche Sankt Peter und Paul. Ab dem Folgetag wurde der Gottesdienst im geräumigen Keller der Kirche abgehalten.⁵³ Elf Lahrer wurden bei diesen unterschiedlichen Bombenabwürfen verletzt.⁵⁴

Weit tragischer und verheerender waren die Folgen des dritten Angriffes des Tages. Er galt einem Waldgebiet auf der Westseite des Altvaters, das im Gewann Heg lag. Hierhin hatten sich Lahrer Einwohner zurückgezogen, die zuhause keinen Luftschutzkeller hatten. Leider war ihr Lager an diesem Tag gut erkennbar, weil die Frauen Wäschestücke aufgehängt hatten. Zudem trafen sich an dieser Stelle auch immer wieder Schaulustige, die von dort oben die Fliegerangriffe auf die Stadt verfolgen wollten. Zwei Tage nach dem Angriff auf die Serre-Kaserne dürften es wohl auch einige Neugierige mehr gewesen sein. Am Nachmittag um 16 Uhr wurde das Lager von einem Verband feindlicher Flugzeuge gesichtet und sofort mit Bomben eingedeckt. Zwölf Menschen wurden von der Bombenwucht sofort getötet, ein Mann, fünf Frauen sowie der 12-jährige Emil und die 3-jährige Marie-Luise wurden durch die herumfliegenden Bombensplitter verletzt.⁵⁵

Die 74 Opfer des 19. und 21. Februar wurden in einer großen gemeinsamen Trauerfeier am 28. Februar beerdigt.

Opfer bei der sinnlosen Verteidigung von Lahr am 17./18. April 1945

Den ganzen März über gab es täglich rege Fliegertätigkeiten, aber keine Angriff mehr. Die Alliierten waren mit der Invasion des Deutschen Reiches beschäftigt. Aber immer wieder gab es Artilleriebeschuss. Am 17. März wurde ein 6 Monate alter Junge in der Bertholdstraße, der im Kinderwagen im Garten abgestellt worden war, durch eine Granate getötet. Der Schrecken hatte noch kein Ende.

In Lahr gab es im Februar und März zwei größere Evakuierungsmaßnahmen in Richtung Baldringen in der Nähe von Biberach an der Riß und nach Nürtingen. Im Ried wurde wegen des stark einsetzenden Artilleriebeschusses bereits im Dezember und ab dem 8.

⁵² StadtA LR, Lahr II 228/1.

⁵³ vgl. Anm. 48.

⁵⁴ StadtA LR, Lahr II 228/1.

⁵⁵ StadtA LR, Lahr II 228/1.

Februar evakuiert. Viele der Riedbewohner kamen in Oberweier, Heiligenzell, Sulz und im Schuttertal unter. In Lahr wohnten im März 1945 nur noch 9.000 Menschen.⁵⁶

Nach den Amerikanern hatten auch die Franzosen am Karfreitag, dem 30. März, bei Speyer den Rhein überschritten. Ab Anfang April kämpften sich die französischen Truppen in Richtung Süden vor. Die Franzosen waren mit amerikanischem Material in großen Mengen ausgerüstet, dem hatte die deutsche 19. Armee nur noch wenig entgegenzusetzen. Das XVIII. SS-Armeeekorps wurde im südlichen Baden nun immer weiter nach Süden verdrängt.⁵⁷ Am 15. April wurden Kehl und Offenburg eingenommen, eine andere Einheit war bis Meißenheim vorgedrungen und wurde sogleich von einer Artillerieeinheit, die im Sulzbachtal stationiert war, beschossen.

In der Nacht vom 15./16.04. bauten die Friesenheimer heimlich die Panzersperre auf der B 3 ab, so dass der Ort am nächsten Tag kampflös und ohne Repressalien eingenommen werden konnte.⁵⁸ In Langenwinkel suchten die Franzosen in den Häusern nach Soldaten, nahmen einige gefangen und drehten dann wieder ab. In Dinglingen wurden die Brücken gesprengt, wobei einige Häuser mit zerstört wurden.⁵⁹ Somit musste der Angriff auf Lahr von Norden erfolgen. Der Kommandant von Lahr hatte sich entschlossen, die Stadt zu verteidigen. Die Einheiten der Waffen-SS brachten am 17. April ihre Geschütze unterhalb des Altvaters und am Schutterlindenberg in Stellung. Den ganzen Tag kam es zu heftigen Artilleriegefechten. Die feindliche Artillerie wurde nun auch von Jabos unterstützt, die in mehreren Wellen am Nachmittag Brandbomben in Burgheim und mitten in der Stadt abwarfen. Auch in der Kirch- und Friedrichstraße brannte es. Die Kartonagenfabrik Dahlinger in der Feuerwehrstraße stand ebenfalls in Flammen.⁶⁰ Bei diesen letzten Bombenwürfen verbrannten drei Frauen in ihrem Haus in der Burgheimer Straße 48 und weitere neun Menschen wurden getötet.⁶¹ Das alles wäre nicht passiert, wenn die SS-Einheiten in dieser aussichtslosen Lage nicht weitergekämpft hätten.

Ein Zeitzeuge bestätigte, dass der Blindgänger, der im Mai 2015 in der Gärtnerei Göhringer in der Burgheimer Straße geborgen wurde, aber nicht von diesen Angriffen stammte. Der Zeitzeuge hatte persönlich gesehen, wie diese Bombe beim Angriff auf die Serre-Kaserne am 19.04.1945 zu früh bereits über Burgheim ausgeklinkt wurde. Am Abend des 17. April zogen aufgebrachte Frauen zum Landratsamt und verlangten, dass weiße Fahnen gehisst werden. Als eine Delegation mit Ratsherr Leser, Landrat Strack und Regierungsrat Eiermann

⁵⁶ Bernd SERGER, Im März 1945 war in Lahr schon Frühling - mit Folgen. Kartoffeln und die „heilige Saat des Sieges“, in: BZ vom 21.03.1995

⁵⁷ Badische Zeitung vom 18.04.1995: Aus dem Kriegstagebuch von Emil BAADER: Als Lahr von den Nazis befreit wurde.

⁵⁸ Ekkehard KLEM, Tod am Altvater, in: Der Altvater vom 09.11.1991, S. 43.

⁵⁹ Die Menschen leben wieder im Keller. 60 Jahre nach Kriegsende (XIII): Sophie BUBECK erlebt die Wochen vor Kriegsende in Dinglingen. Notizen aus ihrem Tagebuch, in: BZ vom 10.05.2005.

⁶⁰ Gertrud NEU- MEISTER, Dank Otto Schmidt blieben die Bomber am Boden. 60 Jahre nach Kriegsende (VI): Warum Lahr nicht dem Erdboden gleichgemacht wurde, in: BZ vom 16.04.2005.

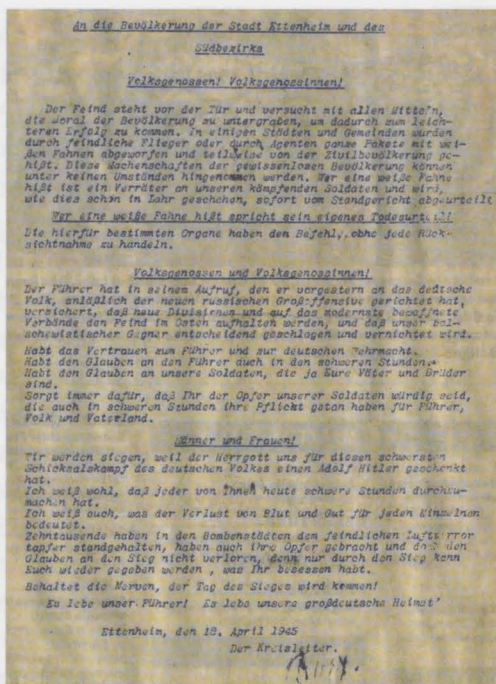
⁶¹ StadtA LR, Lahr II 228/1.

beim Kommandanten in Ettenheimmünster die sofortige Übergabe von Lahr erbat, wurde dieser Wunsch abgelehnt. Die Frauen waren mittlerweile mit ihren weißen Fahnen bis an die Panzersperren in Burgheim herangetreten, um den Franzosen zu signalisieren, dass die Bevölkerung zur Übergabe bereit war. Aber der Kampf ging trotzdem noch weiter.⁶²

Am 18.04.1945 erließ der NSDAP-Kreisleiter Richard Burk für den Südbezirk ein Verbot, weiße Fahnen zu hissen. Demjenigen, der sich nicht an die Anweisung halten wollte, drohte die Todesstrafe. Der Befehl war durchspickt mit haltlosen, widersinnigen Behauptungen.

Seit Mitternacht schoss die feindliche Artillerie unerbittlich in die Stadt, die letzten Häuser brannten. Der Kampf ging weiter bis in den Nachmittag hinein und bis die deutschen Soldaten endlich die Sinnlosigkeit dieses Gefechts erkannten und ihr Heil in der Flucht in Richtung Langenhard suchten. Unterwegs erbettelten sie bei den Anwohnern Zivilkleidung. 31 Soldaten und Volksturmänner wurden an diesem letzten Kampftag getötet.⁶³ Nicht die drei letzten Kriegsgeschehnisse in Lahr dürften drei Volksturmänner aus Rheinfeldern gewesen sein, die sich am 17. April von Heiligenzell aus durch den Wald in Richtung Heimat absetzen wollten. Unerbittliche SS-Männer mussten sie bei der Tafeltann angetroffen und wegen der Fahnenflucht standrechtlich erschossen haben.⁶⁴ Aber so kurz vor Kriegsende waren sie sicher die sinnlosesten Toten in der Lahrer Umgebung. Sie waren Opfer eines antrainierten Befehlshorsams der Nationalsozialisten.

Dem mutigen Hausmeister der Friedrichschule, Otto Schmidt, ist es zu verdanken, dass die Franzosen von weiteren Kampfhandlungen absahen. Er war im Ersten Weltkrieg französischer Kriegsgefangener gewesen und hatte sich dabei einige französische Sprachkenntnisse angeeignet. So war er in der Lage, sich zu verständigen, als er mit einem weißen Tuch in der Hand am Waldrand der Heg entlang den Franzosen entgegen lief und darum bat, das Feuer auf Lahr einzustellen. Er teilte den Angreifern mit, dass sich das Militär aus Lahr zurückgezogen habe. Die französischen Soldaten nahmen ihn als Geisel, setzten ihn auf den ersten Panzer und machten ihm bewusst:



Der Burk-Befehl vom 18.04.1945.

⁶² Kriegsende vor 50 Jahren in Lahr. Das Tagebuch von Hans Lehmann (XIV). Endlich hat die Angst ein Ende, in: LZ vom 18.04.1995.

⁶³ StadtA LR, Lahr II 228/1.

⁶⁴ Ekkehard KLEM, Das Heiligenzeller Soldatengrab. Schicksal dreier Soldaten am Ende des Zweiten Weltkrieges, in: Geroldsecker Land 51, 2009, S. 161-168, hier: S. 167.



Otto Schmidt, der Retter von Lahr am letzten Kriegstag.

„Wenn geschossen wird, bist du dran!“⁶⁵. Ab 14.30 Uhr rollten die französischen Panzer in Lahr ein – endlich war der Krieg zu Ende und die Bevölkerung von den SS-Soldaten befreit.⁶⁶ Ohne das beherzte Einschreiten des 52jährigen Lehrers hätte es sicher noch mehr Bomben auf Lahr gegeben bzw. wäre der Einmarsch sicher nicht ohne Panzerbeschuss erfolgt.

Fazit der Fliegerangriffe auf Lahr

In der Fachliteratur wird viel darüber diskutiert, ob die Fliegerangriffe auf Zivilpersonen Kriegsverbrechen waren. Aber eines ist sicher: irgendwann hätten die britischen Befehlshaber erkennen müssen, dass ihre Strategie, die deutsche Zivilbevölkerung zu demoralisieren, nicht aufgegangen ist. Ein Umsturz durch die gepeinigte deutsche Zivilbevölkerung war gar nicht mehr möglich. Das deutsche Volk befand sich bis zum Kriegsende unrettbar in den Fängen der nationalsozialistischen Kriegsverbrecher, die als erstes gleich nach Kriegsbeginn in Polen gegen den Ehrencodex der Genfer Konventionen verstießen hatten.⁶⁷ Die erfolglose Demonstration der Lahrer Frauen am vorletzten Lahrer Kriegstag war der letzte Beweis dafür, dass man gegen dieses totalitäre Regime schon lange keine Chance hatte. Auch nicht in der kleinen Provinzstadt. Die tödlichen Bord-

⁶⁵ Gabriele LEBER, »Seine Tat war mutig und erfolgreich«. Stadt Lahr gedenkt Otto Schmidt und anderen Bürgern, die im April 1945 Zivilcourage bewiesen, in: Mittelbadi-sche Presse vom 13.04.2005

⁶⁶ Manfred DÜRBECK, „Wir wussten, es ist aus“. Lieselotte Gießen erinnert sich an das Kriegsende in Lahr und an den Helden Otto Schmidt, in: BZ vom 16.02.2008

⁶⁷ Timothy SNYDER, Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin, München ⁵2015, S. 133.

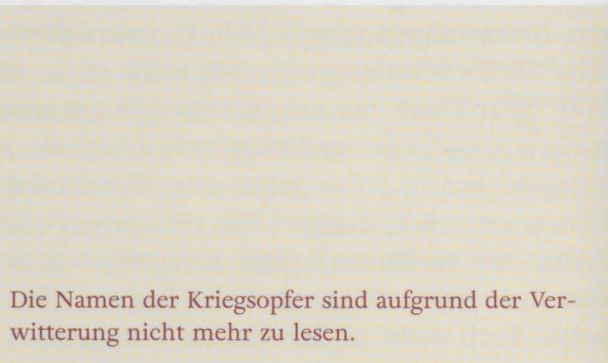
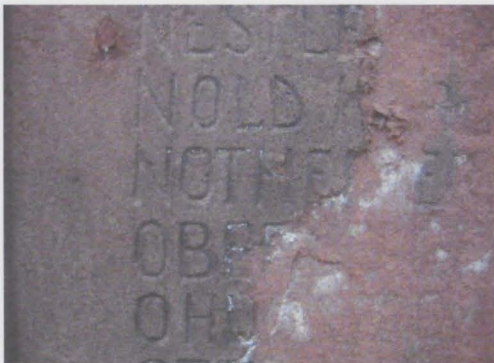
waffenschüsse der Jagdfliegerpiloten auf Frauen und Kinder und der überdimensionale Bombenabwurf auf die in den Wäldern der Heg versteckten Zivilisten haben rein gar nichts mehr mit rechtfertigenden Kriegshandlungen zu tun, das waren nach heutigen Maßstäben unverzeihliche Kriegsverbrechen.

⁶⁸ Thorsten MIETZNER, Lahrer Denkmale Teil 4, in: Der Storchenturm 11/2000.

Die Lahrer Gedenkstätten für die Kriegsoffer

Zur Erinnerung an die Opfer des Zweiten Weltkrieges wurde auf dem Lahrer Bergfriedhof die zentrale Gedenkstätte des Ersten Weltkrieges erweitert. In dessen Zentrum stand bereits als besonderes Ehrenmal eine gewaltige Pyramide. Auf deren Sockel ist folgende Inschrift zu lesen ist: „Retter nicht Opfernde wurdet ihr alle eh ihrs bedacht. Aber auch wir sind nicht der Sinn der unseligen Handlungen. Wisset, wir alle sind nur Sterbende dieser Verwandlung.“ Dieser Spruch stammt von dem Dichter Alfred Schmid-Noerr, der 1960 einen von Bürgermeister Rudolf Ritter initiierten Wettbewerb gewonnen hatte. Diese Pyramide war bereits am 03.08.1924 eingeweiht worden.⁶⁸

Nach dem zweiten schrecklichen Krieg wurden für die Soldaten, die in diesem Krieg gefallen waren, neben dieser Pyramide mehrere Gräberfelder angelegt. Hinter der Pyramide führt eine Treppe zu einer fünfteiligen Bastion, in der auf Sandsteintafeln die Namen der im Krieg gefallenen Soldaten eingemeißelt wurden. Südlich der Pyramide wurde eine lange Grünfläche angelegt, in der eine Reihe von 62 rechteckigen Sandsteinplatten eingebracht wurde, in die die Namen von 76 der zivilen Opfer der Stadt Lahr verewigt wurden. Verewigt! Genau das war die Motivation für eine Initiative von Dr. Volker Sasse. Er ist Mitglied der Gruppe „Pro Lahr“, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, alte historische Gebäude zu erhalten. Da er es



Die Namen der Kriegsoffer sind aufgrund der Verwitterung nicht mehr zu lesen.

bedauerte, dass man die Namen der im Krieg gefallenen Soldaten aufgrund der fortschreitenden Verwitterung der Sandsteinplatten nicht mehr lesen konnte, wandte er sich im Jahre 2012 mit einem Brief an die Stadt Lahr. In diesem unterbreitete er den Vorschlag, neben der ursprünglichen Wandfassade eine Tafel mit sämtlichen Namen der Verstorbenen anzubringen. Aus Kostengründen konnte dieser Vorschlag jedoch nicht sofort umgesetzt werden.

Zwei Jahre später wurde die Idee der Gruppe „Pro Lahr“ wieder aufgegriffen. Mittlerweile hatte sich auch Ingo Stengler mit einem ähnlichen Vorschlag an die Stadtverwaltung gewandt. Der Gemeinderat stimmte dem Vorschlag des technischen Ausschusses zu, aufgrund des allgemeinen Verwitterungszustandes nicht nur die Gedenkstätte, sondern auch alle Kriegsgräber zu restaurieren. Die geschätzten Gesamtkosten beliefen sich damals auf knapp 50.000 Euro. Das Regierungspräsidium Freiburg stellte einen Zuschuss in Höhe von 40 Prozent in Aussicht.⁶⁹

Unter der Projektleitung von Christina Volz von der städtischen Abteilung Öffentliches Grün wurden vom Bau- und Gartenbetrieb der Stadt Lahr alle Grabkreuze und die Bodenplatten der zivilen Opfer gereinigt. Teilweise waren in der Zwischenzeit die Inschriften einiger Zivilopfer durch ihre Angehörige wieder erneuert worden. Außerdem wurden neue Sitzgelegenheiten geschaffen.

Die nicht mehr lesbaren Namen der 62 Gedenkplatten, sowie die Namen der gefallenen Soldaten des Zweiten Weltkrieges wurden mit den Akten des Stadtarchives abgeglichen und wieder rekonstruiert, so dass die Firma Thomas und Axel Nuvolin anhand dieser Rechercheergebnisse an allen Gräberfeldern, an der Bastion und an den zivilen Gedenkplatten Bronzetafeln mit allen Namen auf eigens angefertigten Sandsteinblöcken anbringen konnte.

⁶⁹ Manfred DÜRBECK, Gedenken gibt's nicht zum Nulltarif, in: BZ vom 23.09.2014.

Die Gedenkstätte für die zivilen Kriegsopfer.



Eine schreckliche und rätselhafte Fleischvergiftung ✓

Von Dr. Walter Caroli

Das Lahrer Wochenblatt brachte am 29. August 1866 die folgende Meldung: „Vor 8 Tagen beging der Lammwirth Hechinger in Kuhbach den frevelhaften Leichtsin, eine kranke Kuh, welche er einige Tage vorher, bereits krank, um wenige Gulden gekauft hatte, mit Umgehung des Fleischbeschauers zu tödten und zu Schwartenmagen u. s. w. zu verarbeiten. Heute liegen etwa 20 Personen in Kuhbach, mehrere in Reichenbach und Lahr, welche davon genossen, schwer krank an Erbrechen und Abweichen. Hier starb auch bereits heute Morgen das zweijährige Kind des Milchhändlers Huber, das am Sonntag Abend mit der ganzen Familie Schwartenmagen von der kranken Kuh gegessen. Die übrigen Familienmitglieder liegen krank darnieder. – Es wird gut sein, auf die große Gefahr des Genusses von krankem Fleisch hinzuweisen.“

Die tragische Figur bei diesem Geschehen, der Kuhbacher Lammwirt August Hechinger (1811-1866), entstammte dem Reichenbacher Geschlecht der Hechinger, die fast 200 Jahre lang als Hofbauern im Besitz des mit 140 Hektar stattlichen Hinteren Giesenhofes im Giesental gewesen waren. Er war der Sohn des Lammwirts („cauponis agnum“) Joseph Hechinger und dessen Frau Maria Anna Moßmann.¹ Er war mit der aus Schwaibach stammenden Elisabeth Schick verheiratet und hatte mit ihr neun Kinder, von denen vier in die USA auswanderten. Mit Vorsatz hatte August Hechinger nicht gehandelt, denn er hielt den Schwartenmagen für unschädlich, aß selbst davon und zahlte dafür mit seinem Leben.

¹ Vgl. Kirchenbuch Seelbach, Geburtsbuch 1810-1822, S. 131.



Gasthaus zum Lamm,
Postkarte.



Bevor im Einzelnen der Verlauf der Epidemie geschildert wird, soll auf den rechtlichen Hintergrund hingewiesen werden: Fleischvergiftungen waren zu jener Zeit keine Seltenheit, da es noch Forschungsbedarf gab und Fleisch und Wurst einer systematischen, regelmäßigen und sachverständigen Kontrolle nicht unterworfen waren. Als Beispiel sei ein 1838 veröffentlichter „hausmittelartiger“ Ratschlag des Lahrer Wochenblatts, wie man mit Maul- und Klauenseuche umgehen solle: *„Sobald eine Spur dieser Krankheit vorhanden ist, wäscht man alle Tage 3 bis 4 mal das Maul und Zunge mit verdünntem Essig, dazu Salz mit etwas Honig vermischt. Zeigt sich Besserung, dann wird auf die Zunge alle Tage ein paarmal Honig aufgestrichen. Die Füße werden mit frischem Wasser gewaschen. Bei warmen Wetter sollen die kranken Tiere in das fließende Wasser getrieben werden, des Tages einigemal. Die gesunden Tiere sollen aber im Stall bleiben.“*²

Die tierärztliche Lebensmittelüberwachung in Baden begann erst in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit der Berufung von Tierärzten zur Fleischschau, also just in dem Jahrzehnt, in dem sich der Vorfall ereignete. Erst von da an wurde – teilweise auch unangemeldet – bezüglich der Hygiene und der Güte der Fleisch- und Wurstvorräte kontrolliert. Am 17. August 1865 – fast genau ein Jahr vor dem Kuhbacher Vorfall – erließ das Großherzogliche Ministerium des Inneren eine Verordnung, mit der die Fleischschau geregelt werden sollte. Danach musste jede Gemeinde die benötigte Anzahl von Fleischschauern bereitstellen. Diese waren entweder Tierärzte oder Personen, die ihre Kompetenz durch ein bezirksärztliches Zeugnis nachweisen konnten. Bei der „außerordentlichen Fleischschau“ mussten die gewerbsmäßigen Verkäufer dem Fleischschauer auf Verlangen ihren Vorrat an Fleisch und Fleischwaren zur Schau vorlegen.³ Nach der Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 wurden die Rechtsvorschriften reichseinheitlich, beispielsweise die Bestimmungen zum Schutz der menschlichen Gesundheit im Nahrungsmittelgesetz vom 14. Mai 1879 und im § 367, Ziffer 7 des Reichsstrafgesetzbuches. Das endgültige und bis heute grundlegende Fleischbeschaugesetz wurde am 3. Juni 1900 verkündet. Mit der Bezeichnung „Gesetz, betreffend die Schlachtvieh- und Fleischschau“ trat es am 1. April 1903 in Kraft.

Der Kuhbacher Vergiftungsfall weitete sich zu einer Katastrophe für viele betroffene Familien aus und wurde naturgemäß sorgfältig untersucht. Die gesamten Akten – darunter eine Akte des Lahrer

² Emil BAADER, Wovon das „Lahrer Wochenblatt“ 1838 berichtete, in: Der Altvater 3/1938, Titelseite.

³ Vgl. Petra SEDLMEIER, Von der „außerordentlichen Fleischschau“ zur Kontrolle der Eigenkontrollen. Entwicklung der tierärztlichen Lebensmittelüberwachung in Baden und Württemberg, Gießen 2005.

Oberamtes – sind aber nicht mehr auffindbar. Der Vorgang wäre nicht mehr zu rekonstruieren gewesen, wenn sich nicht der bekannte Freiburger Arzt, Feuilletonist und Lyriker Adolf Kußmaul für den Fall interessiert und einen Bericht zusammengestellt hätte, der im „Deutschen Archiv für klinische Medizin“ veröffentlicht wurde.⁴

Kußmaul hatte die Akte des Lahrer Oberamts, in die die Ergebnisse der gerichtlichen Untersuchung eingegangen waren, vorliegen und nahm auch Kontakt mit den beteiligten Lahrer Ärzten Carl Schmidt und Max Weill auf. Kußmaul wörtlich:

„Die kurzdauernde Epidemie fiel in die Herbstferien, während welcher ich verreist war. Nach meiner Rückkehr erfuhr ich zu spät, was sich in Lahr ereignet hatte; als ich in Lahr anfragte, ob ich wohl noch Kranke sehen könne, war die Epidemie bereits abgelaufen. So basieren denn meine Angaben nur auf den in den Akten des Oberamts Lahr über diese Sache niedergelegten Ergebnissen der gerichtlichen Untersuchung, die man mir freundlichst zur Einsicht überlassen hat, und gefälligen Mittheilungen der beiden praktischen Aerzte in Lahr, H. Schmidt und H. Weill. Lassen meine Erhebungen in der Detailzeichnung freilich Vieles zu wünschen übrig, und hellen sie auch die eigentliche Natur der hier stattgehabten Vergiftung nicht auf, so stellen sie doch mit Sicherheit so viel fest, dass Fleischvergiftungen vorkommen, welchen Trichinose nicht zu Grunde liegt und die mit Typhus nur in der äusseren Erscheinung Einiges gemein haben. Die grosse Aehnlichkeit unserer mit der Andelfinger Fleischvergiftung wird übrigens Niemand entgehen.“

Die Andelfinger Fleischvergiftung

Am 10. Juni 1839 fand in Andelfingen ein Sängerkonzert statt. Acht Tage zuvor begann man mit den Vorbereitungen und bewahrte wegen des schlechten Wetters Schinken und Kalbfleisch in verschlossenem Raum auf. Im Fleisch entwickelte sich ein Giftstoff, der im Nachhinein nicht chemisch bestimmt werden konnte. Durch den Genuss des Fleisches erkrankten im Zeitraum vom 10. bis 20. Juni 1838 von den 727 teilnehmenden Sängern 444 Personen. Bei den „schwächer Ergriffenen“ wurden Appetitmangel, Magendrücken, Erbrechen, Diarrhoe, Schwächegefühl, Schmerzen an den Schläfen, im Hinterkopf und im Rücken, kolikartige Leibscherzen, Schluckbeschwerden, Durst, Heiserkeit, erweiterte Pupillen, Starrezustände und Delirien festgestellt. Bei den stärker Vergifteten traten zudem Geschwüre, Wadenkrämpfe, Nasenbluten und blutiger Stuhl auf, und die Sehkraft verminderte sich. Bei den leichteren Fällen trat nach 5 bis 6 Tagen



Adolf Kußmaul

⁴ Adolf KUSSMAUL, Epidemie durch vergifteten Schwarzenmagen in Lahr und Umgebung, in: Deutsches Archiv für klinische Medizin, Bd. 4, Heft 5/6, Leipzig 1868, S. 455-465.

Besserung ein. Wer aber eine größere Menge des Fleisches gegessen hatte, brauchte Wochen, um sich in abgemagertem Zustand langsam zu erholen. Bei einigen trat im Laufe der ersten oder zu Beginn der zweiten Woche mit „typhoidem Collapsus“ der Tod ein.⁵

⁵ Vgl. Lahrer Wochenblatt, 29. August 1866.

Entsprechend den Unterlagen des Lahrer Oberamts, die Kußmaul vorlagen, hat sich die Epidemie in folgender Weise entwickelt:

Am 20. August 1866 schlachtete Lammwirt Hechinger in Kuhbach eine kranke Kuh, die er am 13. des Monats für 20 Gulden gekauft hatte. *„Es war eine 4 J. alte magere Kuh, die schon seit Wochen wenig frass, blutig harnte und so schwach war, dass man sie auf einem Wagen in sein Haus führen musste.“* Sie hatte mehrmals den Besitzer gewechselt. Kußmaul ließ sich in seinem Bericht zu der tendenziösen Aussage hinreißen, jüdische Zwischenhändler hätten *„bald diesen bald jenen Bauern mit dem Stück Vieh angeführt“*.

Wirt Hechinger versäumte es, eine Fleischschau vornehmen zu lassen, er verkaufte einen Teil des Fleisches, vermengte einen anderen Teil mit Schweinefleisch und verarbeitete das Gemenge zu Schwartenmagen und Knackwurst. Das verwendete Schweinefleisch war gesund gewesen, und auch das Kuhfleisch verbreitete keinen üblen Geruch und sah ganz normal aus, wie Zeugen versicherten, die gesehen hatten, wie Hechinger am Schlachttag das Fleisch in der Küche schnitt, hackte und im Kessel des Waschhauses kochte. Der größte Teil des Fleisches und der Knackwürste wurde in Kuhbach verkauft und dort auch gegessen. Vom Schwartenmagen schickte der Lammwirt dem Hechtwirt in Lahr, Georg Hechinger, fünf Pfund und verwendete den größeren Rest bei sich. Wenn Kinder in der Metzgerei Fleisch kauften, bekamen sie ein Stückchen zum Geschenk, viel wurde auch davon verkauft, und alle möglichen Leute aßen davon. Der nach Lahr geschickte Schwartenmagen wurde zu einem großen Teil in Lahr und Umgebung verspeist. Da die Ursache der Erkrankungen erst am 25. August festgestellt wurde, stellte man den Verkauf des Kuhfleisches und des Schwartenmagens auch erst an diesem Tag ein. Es ist deshalb nicht überraschend, dass 70 Menschen erkrankten, davon ungefähr 30 in Kuhbach, 24 in Lahr, acht in Ofenburg, fünf in Burgheim und weitere sechs in der Umgebung von Lahr.

Zunächst schien klar zu sein, dass die Vergiftung des Fleisches und des Schwartenmagens auf die Krankheit der Kuh zurückzuführen sei. Doch dann stellte sich der Sachverhalt als weitaus komplizierter heraus:

Eigenartigerweise erkrankten nur Personen, die von dem Schwartenmagen gegessen hatten, nicht aber diejenigen, die von dem Kuhfleisch oder der Knackwurst aßen. Dabei wurde geäußert, dass der Schwartenmagen, der ganz normal aussah und nicht roch, sehr delikat gewesen sei. Er wurde auch untersucht, und man fand kein anorganisches Gift und auch keine Trichinen.

Eine Portion des Schwartenmagens wurde dem Medizinalrat Fuchs in Karlsruhe übersandt, der ihn einem Hund zu fressen gab, ohne dass dieser erkrankte. Die Witwe Hechinger verfütterte nach dem 25. August den Rest des mittlerweile als vergiftet angenommenen Schwartenmagens an Hunde und Katzen, ohne dass diese davon Schaden davongetragen hätten.

Kommen wir nun auf die Art und Weise der Erkrankungen zu sprechen: In allen Fällen trat die Erkrankung in den ersten 24 Stunden nach dem Genuss des Schwartenmagens ein.

Einige Beispiele:

- Ein 45 Jahre alter Mann aß am 21. August abends nach 19.00 Uhr ein Stück Schwartenmagen; schon nach Mitternacht wurde ihm schlecht und schwindlig; gegen Morgen kamen Erbrechen und Durchfall; er musste 10 Tage ärztlich behandelt werden.

- Am 24. August arbeiteten fünf Wäscherinnen im Lammwirthshaus und bekamen von dem Schwartenmagen gereicht. Schon am folgenden Tag kamen sie alle in ärztliche Behandlung.

- Von einem als Geschenk nach Offenburg geschickten Schwartenmagen aßen am 24. August nachmittags acht Personen, und am 25. des Monats waren alle krank.

Vier Personen starben, ein knapp zwei Jahre alter Knabe und drei Erwachsene. Das Kind starb schon zwei Tage nach dem Verzehr des Schwartenmagens, die Erwachsenen nach 9 bis 14 Tagen. Bei manchen schwerer Erkrankten konnte es bis zu acht Wochen dauern, bis sie wiederhergestellt waren. Die Symptome der Krankheit beschreibt Adolf Kußmaul wie folgt:

„Sie bestanden in Uebelkeit, Brechreiz, Würgen, Erbrechen von Speise, sauren Massen und Galle, Leibweh bis zum heftigen Kolikschmerz, Durchfall, Fieber, Durst, Kopfweh, Schwindel, Schlaflosigkeit und grosser Schwäche. Einige Male ist auch Gliederreissen, trockner Mund, Kratzen im Halse beobachtet worden. In den leichteren Fällen waren die Kranken in einigen Tagen auf dem Wege der Besserung, die genannten Erscheinungen verschwanden in 8-14 Tagen, worauf die Leute noch 8-14 Tage sich schwach fühlten; in den schwereren kam es zu Betäubung, Delirium, Zuckungen und anderen cerebralen Erscheinungen der bedenklichsten Art, die mitunter an Typhus erinnerten. ... Besondere Erwäh-

nung verdient hier noch die in allen schwereren Fällen beobachtete Erweiterung der Pupille mit verminderter Erregbarkeit der Iris gegen Lichtreiz, ferner die häufig verminderte Urinsecretion, mehrmals mit lästigem Drang verbunden. Einige Male waren Wadenkrämpfe zugegen.“

Eine Familie traf es mit zwei Todesfällen besonders hart. Das Unheil begann, als der 13-jährige Sohn des Lahrer Mehlhändlers Johann Friedrich Huber für eine Gefälligkeit vom Hechtwirt Georg Hechinger ein Stück Schwartenmagen als Geschenk erhielt. Er brachte es nach Hause, und die ganze anwesende Familie aß davon: er selbst, der Vater, die Mutter, die älteste Schwester, deren Kind und ein Pflegesohn des Mehlhändlers. Alle sechs Personen erkrankten. Das ein Jahr und neun Monate alte Kind, Carl Matthias Borho, Sohn des gleichnamigen verstorbenen Ettenheimer Müllers und dessen Ehefrau Pauline geb. Huber, starb nach zwei Tagen.⁶ Über die Krankengeschichte der Frau des Mehlhändlers verfasste der Bezirksarzt Carl Jamm nach Mitteilungen des behandelnden Arztes Max Weill den folgenden Bericht, der in den Akten Eingang fand:

Krankengeschichte der Christine Wilhelmine Huber geb. Zucker
„Am 27. August 1866 erkrankte die 49 Jahre alte Ehefrau des Mehlhändlers H., nachdem sie Tags zuvor mit ihrer Familie Schwartenmagen mit Bier genossen. Aehnlich wie die übrigen Glieder der erkrankten Familie hatte sie Brechreiz, öfteres Erbrechen, starke Durchfälle bräunlicher flüssiger Massen; dabei heftige Schmerzen im Unterleib, Trockenheit im Mund, Kratzen im Halse, Schwindel, Kopfschmerz, Reissen im Genick und den Gliedern. Die Frau ist schwächlich gebaut, äusserst mager, hatte vor einigen Jahren mehrmals Blutspen und häufig wochenlanges Erbrechen in Folge heftiger Magenkrämpfe. – Die Haut ist heiss und trocken, Gesicht blass, Augen eingefallen, glänzend, Pupillen erweitert, Zunge roth, trocken und rissig, ebenso die ganze Mundhöhle in Folge der geringen Schleim- und Speichelabsonderung. Fieber massig. Puls SS. Unterleib bei der Berührung sehr empfindlich. Leber gross, beim Druck schmerzhaft. Milz, Lungen, Herz normal. In den nächsten Tagen änderte sich der Zustand wenig, das Erbrechen liess etwas nach, dagegen blieben die Stuhlentleerungen häufig und schmerzhaft. Der Durst war brennend, die Haut trocken und spröde. Harnabsonderung ganz gering. Die anfängliche Schlaflosigkeit wich auf den Gebrauch von Morphium. Am 31. August stellten sich Schlingbeschwerden ein. Die Stimme wurde belegt und schwach. Oefteres Hüsteln ohne Expectoration und Beengung. Stuhlentleerung noch immer häufig und grasgrün. Bewusstsein nicht getrübt. In Folge der nicht zu stillenden Entleerungen nahm die Schwäche zu; der Puls wurde kleiner, frequenter (110–113), hie und da aussetzend; vollständige Unterdrückung der Harnentleerung;

⁶ Vgl. Kirchenbuch Lahr, Totenbuch 1856–1868, S. 612, Landeskirchliches Archiv der evangelischen Kirche Baden, Karlsruhe.

*Betäubung, aus welcher die Kranke nur schwer zu erwecken war, und die mit wenigen Unterbrechungen bis zu dem am 6. Sept. in Folge allgemeiner Paralyse eingetretenen Tode anhielt.*⁷

⁷ Vgl. ebd., S. 613.

⁸ Vgl. Staatsarchiv Freiburg I 10 Nr. 2451, Bild 346; Kuhbach, Katholische Gemeinde: Standesbuch 1835-1869

In einem amtlichen Bericht hat der behandelnde Arzt Max Weill den Krankheitsverlauf der Kuhbacher Hebamme Theresia Roos geb. Schwendemann festgehalten:

⁹ Vgl. ebd.

Der Krankheitsverlauf bei der Hebamme Theresia Schwendemann verh. Roos

„Am Abend des 26. August wurde ich zu der 39 Jahre alten Hebamme Roos in Kuhbach gerufen. Dieselbe hatte als Wäscherin im Lammwirthshaus am 21. Schwartenmagen und zwei Schoppen Bier genossen und war in Folge dessen schon einige Tage bettlägerig. – Sie klagte über heftigen brennenden Schmerz in Magengegend und Unterleib, Uebelkeit, Würgen, Erbrechen alles Genossenen, starke Durchfälle unter Steigerung der Kolikschmerzen während derselben, Schwindel, Kopfweh, Reissen in den Gliedern, besonders den Füßen, vollständige Appetitlosigkeit und brennenden Durst. Die Haut war heiss und trocken, Gesicht geröthet und etwas aufgetrieben, Augen glänzend, beide Pupillen erweitert, Zunge feucht und weiss belegt, Unterleib bei der Berührung äusserst empfindlich. Stuhl ganz flüssig, bräunlich und sehr übelriechend. Harnabsonderung sparsam. Puls voll und beschleunigt (106 - 110). Leber, Milz, Lunge und Herz normal. Die Menstruation hatte sich zur rechten Zeit am Tage der Erkrankung spärlich eingestellt. – In den zwei ersten Tagen der Behandlung am 27. und 28. August vorübergehende Linderung. Durst und Leibscherz geringer, Haut feuchter. Dagegen Fieber in gleichem Grad, sehr häufige Darmentleerungen, Nachlass des Erbrechens. – Am 29. Steigerung des Fiebers, Zunge wurde trocken, Unruhe, Schwerhörigkeit, Schlaflosigkeit, Zittern, zeitweise convulsivische Zuckungen und in der Nacht beständiges Deliriren. Das Fieber ward von Tag zu Tag heftiger, Puls kleiner und häufiger (120 - 130), die Haut bedeckte sich mit klebrigen Schweissen. Unwillkürliche Harnentleerung. Stuhl fast ganz sistirt. Die Delirien furibund. Die Kranke schreit, singt, schlägt um sich und will beständig das Bett verlassen. Kiefer-. Schlund- und Wadenkrämpfe. Am 3. Sept. Nachmittags 4 Uhr stirbt sie.“⁸

Über den Krankheitsverlauf beim tragischen Verursacher August Hechinger berichtete der praktische Arzt Carl Schmidt: Hechinger sei am 21. August erkrankt, nachdem er tags zuvor von dem Schwarthenmagen gegessen habe. Er habe an heftigem galligem und saurem Erbrechen, Kolikschmerzen und Durchfall gelitten, und hohes Fieber sei dazugekommen. Schliesslich sei er am 29. August verstorben.⁹

Die Ursache der rätselhaften Vergiftung ist nie gefunden worden. Zu einer Verurteilung des Verursachers konnte es nicht kommen, da er selbst zu Tode kam. Dem Bericht Adolf Kußmauls ist außerdem zu entnehmen, dass die untersuchenden Experten sich bei der Analyse des Falls nicht einigen konnten. Beispielsweise teilte die oberste Sanitätsbehörde des Landes in einem Schlusserlass vom 17. Oktober 1866 – der nicht auffindbar war – nicht die in Lahr von den Ärzten vertretene Meinung, dass sich das Gift im Schwartenmagen gebildet hatte. Kußmaul schloss abschließend eine Infektion durch Trichinen oder eine typhöse Infektion aus. Er blieb bei der Alternative stehen, dass entweder das Gewürz, das zum Schwartenmagen verwendet wurde, durch ein pflanzliches scharfnarkotisches Gift verunreinigt gewesen war, oder aber dass es sich um ein tierisches, in der Wurst selbst erst entstandenes eigentümliches Wurstgift gehandelt habe. Dabei kam es ihm komisch vor, dass ein solch furchtbares Gift sich in gekochtem Fleisch so rasch hatte entwickeln können.

„Möge ihre Seele eingebunden sein in das Bündel des Lebens“ ✓

Erinnerungen an Prof. Dr. Jenny Dreifuß aus Nonnenweier

Von Martin Frenk

Mit sogenannten „Stolpersteinen“ des Bildhauers Gunter Demnig¹ wird an die Menschen erinnert, die während der Zeit des Nationalsozialismus' entrechtet, verfolgt, vertrieben, deportiert, ermordet oder in den Suizid getrieben wurden. Stolpersteine sind kleine quaderförmige Betonsteine die niveaugleich in das Straßen- oder Gehwegpflaster vor der einstigen Wohnung des betreffenden Opfers eingelassen werden. Auf deren Oberseite ist eine Messingplatte, auf der sich Name, Geburtsjahr und Angaben zum Schicksal des Opfers befinden. Mittlerweile gibt es in Deutschland und in 17 weiteren europäischen Ländern über 50.000 solcher Steine. Damit sind Stolpersteine zum größten dezentralen Mahnmal der Welt geworden. Erinnerungen an die Zeit der Entrechtung, Ausgrenzung und Vernichtung während des Nationalsozialismus' sind so lebendig geblieben. Und es sind Steine, vor denen man sich verneigt, denn wer den Namen liest, der beugt sich unweigerlich hinunter.

In Mannheim in D 7, 8 vor dem heutigen Elisabeth-Gymnasium² erinnert beispielsweise solch ein kleiner Pflasterstein an die in Nonnenweier geborene Prof. Dr. Jenny Dreifuß. „Hier lehrte Jenny Dreifuß, Jg. 1893, vor der Deportation Flucht in den Tod 22.10.1940“ ist in die kleine Messingtafel eingraviert. Es ist ein kleiner Pflasterstein, der an eine außergewöhnliche Frau und an eine große Geschichte über Leid und Ungerechtigkeit erinnert³.

„Ja, da war die Frau Dr. Dreifuß und hat Englisch gegeben. Sie war eine sehr hübsche und immer sehr apart angezogene Dame. Sie war sehr gerecht, eine

¹ Gunter Demnig (* 27.10.1947) ist ein deutscher Künstler, der sogenannte „Stolpersteine“ für Menschen, die in der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt wurden, herstellt und in Straßen oder Gehwege verlegt.

² Die am 18.5.1863 als „Mannheimer Töchterschule“ gegründete

Schule wurde 1877 in „Großherzoglich Höhere Mädchenschule“ umbenannt. 1909 wurde die Schule auf Beschluss des Stadtrates nach Elisabeth Catharina Goethe geb. Textor, der Mutter Goethes, in „Elisabethschule“ umbenannt. Seit 1954 firmiert die Schule unter der heutigen

Bezeichnung „Elisabeth-Gymnasium“.

³ Die Patenschaft für die Verlegung des Stolpersteins zu Ehren von Jenny Dreifuß übernahm das Elisabeth-Gymnasium.



Der Stolperstein für Jenny Dreifuß vor dem Elisabeth-Gymnasium in Mannheim.

sehr gerechte, gute Lehrerin, und sie hat ein fantastisches Englisch gesprochen“, erinnerte sich Anna K., eine ehemalige Schülerin in der Hans-Thoma-Schule an ihre einstige Lehrerin Jenny Dreifuß.⁴ Wer aber war diese Lehrerin, die von anderen ehemaligen Schülerinnen unter anderem als ein „liebenswürdiger Mensch“ und als eine „reizende Dame“ bezeichnet wurde, die ihren Schülern außerhalb ihres Deutschunterrichts auch sonst noch eine Menge vermittelt hat.

Prof. Dr. Jenny Dreifuß gehört in Mannheim zu jenen jüdischen Mitbürgerinnen, die die grausame und menschenverachtende NS-Zeit nicht überlebt haben und die nach 1945 über Jahrzehnte hinweg in Vergessenheit geraten sind. Erst als die regionale Tageszeitung „Mannheimer Morgen“ 1991 den Aufruf „Wer erinnert sich an Jenny Dreifuß“ startete und damit ein Zeichen gegen das Vergessen setzte, meldeten sich ehemalige Schüler und Schülerinnen.⁵ 2008 wurde dann der bereits erwähnte Stolperstein verlegt, dessen Patenschaft das Elisabeth-Gymnasium in Mannheim übernommen hat.

Dieser Aufsatz mit den biographischen Konturen dieser entrechteten, ausgegrenzten und letztlich in den Suizid getriebenen Frau soll deshalb einen literarischen (Stolper)Stein zum geschichtlichen Bewusstsein darstellen. Auch wenn die Quellenlage schwierig ist. Denn ihr gesamter Nachlass wurde 1940 bewusst vernichtet, verkauft und verramscht, weshalb Jenny Dreifuß wenige schriftliche Spuren hinterlassen hat. Aber gerade deshalb sollen diese Zeilen dazu beitragen, dass das Lebensbild dieser bemerkenswerten Persönlichkeit auch in ihrem Heimat- und Geburtsort Nonnenweier in Erinnerung gerufen und nicht vergessen wird.

⁴ „Auf einmal da waren sie weg“, S. 73.

⁵ Ausgabe des Mannheimer Morgen vom 22. Januar 1991.

Das Elternhaus von Jenny Dreifuß in Nonnenweier. Links im Bild die Mutter Frieda Dreifuß geb. Weingärtner. Die anderen Personen sind unbekannt.



Kindheit und Studium

Wenn die Quellenlage für die Ermittlung biographischer Daten ehemaliger Mitglieder der jüdischen Landgemeinde Nonnenweier auch schwierig ist, so konnte doch herausgefunden werden, dass Jenny Dreifuß am 26. Juni 1893 als Tochter des Kaufmanns David Dreifuß II. und dessen Ehefrau Frieda geb. Weingärtner⁶ in Nonnenweier geboren wurde. Gemeinsam mit ihren beiden jüngeren Geschwistern Bertha⁷ und Moritz⁸ wuchs sie in der jüdischen Familie in Nonnenweier auf. Trotz der vermutlich finanziell beengten Verhältnisse

⁶ David Dreifuß II. (* 15.2.1864; † 9.8.1924) war Handelsmann und verheiratet mit Frieda geb. Weingärtner (*?; † 1931 in Karlsruhe bei Tochter Bertha verh. Wertheimer); vgl. Ortssippenbuch Nonnenweier, Familiennummer 3429, und Kattermann, S. 104 und 105.

⁷ Bertha Dreifuß (* 18.5.1895; † 10.10.1946 in Wissembourg) heiratete am 8.3.1922 den ebenfalls in Nonnenweier geborenen Kaufmann Sigmund Wertheimer (* 24.5.1885; † 4.7.1937 in Wissembourg); vgl. Ortssippenbuch Nonnenweier Familiennummern 3429, 3633, und Kattermann, S. 104, 105 und 113.

⁸ Moritz Dreifuß (* 13.11.1896; † 1978 in London) heiratete 1929 Leni geb. Wetterhahn; vgl. Ortssippenbuch Nonnenweier, Familiennummer 3429, und Kattermann, S. 104 und 105. Moritz Dreifuß war Vertreter einer schweizerischen Schmuckfabrik und wanderte 1932 mit seiner Frau und den Kindern Doris, Kurt und Richard zunächst nach Basel aus. Bereits 1933 emigrierte die Familie nach Mailand, wo Kurt im Alter von fünf Jahren an Scharlach starb. Er wurde auf dem jüdischen Friedhof von Mailand beerdigt. 1939, als die Juden auch in Italien bedroht wurden, erhielt

Moritz Dreifuß durch die Vermittlung seines Cousins Louis Wolf, der in London wohnte und arbeitete, ein Visum, um nach England auszuwandern. Seine Ehefrau und die beiden Kinder konnten erst im April 1940 nachkommen. So lange dauerte es, bis die entsprechenden eidesstattlichen Versicherungen abgelegt und die Ausreisepapiere ausgestellt waren. An Bord der „Llangibby Castle“, einem Passagierschiff der englischen Reederei „Union-Castle Line“, konnte Leni Dreifuß mit ihren beiden Kindern Doris und Richard Italien von Genua aus verlassen. Da zu jenem Zeit-

scheinen die Eltern die Bildungsbestrebungen ihrer Tochter gefördert zu haben. Zumal Bildung im Judentum traditionell immer einen großen Stellenwert besaß. Rabbiner lehrten in der Synagoge, der „schul“⁹, religiöses Wissen und waren Gelehrte und Lehrer auch in grundlegenden Fächern wie Lesen, Schreiben, Hebräisch und Geschichte. Vermutlich war sie das erste Mädchen in Nonnenweier, das nach der Volksschule eine weiterführende Schule besuchen durfte. Nach ihrem für die Zulassung zur Staatsprüfung für das höhere Lehramt verfassten Lebenslauf¹⁰ erhielt sie den ersten Unterricht in der Volksschule von Nonnenweier. Von 1903 bis 1907 besuchte sie die 1890 gegründete „Höhere Mädchenschule“ in Bretten.¹¹ Weshalb sie die Schule in Bretten besuchte, liegt vermutlich daran, dass dort mit Nanette Weingärtner, Sara Weingärtner und Bertha Wolf drei Schwestern ihrer Mutter wohnten¹², sodass Jenny Dreifuß bei ihnen wohnen und leben konnte. Die „Höhere Töchter- oder Mädchenschule“ war im 19. und bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts für Frauen die einzige Möglichkeit, eine weiterführende Schule zu besuchen, um zu Bildung und gesellschaftlichem Ansehen zu gelangen. Der Schultyp vermittelte eine allgemeine geistige Bildung, bei der die Mädchen auf ihre spätere Rolle als Ehefrau und Hausverwalterin vorbereitet wurden. Im Lehrplan standen neben den sogenannten schönen Künsten auch Handarbeits- und Hauswirtschaftsunterricht. Mehr brauchten Mädchen, nach damaligem gesellschaftlichem Konsens, nicht zu lernen. Erst nachdem sich die im Deutschen Kaiserreich aufkommende Frauenbewegung für eine Verbesserung der Frauenbildung einsetzte, war ein Hochschulstudium, mit dem Frauen etwa Ärztin, Rechtsanwältin oder Wissenschaftlerin hätten werden können, für Frauen noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur mit einer Ausnahmegenehmigung möglich. Erst der Erlass vom 28. Februar

punkt die Meerenge von Gibraltar bereits geschlossen war, ging die Fahrt erst einmal durch den Suezkanal, danach um das „Kap der Guten Hoffnung“, sodass sie England erst im Juli 1940 erreichten.

⁹ „schul“ ist eine jiddische Bezeichnung für Synagoge.

¹⁰ Alle Angaben über Studium und der sich daran anschließenden Tätigkeit als Lehrerin bis

hin zur 1933 erfolgten zwangsweisen Zurruesetzung sind der im GLAK unter Nr. 235 Zug. 1967–41 Nr. 815 verwahrten Personalakte von Jenny Dreifuß entnommen.

¹¹ http://www.leo-bw.de/detail-gis/-/Detail/details/ORT/labw_ortslexikon/5295/Bretten (letzter Zugriff: 04.07.2016)

¹² Dies geht aus dem Stammbaum der Familie hervor, der

im Besitz von Marc Blum in Straßburg ist.

Wie mir Doris Levinson, eine in Brighton/England lebende Nichte von Jenny Dreifuß mitteilte, konnten alle drei Schwestern durch die Vermittlung von Louis Wolf (Sohn von Bertha Wolf) im Juni 1939 nach England emigrieren.

Geschwister Weingärtner und ihre Kinder, stehend v.l.n.r.: Frieda Dreifuß geb. Weingärtner (Mutter von J. Dreifuß), Rachel Mayer geb. Weingärtner, Bertha Wertheimer geb. Dreifuß, Jenny Dreifuß; sitzend v.l.n.r.: Sara Weingärtner, Berta Wolf geb. Weingärtner, Nanette Weingärtner. Das Mädchen in der Mitte ist unbekannt, links Louis Wolf (Sohn von Berta) und rechts Erich Mayer, der Sohn von Rachel.



1900, wonach das Großherzogtum Baden als erstes deutsches Land Frauen den vollen Zugang zu Universitätsstudien ermöglichte, und mit der 1908 erfolgten „Preussischen Mädchenschulreform“ wurde Frauen unter anderem ermöglicht, die Hochschulreife abzulegen.

All dies waren bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts Gründe, weshalb der „Höheren Töchter- oder Mädchenschule“ die studiumsvorbereitende Oberstufe und damit der zu einem Hochschulstudium qualifizierende Abschluss des Abiturs fehlten. Deshalb bestand für junge Frauen nach dem erfolgreichen Abschluss einer „Höheren Töchter- oder Mädchenschule“ als einzige Möglichkeit der Fortbildung und beruflichen Qualifikation der Besuch eines Lehrerinnenseminars¹³. Dieser Abschluss befähigte zu einer Unterrichtstätigkeit an Volksschulen, Mädchenpensionaten oder „Höheren Töchter- oder Mädchenschulen“. Sobald die Frau jedoch heiratete, wurde allgemein erwartet, dass sie ihre berufliche Tätigkeit aufgibt und sich von nun an um den Haushalt und die Kinder kümmert. Deshalb mussten sie sich dem sogenannten „Lehrerinnen-Zölibat“¹⁴ unterwerfen, der die Bereitschaft voraussetzte, ledig zu bleiben und als „sittige, vornehme, dem äußeren Treiben abgewandte, mehr in sich gekehrte, im Gespräch abwartende, nicht herausfordernde, edle Frauenseele“ Vorbild für die weibliche Jugend zu sein.

1907, dem Jahr in welchem Jenny Dreifuß die „Höhere Mädchenschule“ in Bretten erfolgreich abgeschlossen hatte, waren die Voraussetzungen, dass Frauen im Großherzogtum Baden das Abitur ablegen und somit den Zugang zu einer universitären Ausbildung erhalten konnten, bereits gegeben. Deshalb wechselte sie in Bretten

¹³ Das Lehrerinnen-seminar war eine Sonderform der Lehrerausbildung.

¹⁴ Das „Lehrerinnen Zölibat“ wurde im Großherzogtum Baden 1888 eingeführt. Es entzog einer Beamtin bei Heirat den Beamtenstatus, machte die Stelle somit kündbar, gleichzeitig erlosch der Anspruch auf Ruhegehalt. Die „Zölibatsklausel“ für Lehrerinnen galt noch bis 1957.

auf die dortige Großherzogliche Realschule¹⁵ und absolvierte dort die Obertertia und die Untersekunda. Damit hatte sie die Berechtigung, auf eine Oberrealschule¹⁶ zu wechseln, um dort das Abitur abzulegen. Infolgedessen wechselte sie 1909 an die Oberrealschule mit Realgymnasium in Freiburg¹⁷, wo sie 1912 erfolgreich das Abitur ablegte. Dass sie in Freiburg das Abitur ablegte, dürfte daran gelegen haben, dass in Freiburg mit Rachel Weingärtner ebenfalls eine Schwester ihrer Mutter wohnte und sie deshalb in deren Haushalt wohnen konnte.¹⁸

Nachdem wie bereits erwähnt das Karlsruher Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts am 28. Februar 1900 per Erlass Frauen „versuchs- und probeweise zur Immatrikulation“ zugelassen hatte, war es im Großherzogtum Baden möglich, dass sich Studentinnen in das Studentenverzeichnis der Universitäten in Freiburg und Heidelberg einschreiben konnten. Insofern konnte sich Jenny Dreifuß ihren Wunsch, Lehrerin zu werden, erfüllen. Und so begann sie noch im selben Jahr an der Universität Freiburg mit dem Studium der Neuphilologie. Die in ihrer Personalakte verwahrten „Studien- und Sittenzeugnisse“ der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg bezeugen, dass sie vom Wintersemester 1912 bis zum Sommersemester Ende Juli 1917 immatrikuliert und sich dem Studium der Philologie gewidmet hat.

Zur Absolvierung ihrer akademischen Studien belegte sie bei seinerzeit weit über Freiburg hinaus anerkannten Rechtsgelehrten und führenden Hochschullehrern wie beispielsweise bei Prof. Dr. Gottfried Baist, Prof. Dr. Jonas Cohn Prof. Dr. Friedrich Kluge, Prof. Dr. Philipp Witkop oder bei Prof. Dr. Daniel Brie die Studienfächer, die für klassische Philologie, Literatur und Sprachwissenschaften unabdingbar sind. Ihren Neigungen entsprechend besuchte sie darüber hinaus noch Kurse und Seminare unter anderem bei Prof. Dr. Alfred Götze, Prof. Dr. Emil Levy oder Prof. Dr. Hermann Reckendorf.

Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges absolvierte sie das Sommersemester 1914 an der philosophischen Fakultät der „Université Sorbonne“¹⁹ in Paris. Damit wollte sie die an der Universität Freiburg bereits erworbenen philologischen Kenntnisse vertiefen. Hier besuchte sie Vorlesungen, belegte Kurse in französischer, englischer und deutscher Literatur sowie in romanischer Philologie. Ihre Lehrer dabei waren unter anderem die Professoren Gustave Reynier, Antoine Thomas oder Félix Gaiffe. Es ist sicherlich davon auszugehen, dass sie neben der Perfektionierung ihrer Fremdsprachenkenntnisse auch die Stadt an der Seine kennenlernen wollte. Denn Paris war

¹⁵ Die seinerzeitige „Großherzogliche Realschule“ ist das heutige Melancthon-Gymnasium (MGB).

¹⁶ Die Absolventen der Oberrealschulen hatten die Berechtigung zum Studium aller naturwissenschaftlichen, technischen Fächer sowie Mathematik und neue Sprachen für das höhere Lehramt.

¹⁷ Nach Auskunft von Herrn Schulleiter Rolf Behrens ist die damalige Freiburger Oberrealschule mit dem angeschlossenen Realgymnasium das heutige „Kepler-Gymnasium“.

¹⁸ Vgl. Anm. 12

¹⁹ Nach wie vor gilt die Sorbonne in Paris auf dem Gebiet der Geistes- und Sprachwissenschaften weltweit als eine überaus anspruchsvolle Adresse.

schon damals das überragende politische, wirtschaftliche sowie kulturelle französische Zentrum. Mehr noch, die Stadt war eine europäische Metropole, in der außerhalb der Hochschulen, Akademien und Universitäten ein buntes kulturelles Leben pulsierte. Menschen aller Schichten und Professionen trafen sich in Cafés und Kabarett, hier amüsierte sich die feine Dame mit Hut und Sonnenschirm genauso wie der „Clochard“ in zerlumpte Klamotten.

Da sie während der letzten drei Jahre ihrer Schulzeit lediglich wahlfrei Lateinkurse besucht hatte, wurden diese für ihr gewähltes Studium nicht anerkannt. Aus diesem Grund forderte das Großherzogliche Ministerium des Kultus und Unterrichts in Karlsruhe eine Ergänzungsprüfung in Latein. Nach ihrer Rückkehr an die Universität Freiburg bereitete sie sich deshalb ab dem 1. März 1915 auf die Ergänzungsprüfung vor, die sie am 25. Juni 1915 am Humboldt-Realgymnasium²⁰ in Karlsruhe mit der Note „gut“ absolvierte.

Nach den in ihrer Personalakte verwahrten „Studien- und Sittenzeugnissen“ sowie den dabei aufgeführten Vorlesungen, Kursen und Übungen, die sie während ihres Studiums besucht hat, ist es offensichtlich, dass Jenny Dreifuß eine überaus begabte junge Frau und eine überaus interessierte, vor allen Dingen jedoch eine überaus fleißige Studentin mit einem vielseitigen philologischen und literarischen Interesse war. Ob sie, die in der Freiburger Herrenstraße 53 ein Zimmer bewohnte, über das Studieren hinaus auch am Freiburger Studentenleben teilgenommen hat, ist nicht bekannt. Angesichts der großen Zahl von Vorlesungen, Kursen und Seminaren, die sie besucht und belegt hatte, dürfte dies jedoch eher unwahrscheinlich gewesen sein. Am 13. Mai 1916 meldete sie sich zur Prüfung für das höhere Lehramt in Englisch als erstes Hauptfach, Deutsch als zweites Hauptfach und Französisch als drittes Hauptfach an. Unter Anrechnung des in Paris erbrachten Semesters wurde sie am 7. Juli 1916 zur Prüfung für das höhere Lehramt zugelassen. Am 28. Dezember 1916 ließ sie sich jedoch wegen Krankheit von der Liste der Prü-

²⁰ Die Humboldt-Schule in Karlsruhe entstand 1868 als Realgymnasium aus der Höheren Bürgerschule. 1937 bekam sie den Namen „Humboldt-Schule – Oberschule für Jungen“. Im Zuge der restriktiven Bildungspolitik des Dritten Reiches wurde beschlossen, die Hum-

boldt-Schule nicht mehr weiterzuführen. 1939/40 wurden letztmals Schüler aufgenommen. Mit dem Ende des Schuljahres 1942/43 mussten die letzten verbliebenen Schüler und Lehrer ihr bisheriges Schulgebäude in der Karlsruher Englerstraße verlassen, sie kamen in der

benachbarten Kant-Schule unter. Im September 1968 beschloss der Gemeinderat Karlsruhe, die im Bau befindliche neue Oberschule im Nordwesten nach dem ehemaligen Realgymnasium Humboldtschule zu benennen.

fungskandidaten streichen. Aufgrund des ärztlichen Zeugnisses der psychiatrischen und Nervenklinik der Universität Freiburg, wo sie in ambulanter Behandlung war, litt sie „an einer Reihe neurasthenischer Beschwerden²¹, besonders aber an migränösen Kopfschmerzen“. Dadurch, so die ärztliche Bescheinigung weiter, war ihre Arbeitsfähigkeit in den letzten Monaten erheblich herabgesetzt, sodass ihr Wunsch, erst zu einem späteren Termin in das Staatsexamen einzutreten, auch ärztlich begründet ist. Aus dem geschilderten Krankheitsbild kann gefolgert werden, dass sich Jenny Dreifuß bei ihren Prüfungsvorbereitungen vermutlich sowohl in psychischer wie in physischer Hinsicht übernommen hatte.

Nachdem sich ihre Gesundheit wieder stabilisiert hatte, ersuchte sie am 14. Mai 1917, zu der im Frühjahr 1918 stattfindenden Staatsprüfung für das höhere Lehramt zugelassen zu werden. Nachdem ihr die philosophische Fakultät der Universität Freiburg am 2. Februar 1918 bestätigt hatte, dass die von ihr eingereichte Abhandlung zu „Georges Sandys“²² Paraphrase Hiob“ als Dissertation zur „Erlangung der Doktorwürde“ angenommen wurde, wurde diese auch als Ersatz für die in den Prüfungsvorschriften vorgeschriebene Facharbeit zugelassen. Im selben Jahr wurde sie bei Prof. Dr. Otto Immisch mit der eingereichten Dissertation und „magna cum laude“ zum Dr. phil. promoviert. Im März 1918 unterzog sie sich den geforderten schriftlichen und mündlichen Prüfungen, die sie mit der Gesamtnote „gut“ absolvierte, sodass ihr die Großherzoglich Badische Prüfungskommission am 14. März 1918 bestätigte, dass sie für die wissenschaftliche Befähigung zur Unterrichtserteilung in Englisch, Deutsch und Französisch jeweils als Hauptfächer legitimiert sei.

Damit hatte sie das Studium abgeschlossen. Sie gehörte damit zur ersten Generation von Frauen in Deutschland, die studieren konnten und denen – wenn auch zunächst noch in engen Grenzen – eine eigenständige berufliche Tätigkeit mit akademischem Abschluss offen stand. Denn wie bereits erwähnt, musste eine Frau im öffentlichen Dienst gemäß § 134 der Landesherrlichen Verordnungen des Großherzogtums Badens von 1888²³ unverheiratet bleiben und konnte so keine eigene Familie gründen.

Die Lehrerin

Jenny Dreifuß begann ihren Schuldienst als Lehramtspraktikantin am 28. März 1918 an der „Liselotteschule“²⁴ in Mannheim, einer Höheren Mädchenschule mit angeschlossener Mädchenoberrealschule.

²¹ Als neurasthenische Beschwerden bezeichnet man heute Depressionen, Erschöpfungszustände, oder Burn-Out, die die Symptome der Neurasthenie umfassen bzw. einschließen.

²² George Sandys (* 2.3.1577; † März 1644) war ein englischer Reisender, Kolonist und Dichter.

²³ Badische Gesetz- und Verordnungsblätter (1888) Nr. XXXIV S. 441

²⁴ Die im Jahre 1911 als höhere Mädchenschule gegründete „Liselotteschule“ ist das heutige Liselotte-Gymnasium und trägt seinen Namen nach Liselotte von der Pfalz, Tochter des Kurfürsten Karl I. Ludwig von der Pfalz.

Am selben Tag wurde sie zur Beamtin ernannt. Den Beamteneid leistete sie am 9. April 1918. Nur wenige Tage später wurde sie an die Höhere Mädchenschule²⁵ nach Bruchsal versetzt. Dort unterrichtete sie ab dem 15. April 1918 neben den Fächern Deutsch, Französisch und Englisch auch noch die Fächer Erdkunde und Geschichte. Nach Ablauf des Probejahres wurde Jenny Dreifuß für die Art und Weise ihrer Unterrichtserteilung „volle Befriedigung“ erteilt und zur Lehramtsassessorin ernannt. Auch in dem am 24. Dezember 1923 erteilten Dienstzeugnis wurden ihre Lehrbefähigung, ihr Dienstfleiß und auch ihr wissenschaftliches Weiterarbeiten durchweg mit der Note „gut“ beurteilt. Insofern ist es denn auch nicht verwunderlich, dass sie am 12. September 1924 an die „Höhere Mädchenschule III“²⁶ nach Mannheim versetzt und in eine außerplanmäßige Lehrerstelle eingewiesen wurde. Schließlich wurde sie am 1. Februar 1928 aufgrund ihrer hohen wissenschaftlichen Qualifikation und ihres pädagogischen Geschicks zum „Professor“²⁷ ernannt und mit Wirkung vom 1. April 1928 der „Elisabethenschule“²⁸, ebenfalls in Mannheim, zugeteilt.

Jenny Dreifuß war ausgangs der Weimarer Republik ganz offensichtlich eine überaus hoch gebildete und pädagogisch ausgezeichnet geschulte lebenskluge Intellektuelle, die „ihre“ Kinder ins Herz geschlossen hatte. Aufgrund ihres umfangreichen Wissens, ihrer großen Fachkompetenz und ihrer Mitmenschlichkeit, verbunden mit der Fähigkeit, auszugleichen und Gegensätze zu überbrücken, war sie bei ihren Schülerinnen und Schülern eine hoch geschätzte Lehrerin. Wie groß ihre Beliebtheit insbesondere bei ihren Schülern war, wird in einem handgeschriebenen Brief vom 18. Januar 1927 deutlich. Die damals 14-jährige Schülerin Ilse Totzke²⁹ schrieb an Reichspräsident Paul von Hindenburg und bat ihn, die Schulbehörde zu veranlassen, dass die Versetzung von Jenny Dreifuß an die „Eli-

²⁵ Die „Höhere Mädchenschule“ in Bruchsal wird 1926 zur „Mozartschule“. 1945 wird das Schulhaus zerstört und nicht wieder aufgebaut. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurden die „Freiherr-vom-Stein-Schule – Oberschule für Jungen“ und die „Mozartschule – Oberschule für Mädchen“ zusammgelegt. Die neue Schule wurde erhielt den Namen „Justus-Knecht-Gymnasium“.

²⁶ Die „Höhere Mädchenschule III“ wurde 1925 in „Hans-Thoma-Schule“ umbenannt. Die in D 7, 22 gelegenen Schulgebäude wurden im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört. Die Schule wurde nicht wieder ins Leben gerufen.

²⁷ Der Titel „Professor“ an Gymnasien wurde in Baden-Württemberg bis in die 1970er-Jahre vergeben. Mit der Vereinheitlichung des Beamtenrechts wurde

diese Amtsbezeichnung aufgehoben und durch den „Studiendirektor“ ersetzt. Der „Oberstudiendirektor“ als Bezeichnung für den Schulleiter hatte sich bereits in den 1920er-Jahren weitgehend durchgesetzt.

²⁸ Vgl. Anm. 2

²⁹ Ilse Totzke (* 4.8.1913; † 23.3.1987) ist eine deutsche Judenretterin und in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem als „Gerechte unter den Völ-

sabethenschule“ rückgängig gemacht wird. In dem Brief, der sich in der Personalakte von Jenny Dreifuß befindet, heißt es unter anderem: *„Ich finde es für ungerecht, daß man uns gerade das Liebste fortreißt. Die Elisabeth-Schule bekommt gerade immer diejenigen Lehrerinnen, die in unserer Schule Professor geworden sind. Fr. Dr. Dreifuß ist mir bis jetzt außer meiner verstorbenen Mutter das Liebste auf der Welt. Ich bitte darum Seine Exzellenz mir diesen kleinen Wunsch zu erfüllen dass Jenny Dreifuß das Recht behält an unserer Schule zu bleiben, so bitte ich es der Schule „telephonisch“ mitzuteilen. O ich bitte Exzellenz mir diesen heißen brennenden Wunsch zu erfüllen. Ich wäre der unglücklichste Mensch wenn der Wunsch fehl ginge.“* Einen solchen Brief zu schreiben war damals für ein 14-jähriges Mädchen sicherlich ein mutiger Vorgang. Denn die seinerzeitige strenge und autoritäre Zeit wurde von einer hierarchischen Denkweise beherrscht, die die Obrigkeit und deren Entscheidungen kritiklos anerkannte. Die Reaktion von Jenny Dreifuß, als sie von diesem Brief erfuhr, ist leider nicht bekannt. Die Direktion der „Hans-Thoma-Schule“, die über das Karlsruher Ministerium des Kultus und Unterrichts von Ilse Totzkes Ersuchen erfuhr, reagierte in der damals üblichen Form. In seiner Stellungnahme weist die Schuldirektion darauf hin, *dass der Schülerin durch die Klassenlehrerin das Geeignete bemerkt wurde.*

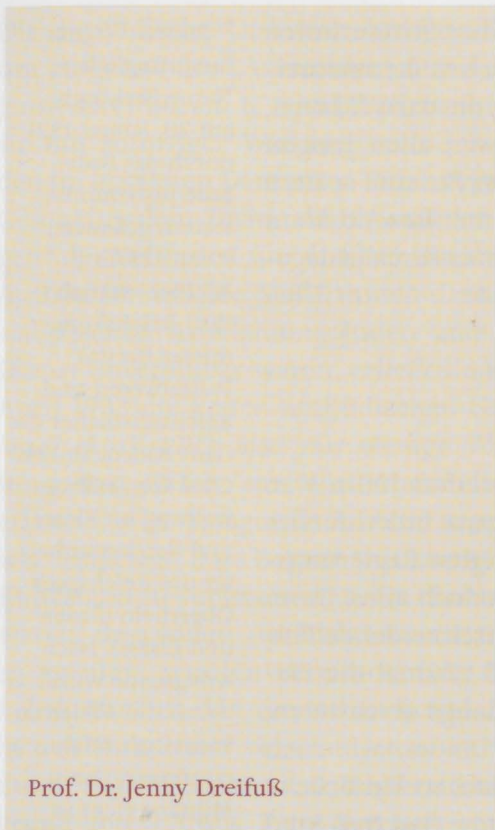
Aber wie war die Lehrerin Jenny Dreifuß als Mensch, wie gestaltete sie ihren Unterricht, wo lagen ihre pädagogischen Schwerpunkte? Alles Fragen, die noch lebende ehemalige Schülerinnen und Schüler 1991 nach einem Aufruf in der Mannheimer Lokalpresse beantworteten. Seinerzeit hatte der „Mannheimer Morgen“³⁰ unter dem Titel „Wer erinnert sich an Jenny Dreifuß“ einen entsprechenden Aufruf gestartet. Die dabei erzählten Erinnerungen, die geschilderten Episoden und die Charakterisierungen von Jenny Dreifuß durch ihre ehemaligen Schülerinnen wurden 1995 in der Publikation „Auf einmal da waren sie weg“ veröffentlicht. Diese Aufzeichnungen sind nicht nur die einzigen, die die schulische Didaktik oder das berufliche Lebensbild dieser außergewöhnlichen Frau darstellen, sie machen auch die Spur eines liebenswürdigen Menschen sichtbar.

„Ja, sie war ein sehr wertvoller Mensch. Sehr nett, zurückhaltend, sehr gepflegt und sehr adrett. Eine reizende Dame, die uns außer Englisch sonst eine Menge vermittelt hat“, so Frau Oettel, die von ihr 1933 an der Elisabeth-Schule unterrichtet wurde³¹. *„Jenny hatte eine eigene Art zu unterrichten. Es war ein wunderbarer Austausch zwischen ihr und uns. Man hatte nie den Eindruck, als wäre man im Unterricht. Sie verstand es, selbst den nüchternsten Stoff interessant zu gestalten. Ob sie über Kleist, Lessing, Goethe oder Hauptmann sprach; sie fesselte uns immer. Das war bei uns 13 Mädchen gewiss nicht*

kern“ geehrt. Vgl. <http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/ilse-totzke/> (Letzter Zugriff 05.07.2016). Darüber hinaus danke ich Frau Karen Strobel M.A. vom Stadtarchiv Mannheim für ihre Hinweise zum Leben von Ilse Totzke.

³⁰ Vgl. Anm. 5

³¹ Vgl. Anm. 4



Prof. Dr. Jenny Dreifuß



leicht. Aber wir liebten sie. Eine Unaufmerksamkeit von uns würde sie als persönliche Beleidigung aufgefasst haben. Und beleidigen wollten wir unsere Jenny keinesfalls“, so Melanie Hüttig, die 1933 ebenfalls von Jenny Dreifuß an der Elisabeth-Schule unterrichtet wurde³².

Alle ehemaligen Schülerinnen aus den Jahren vor 1933 erinnern sich nur an eine stets elegant gekleidete, liebevolle und herzliche Lehrerin, die auch außerhalb des Unterrichts für ihre Schüler stets ansprechbar gewesen sei. Aus diesen wenigen Auszügen wird aber auch deutlich, dass die körperlich nicht sehr große Jenny Dreifuß ihren Unterricht konzentriert, sachlich und überaus anspruchsvoll gestaltete. Ganz offensichtlich leise auftretend und persönlich zurückgenommen stellte sie an ihre Schülerinnen jedoch hohe Ansprüche. Dabei war Lehren und Erziehen für sie eins, auch wenn sie nicht „herumbrüllte“ oder jemanden bloßstellte. Und dies in jenen Jahren, in denen in den Klassenzimmern noch ein ganz anderer, ein autoritärer Ton herrschte. Ihr aber gelang es, gütig, wenn auch mit vermutlich fester Hand im Klassenzimmer ein Klima zu schaffen, in dem jede Schülerin, jeder Schüler gedeihen konnte. Da sie nicht nur

³² „Auf einmal da waren sie weg“, S. 76.

förderte, sondern zugleich auch formte, bekamen ihre Schülerinnen alle Möglichkeiten, um zu selbstbewussten Menschen heranzureifen. Vermutlich waren es die eigenen Erfahrungen, die dazu führten, dass es für Jenny Dreifuß ein großes Anliegen war, allen jungen Menschen, die sie unterrichtete, gute Möglichkeiten für eine spätere Ausbildung oder ein Studium zu eröffnen. Zusammenfassend kann deshalb sicherlich gesagt werden, dass das Geheimnis ihres pädagogischen Erfolges in ihrer Persönlichkeit lag.

1933 – 1940: Entrechtung, Entwürdigung, Ausgrenzung, Selbsttötung

39 Jahre lang spielte es keine Rolle, dass Jenny Dreifuß Jüdin war. Ihr Leben war bis dahin nur durch ihr eigenes ganz individuelles Schicksal geprägt. Mit dem am 30. Januar 1933 erfolgten Regierungsantritt durch die Nationalsozialisten änderte sich jedoch alles. Denn die nationalsozialistische Machtergreifung hatte einschneidende Folgen in allen Bereichen von Staat und Gesellschaft. Zumal die Nationalsozialisten nach der Machtergreifung nicht lange abwarteten, um ihre antisemitische Programmatik sowohl auf Länder- wie auch auf Reichsebene in die Tat umzusetzen. Die politischen Umbrüche mit all den furchtbaren rassistisch durchdrungenen Gesetzen und Verordnungen trafen die beliebte Lehrerin mit ihrer ganzen Wucht. Denn Jenny Dreifuß war im Sinne der nationalsozialistischen Weltanschauung „Volljüdin“ und galt somit natürlich als „nicht arisch“. Dadurch war sie allen Maßnahmen der Diskriminierung, Entrechtung und auch der beruflichen Verdrängung ausgesetzt. Bereits am 13. März 1933, also mehr als zwei Wochen vor dem reichsweit angeordneten Boykott, unternahm die Mannheimer NSDAP-Ortsgruppe unter Beteiligung der SA eine „Aktion“ gegen jüdische Geschäfte. Anlass hierfür war der Besuch von Robert Wagner³³, dem damaligen Reichskommissar für das Polizeiwesen. Während jüdischen Geschäftsinhabern befohlen wurde, ihre Läden zu schließen, wurden Käufer aufgefordert, nur in „deutschen“ Geschäften zu kaufen. Angehörige der SA-Standarte 171 überwachten das angeordnete Verbot. Der am 1. April 1933 reichsweit angeordnete Boykott jüdischer Geschäfte verlief in Mannheim ähnlich wie in anderen deutschen Städten: Nach Bildung eines „Aktionskomitees“, das die Durchführung des Boykotts organisierte, wurden SA-Leute vor jüdischen Geschäften postiert, die die Geschäfte mit einem gelben Fleck markierten und die Käufer am Betreten hinderten.³⁴

³³ Robert Wagner (ursprünglicher Name Backfisch, am 20. Januar 1921 durch das Badische Justizministerium geändert) (* 13.10.1895; † 3.5.1946) war ab 1933 Reichskommissar für das Polizeiwesen und Reichsstatthalter des Gaus Baden, ab 1940 Chef der Zivilverwaltung im Elsass und Reichsstatthalter des Reichsgaus Oberrhein (Baden und Elsass). Nach Kriegsende wurde er durch die Alliierten verhaftet und durch ein französisches Militärgericht in Straßburg zum Tod durch Erschießen verurteilt.

³⁴ <http://www.juedische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/m-o/1263-mannheim-baden-wuerttemberg>

Die antijüdische Diskriminierung nutzten die neuen Machthaber, um aufgrund der „Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung“ Jenny Dreifuß am 6. April 1933 zu verbieten, weiter zu lehren, und sie mit sofortiger Wirkung vom Schuldienst zu beurlauben. Nach den im gesamten Deutschen Reich organisierten Boykotten jüdischer Geschäfte, dem Terror der SA auf den Straßen und den „Säuberungen“ der Behörden war es klar, dass diese Beurlaubung lediglich der Auftakt für weitere Maßnahmen darstellte. Da nach der nationalsozialistischen Anschauung Juden und die Tätigkeit im öffentlichen Dienst unvereinbar waren, erließ die Regierung schon im März und April 1933 die ersten antijüdischen Gesetze. Unter anderem wurde am 7. April 1933, also nur wenige Wochen nach der Machtergreifung, das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ erlassen³⁵. In Paragraph 3, dem sogenannten „Arierparagraphen“, war festgelegt, dass Beamte mit „nichtarischer Abstammung“ in den Ruhestand zu versetzen sind. Da die Nationalsozialisten der Meinung waren, dass Juden „unfähig“ waren, deutschen Kindern Unterricht zu erteilen, wurden bereits Anfang Mai 1933 alle „nichtarischen“ Lehrkräfte aus den deutschen Schulen entlassen oder zwangsweise in den Ruhestand versetzt. Jenny Dreifuß wurde am 24. Mai 1933 durch die Direktion der „Elisabethenschule“ eröffnet, dass sie aufgrund von § 3 Abs. 1 des Reichsgesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums und zur „Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung“ mit „Auflauf“ des 31. August 1933 in den Ruhestand versetzt ist. Bis dahin galt sie selbstverständlich weiterhin als beurlaubt. Nach Auskunft von Frau Gisela Schwiddessen (Geschichtslehrerin am Elisabeth-Gymnasium in Mannheim) gab es im Vorfeld der Zwangspensionierung von Seiten des Lehrerkollegiums keine offenen Anfeindungen gegenüber Jenny Dreifuß. Dies ist nach Einschätzung von Gisela Schwiddessen auf zwei Dinge zurückzuführen. Zum einen war es wohl so, dass sich innerhalb des Elisabeth-Gymnasiums, das ein auch von jüdischen Mitbürgern Mannheims gegründetes Mädchengymnasium ist, ein gewisser konservativ-liberaler Geist recht lange gehalten hat. Zum anderen ist dies jedoch insbesondere auch auf die Führung des damaligen Direktors, Karl Bühn, zurückzuführen, der mäßigend eingegriffen hat. Diese Einschätzung kann auch aus der in Karlsruhe archivierte Personalakte zu Jenny Dreifuß entnommen werden. Denn es scheint, dass sich die Direktion der Elisabeth-Schule, soweit sie es konnte, eher schützend, zumindest aber fair benommen hat und dass Direktor Karl Bühn sowohl Jenny Dreifuß wie auch ihre Kompetenz überaus schätzte.

³⁵ Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums v. 7. 4. 1933, RGBl I 1933, S. 175 ff.

Dies alles nützte Jenny Dreifuß jedoch nichts. Die inzwischen 39-jährige stand damit vor dem Nichts und hatte in diesem antisemitischen Unrechtsstaat keinerlei berufliche Perspektiven. Aber so bitter sich diese Versetzung in den Ruhestand für ihre persönliche Lebenssituation darstellte, so hatte sie doch noch Glück im Unglück. Denn da sie 1933 bereits eine Dienstzeit von mehr als zehn Jahren vollendet hatte, sicherte ihr Paragraph 8 dieses Reichsgesetzes ein Ruhegehalt von knapp 60 Prozent der bis dahin gewährten Bezüge. Dem vom Rechnungsamt in Karlsruhe ab dem 1. September 1933 berechneten und zugestandenen jährlichen Ruhegehalt von 3.416,40 Reichsmark stimmte das Finanzministerium am 8 August 1933 zu. Dennoch bedeutete diese Ausgrenzung eine tiefe Zäsur im Leben von Jenny Dreifuß. Zumal dadurch ihre gesamte Lebensplanung zerstört und trotz der staatlicherseits zugestandenen Pension vermutlich auch große Existenzängste ausgelöst wurden. Denn Jenny Dreifuß war im April 1933 noch nicht einmal 40 Jahre alt und war über 15 Jahre eine außergewöhnlich talentierte und inspirierende Lehrerin, als sie wegen ihrer jüdischen Herkunft entlassen und ihr damit jegliche Zukunftsperspektive genommen wurde.

³⁶ Vgl. Anm. 4.

Melanie Hüttig, eine der ehemaligen Schülerinnen der Mannheimer „Elisabethenschule“, blieb besonders ihre letzte Schulstunde bei Jenny Dreifuß in Erinnerung, bevor die beliebte Lehrerin am 6. April 1933 zur „Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung“ beurlaubt worden war. In der vom Mannheimer Stadtjugendamt herausgegebenen Veröffentlichung beschreibt sie überaus detailliert den Verlauf und die vorgeherrschte Stimmung dieser letzten Schulstunde:³⁶

„Sie kam in jener Deutschstunde herein, um uns mit dem eigenartigen Thema ‚Schämen‘ zu überraschen: Mädels, heute wollen wir mal eine ganz freie Stunde halten. Nicht ich, sondern ihr sollt heute den Unterricht gestalten. Erzählt frei und ohne Hemmungen, wann Ihr euch irgendwann einmal schämtet, als Kinder oder als Mädels.‘ Was nun jede einzelne erzählte, weiß ich nicht mehr. Nur wenig ist mir noch in Erinnerung. Jenny ließ sich diese kleinen Geschichten erzählen, die nur von unserem Lachen unterbrochen wurden. Ein warmes, gütiges Lächeln glitt über ihr Gesicht und machte es schön. Sie war es sonst nicht. Unsere Jenny war klein, hatte etwas schiefe Schultern und einen sehr kurzen Hals. Kleine braune Augen blickten gut unter buschigen Brauen. Und nun öffneten sich ihre Lippen: Kinder, das war alles kein Grund zum Schämen. Sonst konntet ihr es nicht in dieser Offenheit erzählen. Aber einmal werdet ihr alle 13 euch schämen müssen, weil ihr anständige Kerle seid.“

Wie sich Melanie Hüttig in dem Artikel weiter erinnerte, wurde danach ihre Stimme leise und traurig. Es muss in der Klasse eine un-

beschreiblich melancholische, vermutlich schwermütige und mutlos machende Stimmung geherrscht haben, zumal einige Zeit niemand mehr ein Wort sprach. Erst kurz vor dem Ende dieser Deutschstunde teilte Jenny Dreifuß der Klasse mit, dass dies die letzte Unterrichtsstunde war, die sie an der „Elisabethenschule“ gehalten habe. Sie wollte der Schulklasse und vermutlich auch sich selbst den Abschied nicht schwerer machen als er eh schon war.

In ihrer Erinnerung hat Frau Oettel, die 1934 an der „Elisabethenschule“ ihr Abitur gemacht hat und ebenfalls von Jenny Dreifuß unterrichtet wurde, deren Lieblingsausspruch:

*„Wenn mancher Mann wüsste, wer mancher Mann wär,
gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr‘.“*

nicht vergessen³⁷. Er lässt die seelische Belastung bereits erahnen, unter der die Lehrerin wohl schon vor ihrer Entlassung gestanden haben muss.

Das Leben nach ihrer Entlassung ist, zumindest bis 1938, leider nicht dokumentiert. Ob sie nach ihrer Versetzung in den Ruhestand Privatstunden erteilt hat oder ob das ihr zugestandene Ruhegehalt ihre einzige Einnahmequelle war, ist nicht bekannt. Die im Generallandesarchiv verwahrten Unterlagen schließen nach ihrem Ausscheiden aus dem Schuldienst, und auch im Stadtarchiv Mannheim gibt es keine weiteren Dokumentationen.

Es muss ihr nach ihrer Zwangspensionierung jedoch finanziell einigermaßen gegangen sein. Zumindest hatte sie bis zu ihrem Tod eine Wohnung in der Mannheimer Lameystraße 13³⁸ und beschäftigte auch eine Zugehfrau³⁹. Else Koch, die bis 1929 an der „Elisabethenschule“ Schülerin von Jenny Dreifuß war und nach ihrer Schulentlassung das Lebensmittelgeschäft ihres Vaters übernommen hatte, erinnerte sich in der 1995 vom Mannheimer Stadtjugendamt herausgegebenen Veröffentlichung, dass die Zugehfrau von Jenny Dreifuß zu ihrem festen Kundenstamm gehörte. *„Diese Zugehfrau“*, so Else Koch *„war keine jüdische Frau, sonst hätte sie nicht mehr bei mir einkaufen können. Es war eine kleinere ältere Frau, die sicherlich schon lange bei Jenny Dreifuß beschäftigt war und sie nach der Entlassung aus dem Schuldienst wohl auch nicht verlassen hatte.“* Dies kann auch daraus gefolgert werden, da diese Zugehfrau sich 1940 im Lebensmittelgeschäft von Else Koch dahingehend äußerte, dass sich „Frau Doktor“ etwas angetan habe, bevor man sie abgeholt hat⁴⁰.

Was die allgemeine Entwicklung der schulischen Verhältnisse im nationalsozialistischen Mannheim betrifft, so war dies sicherlich so wie seinerzeit überall in Deutschland. Die jüdischen Kinder waren

³⁷ Vgl. Anm. 4.

³⁸ „Auf einmal da waren sie weg“, S. 80.

³⁹ Als Zugehfrau bezeichnete man Hauspersonal oder eine Haushaltshilfe, die nicht im Haushalt des Arbeitgebers lebte.

⁴⁰ „Auf einmal da waren sie weg“, S. 79.

in den allgemeinen Schulen der nationalsozialistischen Pädagogik dem Hass und der Willkür von Lehrern und Mitschülern ausgesetzt. Die Schule wurde für sie zu einer Welt voller Gefahren. Dabei traf die tagtägliche Ausgrenzung insbesondere die Schulanfänger und die jüngeren Kinder, da sie den Benachteiligungen nichts entgegensetzen konnten. Aus diesem Grund rief die jüdische Gemeinde Mannheim⁴¹ 1934 eine eigene Schule ins Leben, die bis zum 22. Oktober 1940 bestand. Damit sollte für alle schulpflichtigen jüdischen Mannheimer Kinder eine Alternative zum zunehmend unzumutbaren Besuch der staatlichen Schulen geschaffen werden. Solche jüdischen Schulen lagen zumindest bis zu den ab 1940 durchgeführten großen Deportationsaktionen ganz im Sinne der nationalsozialistischen Machthaber. Denn man wollte ja Juden und „Arier“ nicht nur getrennt halten, sondern Juden auch so weit wie möglich aus dem normalen gesellschaftlichen Leben verdrängen. An Lehrbüchern wurden in der jüdischen Schule in Mannheim Bestände aus der Weimarer Zeit benutzt. Die unterrichteten Fächer standen in Beziehung zum Judentum. Allerdings wurden die Kinder neben Deutsch auch in Fremdsprachen, insbesondere in Englisch unterrichtet, um sie auch auf ein Leben in den Auswanderungsländern vorzubereiten. Dies obwohl viele Juden in Deutschland immer noch auf ein baldiges Ende der Hitler-Diktatur hofften.⁴² Wenn es irgend möglich war, versuchten Eltern ihre Kinder vor den in den allgemeinen Schulen stattfindenden Entwürdigungen und Ausgrenzungen zu schützen und schickten sie auf die jüdische Schule. Hier waren die Ausgegrenzten unter sich, es gab keine Demütigungen, Drohungen und auch keine Schläge mehr. Der Unterricht wurde durchweg von jüdischen Lehrkräften gehalten, die aus rassistischen Gründen aus dem öffentlichen Schuldienst entfernt und noch nicht emigriert waren⁴³. Diese Lehrerinnen und Lehrer versuchten in der jüdischen Schule ihr Bestes zu geben, um so den Kindern einen halbwegs normalen Schulalltag zu ermöglichen und ihnen auch etwas Halt zu vermitteln.

Dies war die schulische Situation in Mannheim, als Jenny Dreifuß am 3. Mai 1938 erlaubt wurde, dort an der jüdischen Schule wieder als Lehrerin zu arbeiten. Zuvor musste sie eine Verpflichtungserklärung unterschreiben, dass sie ihre Dienstobliegenheiten gewissenhaft und uneigennützig erfülle und die Gesetze und sonstigen Verordnungen des nationalsozialistischen Staates befolge. Bei dem 1991 erfolgten Aufruf in der Mannheimer Lokalpresse „Wer erinnert sich an Jenny Dreifuß“ fanden sich mit Kurt Bigler und Doris P. geb. Herzberg zwei ehemalige Schüler, die von Jenny Dreifuß an der einstigen jüdischen

⁴¹ Die Jüdische Gemeinde Mannheim war eine der größten und bedeutendsten im südwestdeutschen Raum. Mitte der 1920er-Jahre hatte sie fast 7.000 Mitglieder, was knapp 3 % der Gesamtbevölkerung Mannheims entsprach.
<http://www.juedische-gemeinden.de/index.php/gemeinden/m-o/1263-mannheim-baden-wuerttemberg>

⁴² <http://www.jgmet.net.de/Geschichte/jugend.htm>

⁴³ <http://www.mannheim.de/tourismus-entdecken/juedische-schule>

Schule in Mannheim unterrichtet wurden. Beide hatten das nationalsozialistische Inferno überlebt und konnten sich noch sehr gut an den in der jüdischen Schule erteilten Unterricht und auch an Jenny Dreifuß erinnern.⁴⁴ Kurt Biglers Erinnerungen an seine Schulzeit in der Mannheimer jüdischen Schule sind gleichermaßen gekoppelt an Jenny Dreifuß als Englischlehrerin und an die gemachten Erfahrungen, welche Chancen und Möglichkeiten ihm das Erlernte gab:

⁴⁴ „Auf einmal da waren sie weg“, S. 78 ff.

„Frau Dreifuß war eine ganz hervorragende Englischlehrerin. Ich lernte innerhalb kürzester Zeit den freien Umgang mit der Sprache, was mir ermöglichte, englische Besucher unseres Mannemer Schlosses' in bestem Oxfordenglisch mit Mannheimer Mischung zu führen. Frau Dreifuß verstand es, ohne uns mit Formalem zu überladen, den Geist der Sprache nahe zu bringen.

Diese außergewöhnliche Lehrerin habe ich als sehr distinguiert und distanziert in Erinnerung. So richtig fröhlich konnte ich sie mir kaum vorstellen. Wenn sie verärgert war, hüstelte sie etwas. An echten Emotionen wie bei anderen Lehrern kann ich mich nicht mehr erinnern. Sie war wohl eher schüchtern und zurückhaltend und eben, wir Kinder hatten andere Sorgen, als uns um unsere Lehrer zu kümmern, wenn die uns in Ruhe ließen. Und zu denen gehörte Jenny Dreifuß.“

Doris P. geb. Herzberg hat Jenny Dreifuß in ähnlicher Erinnerung behalten:

„Frau Dreifuß hatten wir in der jüdischen Schule nur in Englisch. Ich habe sie klein in Erinnerung, klein und schmal. Auf mich hat sie einen äußerst gepflegten und stillen, traurigen, aber auch sehr nervösen Eindruck gemacht. Sie wirkte oft verstört und abwesend. Ich glaube, sie war nervös. Sie hat einen kraftlosen Eindruck gemacht. Also keine große, kräftige, lebendige Frau.

Ja doch, sie war schon sympathisch, denn sie hat uns nicht streng behandelt. Ach Gott, was hätten sie da auch noch machen sollen? Ob wir jetzt da gelernt haben oder nicht, das war ja also – da waren immer derartig viele Aufregungen, da waren dauernd Sachen – man konnte ja von Kindern nicht immer verlangen, dass sie da irgendwie noch große Sachen machen und große Interessen am Lernen hatten.“

Aus diesen beiden Beschreibungen wird deutlich, dass die zahlreichen Verordnungen und Erlasse, die massive Einschränkungen und schwere Diskriminierungen im Leben und Alltag der jüdischen Mitbürger nach sich zogen, auch Jenny Dreifuß zugesetzt haben. Deshalb sie Deutschland nicht verlassen hat, obwohl sich eine Schwester ins Elsass verheiratet hatte und ihr Bruder bereits 1932 nach England ausgewandert war, ist nicht bekannt. Vielleicht hat sie die Zeiten ja auch nicht richtig eingeschätzt. Oder war sie zu sehr Pädagogin und wollte „ihre“ Schule sowie „ihre“ Kinder nicht im Stich lassen? Si-

cher ist jedenfalls, dass Jenny Dreifuß bis zu ihrem Tod bei „ihren“ Kindern blieb.

Auch wenn die Entwürdigungen, Diskriminierungen, Entrechtung und Ausgrenzung sicherlich nicht spurlos an ihr vorübergegangen sind, so muss sie sich ganz bewusst für „ihre Schule“ und „ihre Kinder“ entschieden haben. Denn immer mehr Gesetze und Verordnungen wurden erlassen, die einzig und allein darauf hinausliefen, die Juden zu ächten und entrechteten. So beispielsweise die sogenannten „Nürnberger Gesetze“⁴⁵ die am 15. September 1935 „zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ erlassen wurden. Sie lieferten die Grundlage für den systematischen Ausschluss der Juden aus der staatlichen Gemeinschaft. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges und insbesondere nach dem Überfall auf die Sowjetunion rückte die sogenannte „Endlösung der Judenfrage“ in den Mittelpunkt. Nun betrieben die Nationalsozialisten nicht mehr „nur“ die Vertreibung der Juden, sondern sie begannen, sie im Zuge einer furchtbaren rassistischen Vernichtungspolitik systematisch zu ermorden.

Erster trauriger Höhepunkt dieser Vernichtungspolitik war die im Oktober 1940 durch die NS-Gauleiter und Reichsstatthalter von Baden und Saarpfalz, Robert Wagner und Josef Bürckel⁴⁶, angeordnete Deportation der badischen, pfälzischen und saarländischen Juden in das Camp de Gurs⁴⁷ am Fuß der Pyrenäen. Anderthalb Jahre vor der sogenannten „Wannseekonferenz“⁴⁸ war die Oktoberdeportation von 1940 die erste „Abschiebung“ von Deutschen durch Deutsche. Sie bedeutete nicht nur das Ende des seinerzeit schon äußerst eingeschränkten jüdischen Lebens in Baden und in Saarpfalz, sondern zugleich das früher oder später vollstreckte Todesurteil für sehr viele dieser deportierten deutschen Bürgerinnen und Bürger, nur weil sie Juden waren.

⁴⁵ Reichsgesetzblatt 1935 I, S. 1145 –1147.

⁴⁶ Josef Bürckel (* 30.3.1895; † 28.9.1944) war von 1935 bis 1936 Reichskommissar für die Rückgliederung des Saarlands, ab 1938 Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Reich und von 1940 bis 1944 Reichsstatthalter der Westmark mit Sitz in Saarbrücken sowie Chef der Zivilverwaltung in Lothringen. Bürckel initiierte 1939 Massendeportationen von

Wiener Juden, im Oktober 1940 mit dem badischen Gauleiter Robert Wagner (vgl. Anm. 48) die als „Wagner-Bürckel-Aktion“ bezeichnete Deportation der verbliebenen Juden aus dem Gau Baden und dem Gau Saarpfalz und im November 1940 die Ausweisung von 60.000 Lothringern.

⁴⁷ Im „Camp de Gurs“, südlich von Pau gelegen, wurden in den Jahren 1939 bis 1943 über 60.000 Menschen festgehalten.

⁴⁸ Auf der „Wannseekonferenz“ kamen am 20. Januar 1942 in einer Villa am Wannsee in Berlin 15 hochrangige Vertreter der nationalsozialistischen Reichsregierung und SS-Behörden zusammen, um unter dem Vorsitz von SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich den begonnenen Holocaust an den Juden im Detail zu organisieren und die Zusammenarbeit der beteiligten Instanzen zu koordinieren.

Am frühen Morgen des 22. Oktober 1940 erschienen in einer minutiös geplanten, konzertierten Aktion Gestapo, Kriminalpolizei und Schutzpolizei in den Wohnungen der damals noch etwa 2.000 in Mannheim lebenden Juden und forderten die fassungslosen Menschen auf, binnen kürzester Frist das Nötigste zu packen und sich für den Abtransport fertig zu machen. Man räumte ihnen gerade einmal zwei Stunden Zeit zum Packen und für das Abschiednehmen ein.⁴⁹ Mitgenommen werden durften lediglich 50 kg Gepäck, 100 Reichsmark sowie Reiseproviant für mehrere Tage.⁵⁰ Es bedarf sicherlich keiner allzu großen Vorstellungskraft sich auszumalen, was in den Menschen vorging, in welcher hektischer Verzweiflung das Notwendigste zusammengerafft wurde. Dies alles geschah nicht heimlich und versteckt in einer Nacht-und-Nebel-Aktion, sondern am helllichten Tage unter den Augen von Nachbarn oder Passanten. Auch Jenny Dreifuß stand auf der Liste derer, die zur Deportation nach Gurs vorgesehen waren. Sie nützte die eingeräumte zweistündige Frist und entzog sich dem Evakuierungsbefehl durch die Einnahme von Veronal⁵¹. Damit setzte sie dem ausweglos gewordenen Dasein ein Ende und entkam so der Deportation und Ermordung durch die Nationalsozialisten. Es ist erschütternd, wie sie zum Selbstmord getrieben wurde. Aber sie wollte die Entscheidung über ihren Tod nicht den Nazis überlassen. Sophie Marx⁵², eine Cousine von Jenny Dreifuß, die am Tag ihres Todes bei ihr war und ebenfalls zur Deportation anstand, schildert die näheren Umstände in einem Brief, den sie am 31. Oktober 1940 aus dem Lager Gurs an Jennys Schwester Bertha Wertheimer geb. Dreifuß schrieb⁵³. Darin heißt es unter anderem:

„Dass sie sehr nervös war, wissen Sie ja. Sie wollte schon da nicht mehr leben, doch habe ich sie immer wieder aus ihrer Melancholie herausreißen können. Als wir die Nachricht bekamen, dass wir binnen einer Stunde fertig sein sollen, ging sie unbemerkt in die Küche und nahm dort all ihr Veronal auf einmal. Ich habe ihr sofort Milch eingeflößt und nach einem Arzt gerufen. Doch dieser kam wieder zu spät. Vielleicht ist es nicht recht, wenn ich wieder sage! Denn schon seit vielen Monaten hatte sie den Wunsch, von allen ihren Sorgen und Kümernissen erlöst zu sein. Ich habe sie gehütet und bin froh, dass ich bei ihr sein konnte.

Sehr rasch verlor meine liebe Jenny dann das Bewusstsein; wir trugen sie auf ihre Couch und ich hatte sie in meinen Armen und habe ihr beigegeben, was noch beizustehen war. Der Polizist erlaubte mir noch, so lange zu warten, bis das Krankenauto vorfuhr, dann musste ich fort. Packen konnte ich natürlich nichts mehr, doch ist es mir ein kleiner Trost in meiner tiefen Trauer, dass ich

⁴⁹ „Auf einmal da waren sie weg“, S. 72 ff

⁵⁰ <http://www.jgm-net.de/Geschichte/jugend.htm>

⁵¹ Veronal wurde 1903 als erstes Schlafmittel auf Barbitursäurebasis von Joseph von Mering und seinem Mitarbeiter Fischer synthetisiert. Es ist ein Schlafmittel mit langer Wirkdauer, das jedoch auch als Rauschdroge verwendet wird.

⁵² Nach der im Archives du Centre de Documentation Juive Contemporaine in Paris verwahrten Deportationsliste (Liste originale du convoi des déportation Nr.: 18 du 12/021942) wurde Sophie Marx (* 28.6.1898; †?) am 22. Oktober 1940 nach Gurs und von dort am 12. August 1942 nach Auschwitz deportiert.

⁵³ Der Brief befindet sich im Besitz von Bertha Wertheimers Enkel Marc Blum in Straßburg.



Jenny Dreifuß (links) mit ihrer Schwester Bertha Wertheimer geb. Dreifuß.

ihr noch etwas sein konnte. Als wir fortgingen, hatte sie schon das Bewusstsein verloren und wurde in das Krankenhaus gebracht.

Im Zug schrieb ich noch eine Karte an sie, denn ich konnte und wollte nicht glauben, dass sie schon von uns gehen könne. Doch muss gerade da schon ihre Todesstunde gewesen sein. Die Oberschwester von dort traf ich einige Tage danach hier wieder und hörte von ihr, dass sie ihr noch eine Spritze zur Beruhigung gegeben habe. Aber die liebe Jenny kam nicht mehr zu sich und sei so gegen zwei Uhr eingeschlafen. Fast kampfflos.“

„Möge ihre Seele eingebunden sein in das Bündel des Lebens“⁵⁴.

⁵⁴ 1. Buch Samuel, Kapitel 25, Vers 29. Dieser Segensspruch steht sehr oft in hebräischen Lettern auf jüdischen Grabsteinen.

Schlussbemerkungen

Ob und was man aus der Geschichte lernen kann, mag individuell verschieden sein. Damit jedoch nichts vergessen wird, muss immer möglichst vieles aufgeschrieben werden. Nur dann ist es überliefer- und nachlesbar. Im Fall von Jenny Dreifuß kamen mir viele Zufälligkeiten zugute: Einmal, dass sich das Stadtjugendamt Mannheim schon 1990 auf Spurensuche begeben hatte und die bei ehemaligen Schülerinnen und Schülern von Jenny Dreifuß entdeckten Spuren in konzentrierter Form in dem Buch „Auf einmal da waren sie weg“ veröffentlichte. Dann dokumentieren die im Generallandesarchiv verwahrten Personal- und Wiedergutmachungsakten sehr gut den schulischen und beruflichen Lebensweg. Hinzu kamen die Erinnerungen von Doris Levinson, einer in England lebenden Nichte. Und letztlich war es der Nachlass von Laure Blum, einer bis zu ihrem Tod im elsässischen Wissembourg lebenden weiteren Nichte von Jenny Dreifuß, der mir von dem in Strasbourg lebenden Sohn Marc Blum freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde. Aber wenn es auch

nicht immer einfach war, ein eindeutiges und zufriedenstellendes Ergebnis zu erzielen, so war es doch immer wieder interessant und spannend, zu erkennen, welche Wege und Zufälle es nach so langer, versäumter Zeit immer noch möglich machten, Spuren dieses Lebensweges zu finden. So konnte ein großer Teil des Lebens und Schicksals von Jenny Dreifuß rekonstruiert werden.

Die Biografie von Jenny Dreifuß zeigt aber auch sehr deutlich, welche Auswirkungen die rassistisch durchdrungenen, grausamen und menschenverachtenden Gesetze und Verordnungen des Nationalsozialismus' auf das private und berufliche Leben von jüdischen Mitbürgern hatten. Wenn wir das Geschehene auch nicht wieder gutmachen können, so können wir jedoch verhindern, dass es vergessen wird. Insofern mahnt und verpflichtet uns das Schicksal von Prof. Dr. Jenny Dreifuß, entschlossen gegen jede Art von rassistisch, religiös oder weltanschaulich motivierter Ausgrenzung zusammenzustehen, gleichzeitig aber auch für Rechtsstaatlichkeit, Toleranz und Menschenfreundlichkeit einzutreten.

Literaturverzeichnis

- Historischer Verein für Mittelbaden e.V. (Hrsg.): Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier, Ettenheim 1988
- Hildegard KATTERMANN, Das Ende einer jüdischen Landgemeinde, Nonnenweier in Baden, 1933-1945. Freiburg 1984
- Elfie LABSCH-BENZ, Die jüdische Gemeinde Nonnenweier. Freiburg 1981
- Stadtjugendamt Mannheim (Hrsg.): Wer erinnert sich an Jenny Dreifuß. In: Auf einmal da waren sie weg. Mannheim 1995, S. 66-81

Dank

Dagmar Frenk (Ortsvorsteherin Nonnenweier), Doris Levinson (Brighton/England), Gisela Schwiddessen (Geschichtslehrerin am Elisabeth-Gymnasium in Mannheim), Karen Strobel M.A. (Stadtarchiv Mannheim), Rolf Behrens (Schulleiter des Kepler-Gymnasiums in Freiburg), Marc Blum (Strasbourg), Dr. Rainer Hennl (Karlsruhe), Hans-Joachim Hirsch (KZ-Gedenkstätte Mannheim-Sandhofen), Robert Kraus (Ettenheim), Hans Reitter (Ottenheim), Dr. Arnulf Scriba (Abteilungsleiter im Deutschen Historischen Museum in Berlin), Dr. Martin Stingl (Referatsleiter im Generallandesarchiv Karlsruhe).



Das Sandsteinkreuz am Bombach und seine Geschichte

Von Edgar Baßler

An dem Weg, der entlang des Waldes zwischen Kuhbach und Reichenbach verläuft, steht ungefähr auf halber Strecke, dort, wo die Verbindung zum Langenhard hinauf abzweigt, ein markantes Sandsteinkreuz. Es trägt die Inschrift:

„Zur Erinnerung an unsere liebe Tochter und Schwester Emma, die hier an dieser Stelle am 25. November 1948 im Alter von 20 Jahren verunglückte. Mein Jesus Barmherzigkeit.

Gewidmet von ihren Eltern Mathias Haas und Hermine, geborene Maier.“

Bereits im Jahr 1950 hatten Emmas Eltern das Kreuz von dem Ettenheimer Steinmetzmeister Beck errichten lassen – keine zwei Jahre also nach dem schlimmen Tod ihrer ältesten Tochter. Auf dem Stein findet der Eltern Verwurzelung im christlichen Glauben Ausdruck in der Bitte um Barmherzigkeit, um Jesu Hilfe in ihrer Not.

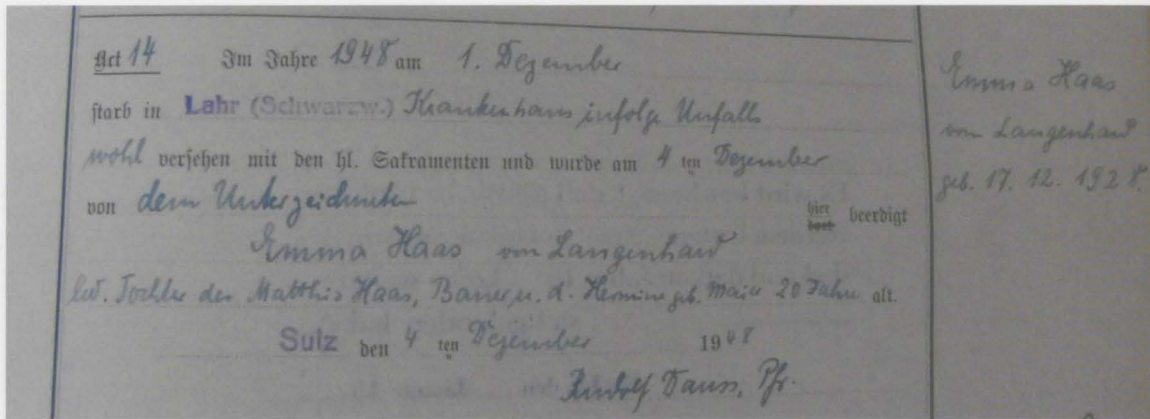
So steht dieses Sandsteinkreuz nun also seit fast 70 Jahren an der genannten Weggabelung und doch weiß kaum einer unter den vielen Menschen, die täglich an ihm vorbeikommen, von jenem schicksalhaften und schrecklichen Ereignis, das zu seiner Erstellung geführt hatte.

Blicken wir also zurück ins Jahr 1948, das für die Familie Haas zum Unglücksjahr wurde.

17 Tage fehlten noch, dann wäre Emma 20 Jahre alt geworden. Doch sie starb am Abend des 1. Dezember 1948 im Lahrer Krankenhaus – nach einem sechstägigen Überlebenskampf. Am Ende war alles Hoffen, aber auch die Kunst der Ärzte im Lahrer Krankenhaus vergebens gewesen.

Auf das Formblatt im Sterbebuch der katholischen Pfarrgemeinde Sulz, zu der der Langenhard damals gehört hatte, trug Pfarrer Rudolf Dauss unter der laufenden Nummer 14 für das Jahr 1948 ein: *„Im Jahre 1948 am 1. Dezember starb in Lahr (Schwarzw.) Krankenhaus infolge eines Unfalls wohl versehen mit den hl. Sakramenten und wurde am 4. Dezember von dem Unterzeichneten hier beerdigt Emma Haas von Langenhard, led. Tochter des Matthis Haas, Bauer u. d. Hermine, geb. Maier, 20 Jahre alt. Sulz, den 4. Dezember 1948, Rudolf Dauss, Pfr.“*

Dieses Sandsteinkreuz ließen die Eltern von Emma Haas an der Unglücksstelle im Bombach zwischen Reichenbach und Kuhbach errichten.



Dass Emma Haas einen langsamen und vermutlich qualvollen Tod sterben musste, geht aus diesem Eintrag des Pfarrers nicht hervor. Die Quellen, die das Unglück belegen, sind sehr rar. So gibt es weder bei der Polizei in Lahr Akten zum Unfallhergang, noch beim Krankenhaus Lahr zur Schwere von Emmas Verletzungen. Zu viele Jahre sind seither vergangen. Als einzige Quelle steht Hermine Weber zur Verfügung, Emmas jüngere Schwester, die aber selbst den Unglücksfall nicht miterlebt hat. Die zweitälteste Schwester Elsa, die dabei war, als das Unglück passierte, ist heute 85 Jahre alt. Sie möchte darüber nicht sprechen.

Im Kirchenbuch der katholischen Pfarrgemeinde Sulz findet sich der Eintrag von Pfarrer Daus zu Emma Haas' Unfall, zu ihrem Tod und ihrer Beerdigung.

Der 25. November 1948 war ein Donnerstag. Die Arbeit, die Emma und ihre Schwester Elsa an jenem Tag erledigen sollten, war eigentlich Männersache: Holztransport. Auf dem steil abschüssigen Weg vom Langenhard das Gewann Bombach herunter, zwischen Reichenbach und Kuhbach gelegen, führte Emma das Zugpferd. Ihre drei Jahre jüngere Schwester Elsa war an der Bremse. Auf dem Wagen hinter dem Pferd lagen zwei Ster Brennholz, die für einen Abnehmer in Kuhbach bestimmt waren.

Es erscheint ungewöhnlich, dass die jungen Frauen allein mit dem schweren Fuhrwerk unterwegs waren. Aber so ungewöhnlich war dies auch wieder nicht für einen Bauernhof, auf dem naturgemäß jede Hand gebraucht wurde - vor allem Männerhände für die schwere Arbeit. Doch diese waren rar im Hause Haas.

Fünf Mädchen waren Mathias Haas und seiner Ehefrau Hermine geschenkt worden. Dann kam 13 Jahre nach Emma, der ältesten Tochter, als sechstes Kind Sohn Josef zur Welt. Von früh an war den älteren Mädchen also die Bubenrolle zugewachsen.

Und so mussten sie überall, wo es nötig war, nach ihren Fähigkeiten mitarbeiten. Auf dem Hof und im Wald. Daran erinnert sich noch heute ihre Schwester Hermine (heute Weber), die Vierte in der Geschwisterreihe: „Wenn der Vater Holz gefahren hat, waren die Mädle immer dabei.“ Die Holzabfuhr war also nichts Neues für Emma und Elsa.

Ihren Hof betrieb die Familie Haas auf dem vorderen Langenhard. Neben 15 Stück Großvieh gehörten dazu auch Schweine und Hühner sowie ein Stück Wald. Viel Arbeit also für die Familie, zu der 1948 auch noch der Vater von Mathias Haas gehörte. Seine Mutter war bereits 1941 verstorben.

Droben auf dem Langenhard hatte Emma acht Jahre die kleine Volksschule besucht und dort ihren Abschluss gemacht. Und wie es damals für die Mädchen üblich war, hatte sie zum Erlernen der Handarbeiten in die Schule nach Sulz gehen müssen, wie auch die Katholiken vom Langenhard Sonntag für Sonntag in die Gottesdienste nach Sulz gegangen waren. Emma sei „eine freundliche junge Frau gewesen“, wird sie heute rückblickend von ihrer jüngeren Schwester Hermine beschrieben.

Emma Haas, älteste Tochter von Mathias und Hermine Haas, im Alter von etwa 18 Jahren.

Vermutlich wäre die Holzabfuhr auch an jenem späten Novembertag wie alle anderen Male zuvor ohne Zwischenfälle verlaufen, wären da nicht auf der Wiese unten am Bombach bei der Abzweigung zum Langenhard Gerbereiabfälle abgeladen worden. Diese stammten, so erinnert sich Hermine Weber, von der Firma Wäldin, die ihren Sitz in der Geroldsecker Vorstadt hatte, genau dort, wo heute die Herzkllinik steht.

Schon bei früheren Gelegenheiten hatte das weiß-braune Arbeitspferd der Familie Haas, das dem Holzfuhrwerk vorgespannt war, auf den Ekel erregenden Abfallgeruch mit Ausweich- und Fluchtbewegungen reagiert. Zum Beispiel wenn es auf dem Weg nach Lahr an der Gerberei mit ihren üblen Gerüchen vorbei musste. Es sei jedes Mal „ein richtiges Drama“ gewesen, erinnert sich Hermine Weber, bis das Pferd wieder zur Ruhe gekommen war.

Am Morgen jenes 25. November hatten die Mädchen alleine mit dem Holz ins Tal fahren müssen. Das war für sie nichts Neues. Während



sie unterwegs waren, schlug ihr Vater auf dem Langenhard weiter Holz ein, das dann später abgefahren werden sollte.

Es war noch vor 10 Uhr, als das Fuhrwerk in den Bereich der Gerbereiabfälle am Bombach kam und das Pferd zu scheuen und auszubrechen begann. Emma, die mit ganzer Kraft versuchte, es zu beruhigen, konnte nichts ausrichten. „*Lass es rennen*“, habe ihr der Kuhbacher Sägewerksbesitzer Josef Weber zugerufen, der zufällig in der Nähe war und die Gefahr erkannt hatte. Aber da war es schon zu spät. Von dem außer sich geratenen Tier wurde Emma gegen einen Telegraphenmasten gedrückt, stürzte unter das Fuhrwerk und wurde von diesem überrollt. Mit schweren Verletzungen wurde sie von Josef Weber, ihrer Schwester Elsa sowie dem hinzugeeilten Kuhbacher Bäcker, dem „Schuhmacher Beck“, ins nahegelegene Haus des Sägewerksbesitzers gebracht, von wo aus mittels Telefon der Krankenwagen im Lahrer Krankenhaus alarmiert werden konnte.

Als sich der Vater wegen des langen Fernbleibens seiner Töchter Sorgen machte und nach ihnen schauen wollte, erfuhr er unterwegs, was passiert war. Auf den Langenhard zurückgekehrt, hörten dann von ihm die Mutter und Emmas Geschwister von dem schlimmen Unglück am Bombach.

Am Abend des 1. Dezember starb die junge Frau im Lahrer Krankenhaus. Sechs Tage lang hatten ihre Eltern, ihre zwei ältesten Schwestern Elsa und Luise sowie die Schwester des Vaters abwechselnd an ihrem Krankenbett gewacht und gehofft. Josef Weber, der Sohn des Sägewerksbesitzers und spätere Ehemann von Hermine Weber, hat ihren in einen Sarg gebetteten Leichnam mit dem Bennewägele, einem kleinen Dielenwagen, hinauf auf den Langenhard gebracht.

Wie es Sitte war, war vor Emmas Beerdigung von den Angehörigen und Nahestehenden in ihrem Elternhaus an zwei Abenden der Rosenkranz für die Verstorbene gebetet worden. Dann zog am Samstag, 4. Dezember, der Trauerzug vom Langenhard hinunter nach Sulz. Unterwegs wurde an zwei Stationen Halt gemacht und gebetet. Auf dem Friedhof in Sulz wurde Emma dann beerdigt.

Die Eltern hätten jedes Jahr zum Todestag ihrer Emma eine Messe lesen lassen, erinnert sich Hermine Weber und fügt hinzu: „*Heute würde Emma den Unfall wohl überleben.*“ – Emma Haas, deren Geschwister alle noch am Leben sind, wäre heute 88 Jahre alt. Vor dem Sandsteinkreuz, das an sie erinnert, blühen immer frische Blumen.

Der Friedensschluss zu Kappel am Rhein im Jahre 1266 ✓

Von Tobias F. Korta

Vor 750 Jahren stand Kappel am Rhein für einen kurzen Augenblick im Mittelpunkt des politischen Geschehens am Oberrhein: Am 23. Juli 1266 schlossen hier die Geroldsecker mit ihren Helfern auf der einen Seite und die Straßburger Bürgerschaft mit ihren Verbündeten auf der anderen Seite im Beisein des Straßburger Bischofs Heinrich IV. einen Friedensvertrag. Dieser Friedensschluss beendete formal den von Heinrichs Vorgänger auf dem Bischofsstuhl, Walther von Geroldseck, und seiner Familie verlustreich gegen die Stadt Straßburg geführten sogenannten „Waltherianischen Krieg“.¹

Die Bürgerschaft von Straßburg ging aus diesem Krieg gestärkt hervor: Die Stadt konnte sich endgültig aus der bischöflichen Macht lösen, und es begann Straßburgs goldenes Zeitalter als freie Reichsstadt. Der Bischof verlor nicht nur die Oberhand über Straßburg sondern musste auch auf alle den untergehenden Staufern entrissenen Hausgüter und Reichslehen wieder verzichten. Für die Geroldsecker war dieser verlorene Krieg faktisch das Ende ihrer Bestrebungen, vereint mit der bischöflichen Macht zu einer regionalen Vormachtstellung am Oberrhein zu gelangen. Wie kam es zu dieser Auseinandersetzung?

¹ Wilhelm WIEGAND, *Bellum Waltherianum*, Straßburg 1878 (Studien zur Elsässischen Geschichte und Geschichtsschreibung im Mittelalter 1).

Die früheste Ansicht von Kappel am Rhein aus dem Jahre 1637 nach einem Kupferstich von Matthaues Merian d. Ä. in einer nur teilweise stilisierten Darstellung.



Geschichtlicher Hintergrund: Ringen um das Zähringer Erbe und Ende der Staufer-Herrschaft

Der Waltherianische Krieg und sein Ausgang können nicht ohne die geopolitischen Veränderungen am südlichen Oberrhein in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gedeutet werden. Der Tod des letzten Zähringerherzogs, Bertold V., im Jahre 1218 war für den Stauferkaiser Friedrich II. willkommen Anlass, einen Großteil der Zähringer Reichslehen einzuziehen, in der Ortenau insbesondere Mahlberg und das Ortenauer Reichsgut mit der Burg Ortenberg als Sitz des sogenannten Landvogtes, und dabei die rechtmäßigen Erben zu übergehen. Die Staufer sahen in der Ortenau ein wichtiges Bindeglied zwischen den umfangreichen, wenn auch verstreuten elsässischen Besitzungen um Hagenau, Kronenburg, Oberehnheim und Colmar sowie den breisgauischen Städten Neuenburg und Breisach auf der einen Seite sowie dem Kinzigtal um Gengenbach und Haslach und den schwäbischen Besitzungen auf der anderen Seite.²

Nicht nur im Elsass, wo durch die Machtausweitung der Staufer den bislang eher reichstreuen Straßburger Bischöfen größere Gebiete um Molsheim verloren gingen, sondern auch in der Ortenau traten die Staufer nun in direkter Konkurrenz zum Fürstbischof um die territoriale Vormacht innerhalb der Grenzen des Bistums. Denn die Straßburger Bischöfe betrieben selbst etwa seit Beginn des 11. Jahrhunderts eine expansive Territorialpolitik in der Mark Ettenheim und in der nördlichen Ortenau um Oberkirch – vor allem auf Kosten vormals klösterlichen Besitzes.

Gerade der Ausbau Mahlbergs und seiner Burg durch Friedrich II. und die Verlagerung des Marktes von Ettenheim, dem bischöflichen Hauptort der Mark, um 1220 nach Mahlberg wie auch das Reichsgut in der mittleren Ortenau sollten bald zum Zankapfel zwischen den Straßburger Bischöfen und den Staufern werden. Zwar waren die Bischöfe gerade bei der Ausübung ihrer Macht in der Stadt Straßburg vom Kaiser nicht völlig unabhängig. Denn Straßburg war ursprünglich eigentlich Königsgut, sodass nicht der Bischof sondern ein königlicher Vogt das Bannrecht über die Stadt ausübte, wenn auch dieser aufgrund des Vorschlagsrechts des Bischofs immer einer seiner wichtigsten Ministerialen war. Doch rückten die Straßburger Bischöfe umso stärker an die Seite des Papstes, je schwächer Friedrich II. nach dem Kirchenbann 1227 wurde.³

² Hans-Martin PILLIN, Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter, Diss. Univ. Freiburg 1966, S. 262-285, 265; ebenso: Christoph BÜHLER, Die Herrschaft Geroldseck. Studien zu ihrer Entstehung, ihrer Zusammensetzung und zur Familiengeschichte der Geroldsecker im Mittelalter, Stuttgart 1981, S. 21.

³ Odile KAMMERER, Straßburg – das Selbstverständnis einer Stadt im 13. Jahrhundert. In: Europas Städte zwischen Zwang und Freiheit. Die europäische Stadt um die Mitte des 13. Jahrhunderts, hrsg. v. Wilfried Hartmann, Regensburg 1995, S. 63-82, S. 65 f.

Als Friedrich II. dann auf dem Konzil von Lyon 1245 für abgesetzt erklärt wurde, führte der Straßburger Bischof Heinrich von Stahleck im August 1246 im Auftrag des (auch mit seiner Stimme gewählten) Gegenkönigs Heinrich Raspe einen Feldzug gegen die Staufischen Städte und Burgen im Elsass. Parallel dazu ließ er durch die Geroldsecker, die bislang noch feste Parteigänger der Staufer waren, aber angesichts der schwindenden Macht der Staufer auf die Seite des Straßburger Bischofs und der Kurie wechselten, Mahlberg und Hausach mit der für den Ost-West-Handel wichtigen Kinzigtalstraße erobern. Sie kamen damit dem Grafen von Freiburg zuvor, der ebenfalls die Schwäche des Stauferkaisers ausnutzen und seine Ansprüche auf die ehemals zähringischen Besitzungen in der Ortenau und dem Kinzigtal gewaltsam durchsetzen wollte.

Durch den Flankenschutz der Geroldsecker hatte der Straßburger Bischof wiederum freie Hand, um schließlich im Frühjahr 1247 – und mit ausdrücklicher Unterstützung des Heiligen Stuhls – den Stauern die Ortenauer Landvogtei mit der Burg Ortenberg sowie die Städte Offenburg und Gengenbach zu entreißen.⁴

Aufstieg der Geroldsecker

Mit den Geroldseckern trat am Ende der Herrschaft von Friedrich II. ein neuer Akteur auf die politische Bühne, dessen Ziel es zweifelsohne war, zu den mächtigsten Adelsfamilien am Oberrhein aufzusteigen. Zum einen waren die Geroldsecker, wie sich an der Einnahme von Mahlberg und Hausach zeigte, militärisch ein ernst zu nehmender Faktor geworden: Mit der Mahlberger Burg und der um 1220 nach modernster staufischer Festungstechnik erbauten Lahrer Tiefburg kontrollierten sie bereits die Rheinebene in der südlichen Ortenau. Und mit dem Bau der Burg Hohengeroldseck von 1250 bis 1260 auf dem Schönberg zwischen dem Schutter- und dem Kinzigtal wurde die Grundlage geschaffen, die wichtige Handelsstraße durchs Kinzigtal zu kontrollieren.

Zum zweiten waren die Geroldsecker aber, schon bevor sie von den Unterstützern des Kaisers auf die Seite der Kurie wechselten, in der Kirche gut vernetzt und konnten auf Verwandte in wichtigen Positionen zurückgreifen: auf den Kurfürsten und Reichserzkanzler für Burgund, den Trierer Erzbischof Heinrich aus dem Hause Malberg-



Friedrich II. mit seinem Falken (Aus seinem Buch *De arte venandi cum avibus* – „Über die Kunst mit Vögeln zu jagen“, Süditalien zwischen 1258 und 1266, sog. Manfred-Handschrift, Vatikanische Apostolische Bibliothek, Pal. Lat. 1071, fol. 1v).

⁴ BÜHLER, ebd., S. 33 f.

Finstingen (Eifel), auf den Abt von St. Gallen, Berchtold von Falkenstein, ebenso wie auf den Abt von Murbach, Berthold von Steinbronn. Auch der Basler Dompropst Heinrich von Neuenburg, ab 1261 Koadjutor des erkrankten Basler Bischofs, der 1263 nach dessen Tod selbst den Bischofsstuhl bestieg, war ein Verwandter der Geroldsecker.⁵ Und so gelang es Walther von Geroldseck dem Älteren (d. Ä.) um 1241, seinen zehnjährigen gleichnamigen Sohn als Kanonikat im Straßburger Domkapitel zu positionieren. Dieser machte ungewöhnlich schnell Karriere, wurde schon 1251 Dompropst und erhielt – mit Genehmigung der römischen Kurie – nicht unbeträchtliche Pfründe sowie einige Kirchen übertragen.

Und zum dritten und letzten waren mit der Entdeckung der Silbervorkommen im Geroldsecker Allod Prinzbach im Jahre 1257 die nötigen finanziellen Mittel vorhanden, um Allianzen und Waffenbruderschaften zu erkaufen und große Politik zu betreiben. So gewährte Walther von Geroldseck d. Ä. auch dem Basler Bischof ab 1257 reichlich finanzielle Unterstützung und erhielt dafür das elsässische Münstertal mit dem Kloster St. Gregorien und der Festung Schwarzenberg als Pfand. Und mit Geldzahlungen in nicht bekannter Höhe an Mitglieder des Straßburger Domkapitels gelang es dem alten Geroldsecker, dass sein nun 29-jähriger Sohn Walther im Frühjahr 1260 als Nachfolger des verstorbenen Heinrich III. von Stahleck zum Bischof gewählt wurde. Dabei war er noch nicht einmal zum Priester geweiht. Aber offensichtlich war Walther mehr noch ein im Domkapitel gereifter Politiker als ein Kleriker. So erwarb er sich noch im Jahr seiner Wahl das Vertrauen des während des Interregnums in den Jahren 1257 bis 1272 regierenden König Richard von Cornwall, dem Schwager des 1250 verstorbenen Stauferkaisers Friedrich II. Denn Richard hielt den aus mächtiger Familie stammenden Kirchenfürsten wohl für geeignet, die Reichsvogtei über das Elsass von Basel bis Selz in seinem Sinne zu verwalten, das u. a. die Städte Mühlhausen, Kaysersberg, Colmar, Schlettstadt, Erstein, Oberehnheim, Brumath, Hochfelden und Kronenburg umfasste. Für die Ausübung der Vogteirechte hat Walther dann, und das verwundert nicht, seinen Bruder Hermann von Geroldseck als Statthalter bestimmt.⁶ Nach dem Ringen um das Zähringer Erbe und nach Ende der Staufer-Herrschaft haben sich die Machtverhältnisse am Oberrhein zugunsten des Straßburger Fürstbischofs und seiner Familie verschoben. Macht und Einfluss der Geroldsecker erreichten somit in dieser kurzen Zeit bis zum „Waltherianischen Krieg“ ihren Höhepunkt.

⁵ BÜHLER, ebd., S. 44 f.; Albert KÖBELE, Der Friedensschluss von Kappel. In: *Miszellen aus der Vergangenheit und Gegenwart des Bezirks Ettenheim*, hrsg. v. Johann Baptist FERDINAND und Albert KÖBELE, Ettenheim 1936/37 (Sonder-Abdruck aus der „Ettenheimer Zeitung“), S. 25-30, S. 29.

⁶ BÜHLER, ebd., S. 40.

Die Straßburger Bürgerschaft und ihr Drang nach Selbständigkeit

Es war nicht das „jugendliche Ungestüm“, Unerfahrenheit oder die „stolze Ritterlichkeit“, so die Einschätzung eines Teils der Literatur, die Bischof Walther von Geroldseck gerade ein Jahr nach seiner Bischofswahl in die kriegerische Auseinandersetzung mit der Straßburger Bürgerschaft stürzte.⁷ Der Rat der Stadt hatte die Zeit der Sedisvakanz bis zur Bestätigung von Walthers Wahl und seiner Priesterweihe durch den Mainzer Erzbischof zu Beginn des Jahres 1261 genutzt, um sich – dieses Mal ohne Bestätigung durch den Bischof – neu zu konstituieren. Ebenso ohne Zustimmung des bischöflichen Stuhls hatte die Stadt bestehende Steuern erhöht und neue eingeführt, Maße und Gewichte geändert und das vom Kaiser dem Bischof gewährte königliche Recht zur Judenschätzung an sich gezogen.⁸

Und das war nicht das erste Mal, dass die Bürgerschaft derartige Momente politischer Führungslosigkeit für sich zu nutzen wusste, um sich weitere Rechte der Selbstverwaltung zu sichern und neben dem Bischof und dem Kaiser als „dritte Kraft“ in der Stadt zunächst zu etablieren und allmählich durchzusetzen.⁹ So hat die Stadt im Thronstreit 1197 bis 1212 anders als Bischof Heinrich II. von Veringen, der zunächst auf Seiten des Welfen Otto IV. von Braunschweig stand, den Staufer Philipp von Schwaben unterstützt, der die Stadt 1205 unter seinen königlichen Schutz stellte, und den Straßburgern

⁷ KÖBELE, ebd., S. 27; BÜHLER, ebd., S. 42

⁸ Wilhelm WIEGAND, Walter von Geroldseck. In: Allgemeine Deutsche Biographie, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 41 (1896), S. 30-33, S. 31

⁹ KAMMERER, ebd., S. 67 f.

Spätmittelalterliche Ansicht von Straßburg (aus Hartmann Schedels *Weltchronik*, Nürnberg 1493).



das Privileg einräumte, für ihre Besitztümer außerhalb der Stadt im Elsass, überwiegend in bischöflichen Gebieten gelegen, Steuerfreiheit zu erhalten und den „Ausbürgern“, den nicht in Straßburg ansässigen „Bürgern“, dieselben Rechte einzuräumen wie den Straßburgern. Dieser „besondere Schutz des Königs“ war der Stadt zur Erlangung von mehr Selbständigkeit sehr wichtig. Denn sie hatte sich 1201 eine neue Verfassung gegeben, nach der ein selbstgewählter Stadtrat die städtische Almende verwaltet. Dem Rat war ab 1214 auch ein Gremium von zwölf juristischen Sachverständigen („Schöffen“) zugeordnet, das durch den Bürgermeister geleitet wurde und die hohe Gerichtsbarkeit für den Vogt ausübte. Neben der Rechtsprechung nahm der Rat auch die öffentliche Ordnung in der Stadt und die Gestaltung der äußeren Beziehungen, insbesondere zur Bildung von Städtebünden, in die Hand. Wenn die Ausübung der städtischen Macht noch deutlich die Verbindung zu den bischöflichen Ministerialen aufzeigte, die mit den wichtigsten Ämtern der Stadt, dem des Vogtes, des Schultheißen, des Burggrafen, des Münzmeisters und des Zöllners, belehnt wurden, so bildeten sich mit dieser Ratsverfassung aus den Jahren 1201 und 1214 Wesensmerkmale der späteren freien Reichsstadt heraus. Unter Friedrich II., der das Schutzprivileg der Stadt 1219 bestätigte, musste der Bischof die neue städtische Verfassung hinnehmen, wenn auch die Bildung des Stadtrats und die Almendnutzung noch seiner Zustimmung bedurften.¹⁰

¹⁰ KAMMERER, ebd., S. 74-76; FUCHS, S. 401

¹¹ WIEGAND, Walther von Geroldseck, S. 31; und ders.: *Bellum Waltherianum*, S. 52.

Die Krise zwischen der Bürgerschaft und dem Bischof eskalierte, als er von seinen Vasallen, den Herren von Lichtenberg, in deren Fehde mit dem Bischof von Metz um Hilfe gerufen wurde. Anders als beim Feldzug Bischof Heinrichs III. von Stahleck im Jahre 1247 zur Inbesitznahme der Ortenauer Landvogtei für das Hochstift verweigerte die Stadt nun jede Gefolgschaft. Sie verhielt sich aber nicht einmal wenigstens neutral, sondern sie verwehrte dem Bischof sogar, sein Kriegsgerät aus der Stadt herauszuschaffen, und blockierte den Aufmarsch der bischöflichen Vasallen in der Stadt. Zunächst war Bischof Walther von Geroldseck noch um gütliche Einigung bemüht und entsandte eine Kommission von Geistlichen zum Rat, um eine Rückkehr zum alten Rechtsstand zu verlangen.¹¹ Die Bürgerschaft jedenfalls schien aber an Verhandlungen kein Interesse gehabt, sondern einen bewaffneten Konflikt geradezu in Kauf genommen zu haben. Denn als Antwort an den Bischof schleiften sie die Haldenburg bei Mundolsheim vor den Toren der Stadt. Sie fürchteten offensichtlich eine von dort ausgehende Gefahr für die Stadt bei einem

bewaffneten Konflikt mit dem Bischof. Nachdem ein Aufruf des Bischofs an die Straßburger Bevölkerung nicht die erhoffte Wirkung zeigte, verhängte er als kirchliche Strafmaßnahme ein Interdikt über die Stadt, zog die Priester ab und versagte damit den Gläubigen alle Sakramente. Auch die bischöflichen Ministerialen, Ritter und Domherren verließen die Stadt.

¹² WIEGAND: Walther von Geroldseck, S. 31.

¹³ WIEGAND, S. 32; KÖBELE, S. 28.

Der Verlauf der kriegerischen Auseinandersetzung

Im nun beginnenden „Waltherianischen Krieg“ erhielt der Bischof aufgrund der Gefolgschaftsverweigerung der Stadt zunächst breite Unterstützung durch die Adelsfamilien, durch den Grafen und späteren König Rudolf von Habsburg, der Lehensträger des Bischofs im Oberelsass war, durch den Bischof von Basel sowie – aus dem Kreis der Geroldsecker Verbündeten – durch seinen Bruder, den Landvogt Hermann von Geroldseck, durch seinen Vater Walther von Geroldseck d. Ä. und durch weitere Verwandte. Truppen haben vor allem aber der Bischof von Trier und der Abt von St. Gallen geschickt. Walther gelang es zwar Mitte Juli 1261, den Straßburger Vorort Lingsheim einzunehmen. Nachdem aber die Trierer Hilfstruppen in einem Gefecht vor der Stadt scheiterten, musste der Bischof einen längeren Waffenstillstand hinnehmen.¹²

In der Folge versuchte der Bischof, die Handwerker gegen die Straßburger Patrizier aufzuwiegeln, während die Stadt Verhandlungen mit möglichen weiteren Bündnispartnern unternahm. Und offensichtlich ging diese Rechnung auf: Denn Rudolf von Habsburg wechselte auf die Seite der Bürgerschaft von Straßburg, womit sich das Blatt wandte. Dieser eroberte noch im Herbst 1261 viele der bischöflichen Besitzungen im Oberelsass mit den Städten Colmar, Kaisersberg und Mühlhausen. Colmar und die Nachbarstädte Neuenburg und Basel schlossen mit den Straßburgern ein Bündnis. Die Kampfhandlungen konzentrierten sich vor allem auf das Elsass, weil dort auch die Hauptstreitmacht des Bischofs und der überwiegende Teil seiner Besitzungen lagen. Aber auch die zum Bistum gehörende rechtsrheinische Herrschaft Ettenheim wurde von den Kämpfen nicht verschont und von Rudolf und seinem Vetter, dem Grafen Konrad von Freiburg, eingenommen. Viel schlimmer als die Kämpfe aber waren die Plünderungen und Verwüstung ganzer Landstriche auf beiden Seiten des Rheins.¹³

Zur entscheidenden Schlacht kam es am 8. März 1262 bei dem vor Straßburg liegenden Ort (Ober-)Hausbergen. Der Bischof hatte seine Truppen um die Stadt gelegt, um den Zugang zu ihr zu blockieren. Die bischöflichen Reiter trafen die Straßburger, die den Mundolsheimer Kirchturm niederreißen wollten, bei einem Ausfall vor den Stadtmauern an. Ohne auf Fußsoldaten zu warten, gaben der Bischof und seine Reiter ihre vorteilhafte Höhenstellung auf und griffen die zurückziehenden städtischen Reiter direkt an. Diese jedoch erhielten unterdessen Verstärkung durch Fußvolk aus der Stadt, die die bischöflichen Ritter mit Lanzen von ihren Pferden holten. Für die nach dem Eingreifen des städtischen Fußvolks zahlenmäßig hoffnungslos unterlegenen bischöflichen Ritter war es eine desaströse Niederlage. Der Bischof selbst konnte gerade noch der Gefangenschaft entgehen. Über 60 Ritter und Adelige des Bischofs aber fielen. Auch sein Bruder, der elsässische Landvogt Hermann von Geroldseck, war unter den Toten.¹⁴

¹⁴ Ebd.

¹⁵ WIEGAND, Walther von Geroldseck, S. 32 f.

Das war ein empfindlicher Gegenschlag für den Bischof. Ein erster Waffenstillstand kurz danach, der auch mit der Aufhebung des Interdikts und der Einschließung Straßburgs einherging, dauerte nicht lange. Beide Seiten versuchten nochmals einen Vorteil zu erringen oder der anderen Seite Schaden zuzufügen. Auch ein am 9. Juli 1262 von Walther von Geroldseck d. Ä. stellvertretend für den Bischof mit den Gegnern geschlossener Präliminarfriede wurde trotz Vermittlung von König Richard von Cornwall im Spätherbst 1262 wieder gebrochen. Erst als der Bischof alle seine Verbündeten bis auf die Lichtenberger verloren hatte und kurz darauf, am 12. Februar 1263, starb, war der Weg frei für nachhaltige Friedensverhandlungen, die Heinrich IV. von Geroldseck am Wasichen, sein schon am 10. März 1263 gewählter und sehr moderater Nachfolger auf dem Bischofsstuhl, mit der Straßburger Bürgerschaft aufnahm.¹⁵



Schlacht von Hausbergen (von Émile Schweizer, aus: Adolphe Seyboth, *Strasbourg historique et pittoresque depuis son origine jusqu'en 1870*, Straßburg 1894, S. 157).

Die Friedensverhandlungen

¹⁶ KAMMERER, S. 76.

Nach wenigen Wochen der Verhandlungen, am 21. April 1263, kamen Bischof und Stadt überein, ihr Verhältnis in einem zwölf Punkte umfassenden „Grundvertrag“ zu regeln. Die Bürgerschaft erhielt darin die geforderten weitreichenden Selbstverwaltungsrechte zugesprochen. Die Unabhängigkeit der Stadt hatte Bischof Walther im Rahmen des Präliminarfriedens zwar schon anerkannt, sie wurde nun aber erst faktisch wirksam. Der Bischof erkannte das Recht auf eine freie Wahl des Stadtrats durch die Bürger an. Neben dem Rat wurde fortan von zwei, von den Bürgern gewählten und unabsetzbaren Richtern Recht gesprochen. Ebenso konnte die Stadt selbst Recht setzen und selbständig Bündnisse eingehen. Die wichtigsten Ämter der Stadt, des Schultheißen, der beiden Richter, des Burggrafen, des Zöllners und des Münzmeisters, blieben zwar bischöfliche Lehen, aber die beiden Richter und der Zöllner durften nur noch aus den Reihen der Bürger rekrutiert werden. Ohnehin schon lag die Verwaltung dieser Aufgaben faktisch in den Händen der städtischen Beamten. Die Stadt erhielt ferner die volle Verfügungsmacht über die Almende, übernahm die Verwaltung des Spitals und konnte in gewissem Umfang Pfründe des Domkapitels verlangen.¹⁶ Einher ging dieser Vertrag mit einer Anerkennung der bisherigen, der Stadt zugekommenen Privilegien und Schutzrechte des Königs, die auch von König Richard von Cornwall erneuert wurden. Damit erlangte die Stadt nun die Selbständigkeit als autonom regierende und letztlich reichsunmittelbare Körperschaft.

Mit diesem Vertrag zwischen Bischof und Stadt war der kriegerische Konflikt aber noch nicht endgültig beigelegt, auch wenn es zu keinen weiteren Auseinandersetzungen mit Waffengewalt mehr kam. Denn im Konflikt mit der Stadt standen ja nicht nur der Bischof sondern auch die Geroldsecker und ihre Familie. Daher wurde erst mit dem Friedensschluss zu Kappel am Rein am 23. Juli 1266 der „Waltherianische Krieg“ vollständig beendet. Über die Vereinbarung der „steten Sühne“, des gegenseitigen Schuldverfalls als Voraussetzung für den Frieden, hinaus bestand lediglich Regelungsbedarf für den Austausch der Gefangenen zwischen beiden Seiten und den gegenseitigen Verzicht auf Schadensersatzforderungen. Der Wortlaut des Vertrages ist folgender:

„In namen dez vatters unde dez sunes unde dez heiligen geistes. wir heinrich von gottes gnaden der bischof von Strazburg tunt kunt allen den, die disen brief

gesehent oder gehoerent, daz wir ein stete sune hant gemaht zwischen

*unserme neven hern Walthere deme herren von Geroltsecke
unde sime sune hern Heinriche
unde sins suns kinden hern Hermannes
unde des kinden von Tiersberc sins vetteren
und allen irn helferen und irn friunden einsite*

*und unseren burgeren zu Strazburg gemeinliche
und unserme neven den bischove von Basile,
graven Ruodolfe von Habsburg,
graven Gotfride von Habsburg,
graven Cuonrate von Friburg
und hern Ottun von Ohsenstein,
hern Burcarte von Hohenstein,
hern Walthere von Gyrbaden und allen irn helferen, die bi in diseme urliuge
warnt, andersite*

*umbe das urliuge unde die gevehete, die da was zwischent deme von Geroltsecke
unde sinen kinden unde sins sunes kinden unde sins vetteren kinden unde den
meister unde deme rate unde den burgeren von Strazburg algemeine.*

*Die suone het geschworn stete zu habenne
her Walther von Geroltsecke
unde her Heinrich sin sun
unde Heinrich hern Hermannes sun*

*zur sich unde zur hern Hermannes kint unde zur sins vetteren kint dez von
Tiersberc unde zur den maregraven von Haheberc unde zur den von Wolfhahe
unde zur Heissun von Oesenbere, Heinrichen von Racenhusen unde Hugen
unde Ruodolfen sine sune unde zur alle ir friunt und alle ir helfere.*

So het andersite geschworn

*Ruolin Ripelin der meister,
Ruodolf von Vegersheim,
Reinbolt der Liebencellere,
Burcart und ouch Burcart die Spendere,
Gozelin von sant Thomane,
Niclawus der Zorn,
Ruolenderlin,*

Walther von Lampertheim

und ir ersamen burgere wol viercig

*zur sich unde zur die stat gemeine und alle ir helfere dise selbe suone stete zu
habenne.*

und ist bedentalb gesworn ane allen argenlist. sie gent ouch bedentalb widere alle die gefangen, die der von Geroltsecke unde die burgere von Strazburg inne hetten. sie hant sich ouch vercigen bedentalb alles dez schaden, der in diseme urliuge geschehen ist, swie er bischehen ist.

ich Walther von Geroltsecke unde Heinrich sin sun und ich Heinrich sins sunes sun hern Hermannes vurjehen allez dez, das davor an disen brieve geschriben stat, vur uns und unsers sunes kinder und unsers vetters kind von Tiersberc stete zu habenne bi geswornem eide.

dezeselben vurjehen ouch wir Ruolin Ripelin der meister unde die andern, die davor geschriben stant, stete zu habenne bi geswornem eide.

daz dis stete blibe, derumbe geben wir

bischof Heinrich von Strazburg

unde wir Bertholt der abbet von Morbach

und ich Otto der grave von Eberstein

und ich Bertholt der tuomprobist von Strazburg

und ich Eberhart von Sulze der chorbischof

und ich Walther von Geroltsecke

und ich Heinrich sin sun

und ich Heinrich von Liechtenberc der vout zu Strazburg

unser ingesigele an disen brief zeime urkunde.

dise suone geschach zu Cappelle an deme Rine an deme frietage vor sante Jacobistage zu gegenwartin der vorgenannten herren und andern genuogen von gottes geburte tusent jar zweihundert und sehz und sehzig jar.¹⁷

¹⁷ Urkunde Nr. 615, in: Wilhelm WIEGAND, Urkundenbuch der Stadt Straßburg, Bd. 1, Straßburg 1879, S. 463 f.; „urliuge“ bedeutet Streit, „suone“ Friede.

¹⁸ KÖBELE, S. 28.

Warum man sich gerade in Kappel am Rhein zu den Friedensverhandlungen zusammen fand, ist heute nicht mehr eindeutig zu klären. Köbele ist von einer gewissen Mittellage für die unterhandelnden Parteien ausgegangen.¹⁸ Allerdings waren von den kriegführenden Konfliktparteien und ihren Helfern weder Rudolf von Habsburg oder Conrad von Freiburg noch der Basler Bischof oder die oberelsässischen Städte anwesend sondern nur die Straßburger und die Geroldsecker. Lediglich der Abt von Murbach, ehemals Mitstreiter auf Bischofsseite – nun einer der Zeugen, ist noch anwesend und hatte einen nur wenig weiteren Weg als die Straßburger. Da die meisten Teilnehmer der Friedensverhandlungen aus Straßburg anreisten, hätte es mit der geroldseckisch-tiersbergischen Besetzung Kehl vor den Toren Straßburgs oder dem mit dem Bischof geteilten Ottenheim, jeweils bei einem Rheinübergang gelegen, sicherlich nähere Orte gegeben, die auch für die Geroldsecker gut in Frage gekommen wären.

Die Lage an einem Rheinübergang mit Fährbetrieb war bestimmt auch für Kappel eine wesentliche Voraussetzung, um als Tagungs-ort geeignet zu sein. Vermutlich waren aber geopolitische Gründe entscheidend, damit der Ort von beiden Parteien akzeptiert werden konnte. Denn letztlich hat man sich weder auf einem Territorium der Stadt Straßburg noch der Geroldsecker und ihrer Verwandtschaft getroffen. Kappel lag einerseits vor den Toren der auf einer Rheininsel gelegenen noch jungen, aber aufstrebenden bischöflichen Stadt Rheinau (heute: Rhinau) und andererseits in Sichtweite der Mahlberger Burg, die noch immer im Besitz der Geroldsecker war. Kappel selbst gehörte 1219 noch zum Ausstattungsgut des stets mit einem der wichtigsten Ministerialen des Bischofs besetzten Amtes des königlichen Stadtvogtes von Straßburg, das seiner Zeit Anselm von Rheinau inne hatte. Dessen Lehen mit Rheinau und Kappel war 1220 wieder an den Bischof zurückgefallen. Während aber Rheinau im Jahr 1223 die Stadtrechte erhielt und vom Bischof systematisch ausgebaut wurde, könnte Kappel weiterhin zum Ausstattungsgut des Vogtamtes gezählt haben.

Überarbeitete Karte nach Johannes Fritz (Das Territorium des Bistums Straßburg um die Mitte des XIV. Jahrhunderts und seine Geschichte, Köthen 1885).

¹⁹ METZ, S. 129-167

Das hieße: Heinrich von Lichtenberg, im Jahre 1266 Stadtvogt und damit Vertreter des Königs in Straßburg, kam beim Zustandekommen sowie bei der Durchführung der Friedensverhandlungen und der Beurkundung des Abkommens sehr wahrscheinlich neben dem Bischof eine tragende Rolle zu. Und dadurch dürfte auch Kappel ins Spiel gekommen sein, weil es verkehrsgünstig und offensichtlich auch in politischer Hinsicht beiden Konfliktparteien gelegen war. Mit anderen Worten: Der Ort stand für Neutralität und konnte daher für den Zweck der Friedensverhandlung nur gut gewählt sein. Wenn auch Kappel sicherlich über keine größeren Versammlungsräume verfügte und auch die Kirche der 1297 erstmals erwähnten Pfarrei für diese Zwecke zu klein gewesen sein mag, so wird man wohl, wie dies damals auch bei Turnieren üblich war, auf freiem Felde zusammen gekommen sein. Rheinau, das bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts zur größten Stadt der elsässischen Rheinebene zwischen Schlettstadt und Straßburg anwuchs, dürfte mit seinen Herbergen, der Johanniter-Kommende und auch dem zu dieser Zeit noch nicht im Rhein versunkenen Schloss als Unterkunft für die Straßburger Teilnehmer gedient haben.¹⁹ Die Geroldsecker und ihre Verwandtschaft hingegen dürften den für sie ungleich schwereren Gang nach Kappel zu den Friedensverhandlungen am 23. Juli 1266 wohl von der Mahlberger Burg aus angetreten haben.



Toussaint Duvernin,
Weihbischof von
Straßburg, als älter-
er Mann. Ölgemäl-
de im Grand Sémi-
naire de Strasbourg.
Aufn. Wolfgang
Hoffmann

Zur Geschichte der Wallburger Kirche St. Arbogast (Teil 2) ✓

Von Dieter Weis

Wallburg beantragt eine Kollektensammlung für den Kirchenbau

Die Gemeinde Wallburg schrieb am 16.1.1767 ihrem Landesfürsten, dass ihr vom Bischof von Straßburg ein Kollektenbrief zugesagt wurde und bat um Genehmigung, eine Sammlung zu Gunsten des Kirchenneubaus, „sowohl dies als jenseit Rheins in samtllicher bischöflichen orthschafften“ durchführen zu dürfen.¹

Die Gemeinde Wallburg müsste ihre Kirche erweitern. Sie sei aber „nimmermehr im Stande, die dabey aufgehenden Baucosten, so sich wenigstens auf 1400 bis 1600 fl. belaußen dörfitten, aus ihren geringen Gemeindsmitteln zu bestreiten, [...] mithin den zu Gottes Ehren und unserer armen Seelen wohl-gereichenden Kirchenbau, größtentheils aus fremden von christmilden Hertzen zu collectirenden geldern vollführen zu können, Hoffnung übrig hat.“

Man bat den Fürsten, den Kollektenbrief des Herrn Weihbischofs nicht nur für die bischöflichen Lande anzunehmen, „sondern auch in dem Oberamt Lahr und sonsten“.² Letzteres wurde von der Regierung später beanstandet.

Das Oberamt Lahr sandte den Antrag von Wallburg samt Anlagen mit seiner befürwortenden Stellungnahme am 31.1.1767 an die Regierung. Es schrieb u.a. „die daselbige Kirche [sei] aber nicht nur sehr bau-fällig, sondern solchen kleinen Raumes, daß die dasige Gemeinde, in etl. 60 Familien bestehend, ohnmöglich darinnen genugsamen platz findet; mithin die Erweiterung der Kirche ohnumgänglich nöthig ist; das Chor und der thurn hingegen auf Costen des Klosters Ettenheimmünster, welches daselbst der Hauptdecimator ist, erbauet werden müssen.“³ Der Gemeinde Wallburg sei es unmöglich, „die nöthige Kirchen Erweiterung aus eigenen Mittlen zu bestreiten, und siehet sich folglich gezwungen, eine Christl. Beysteuern auswärts zu diesem Behuff zu sammeln.“

Das Oberamt Lahr schrieb von zwei nachgesuchten Kollekten (in den bischöfl. Landen und im Oberamt Lahr) und fragte bei der Regierung an, ob in Anbetracht der Umstände die nachgesuchte Kollekte „in gnaden erlaubet werden wolle“. Die Regierung äußerte sich zunächst günstig zu dem Antrag, verlangte aber, daß der Straßburger Kollektenbrief ihr noch eingesandt werde.

¹ GLAK 229/109554. Einige Schreiben vom Jahr 1767 sind beschädigt und nur fragmentarisch erhalten.

² Der Brief wurde unterschrieben mit „Unterthänigste Knechte, Vogt, Heimbürger und Gericht im Nahmen der Gemeind Waldburg“ (Michael Siffer, Vogt, Jacob Weiß, Heimbürger, und fünf Gerichtsleuten).

³ Schriftverlust bei den folgenden Zeilen des Originals.

Am 14.3.1767 sandte das Oberamt Lahr den bischöflichen Kollektenbrief an den Landesfürsten nach Wiesbaden. Die Regierung bestätigte den Empfang des Kollektenbriefes und nahm am 20.3.1767 wie folgt dazu Stellung: „Nachdem man aber ab dessen Inhalte wahrgenommen, daß von gedt. Weyhbischoff die Erlaubniß zu Erhebung einer Collecte auch auf die Herrschaft Lahr, als einen vermeintlichen Theil der bischöfll. Straßburgischen Dioeces erstreckt worden, dahingegen bekanntl. das ine Dioecesanum der Katholischen Bischöffe in den Landen der Evangel. Fürsten und Stände nach Ausweis der Friedensschlüsse und Reichsgesetze cessirt [abgetreten], und daher sothaner passus heute oder morgen dahin misdeutet werden könnte, als ob man jenseitiges ine Dioecesanum in Ansehung der Herrschaft Lahr durch Annehmung des Collectenbriefes“ (Fortsetzung unleserlich). Die Gemeinde Wallburg sei anzuweisen, „daß sie ein anderes Patent, worinn der anstößige Passus auszulassen, bey dem Bischöfll. Vicariat zu Straßburg auszuwirken bemühet seyn, mithin jenes dorthin zu dem Ende wieder zurückgeben möge“.⁴ Über den Erfolg solle das Oberamt wieder berichten.

Offensichtlich wollte man vermeiden, dass durch den Kollektenbrief der Eindruck entstehen könnte, die evangelische Herrschaft Lahr sei ein Teil der sträßburgischen bischöflichen Diözese. Wie die Sache letztlich ausging, lässt sich jedenfalls aus den Akten wegen fehlender weiterer Schreiben nicht feststellen.

In der Wallburger Heimbürger-Rechnung 1768/69 sind drei verschiedene Einnahmen für den Kirchenbau verzeichnet, darunter Einnahmen von 95 fl. aus einer Kollekte „lt. anliegendem oberamtlichem Dekret“.⁵

Der Gerichtsmann Jacob Weiß hatte das Geld im vergangenen Sommer 1768 eingesammelt (Beil. 9). Nach Abzug seiner Unkosten und der Diäten ergab es einen Betrag von 95 fl. Demnach hat er auch außerhalb von Wallburg gesammelt. Als weitere Einnahmen sind in der Rechnung angegeben: „von Herrn Weyhbischoffs Hochwürden zu Straßburg, dazu gesteuert, [...] 23 fl 8ß.

Sodann steuerte zu solchem Kirchenbau des Hern Pater Frantzen von Ettenheimmünster HochEhrwürden 1 fl – 2d.“

Insgesamt kamen somit lt. Rechnung an Einnahmen zum Kirchenbau 119 fl 8ß 2d zusammen.

Neubau der Kirche von Wallburg 1768/69

Im Baujahr 1768 fand ein vermehrter Briefverkehr statt, wie die noch vorhandenen Akten belegen. Man stritt mit dem Kloster um dessen

⁴ Schlecht lesbarer und beschädigter Briefentwurf. Alle Schreiben vom Jahr 1767 in Akte GLAK 229/109554.

⁵ Heimbürger-Rechnung v. 7.6.1768–18.5.1769, S.6 und Beil. Nr. 9 v. 15.12.1768 (ohne Angabe, wo gesammelt wurde). Die Beilage wurde vom Oberamt Lahr, Fürstl. Amtskanzlei, J.D. Ullmann und J.P. Siegfried, unterschrieben.

Beteiligung an den Kosten zum Bau von Chor und Turm der Kirche. Die Gemeinde Wallburg war der Auffassung, das Kloster müsse diese Bauteile errichten bzw. vollständig bezahlen, während das Kloster nur einen freiwilligen Beitrag in geringerer Höhe bezahlen wollte. Einzelne Angaben in den Briefen sind von Interesse, weshalb hier ganz oder auszugsweise aus ihnen berichtet wird.

⁶ GLAK 353/119
(Entwurf)

Am 26.3.1768 schrieb das Oberamt Lahr dem Abt von Ettenheimmünster u.a.: „nachdem nun Ewh. und das löbl. Gotteshaus den Zehenden an bemelten Ort Waldburg, welcher iährlich ziemlich beträchtlich ausfallet, zu beziehen habe, und mit diesem beneficio [Nutzen] kundbarlich onus [die Last] das Chor und Thurn der Kirche des Ortes zu erbauen und zu unterhalten verknüpft ist: als verhoffen wir zuverlässig, daß Ewh. weil ab Seiten der Gemeinde zur Erbau- und Erweiterung des Kirchenhauses bereits alle Veranstaltung gemacht [begonnen wurde], und das bauwesen des Chors und Thurns hiermit zugleich vor sich gehen muß, zu sothaner Obliegenheit und etwaig sonst hieraus erfolgen könnende Weiterungen, die wir zu vermeiden uns jederzeit angelegen seyn lassen, nicht veranlassen werden.“⁶

Um Rückantwort des Klosters wurde gebeten. Demnach hat das Oberamt Lahr das Kloster unter Druck gesetzt, seinen Verpflichtungen nachzukommen.



Kirche St. Arbogast von Wallburg.

Aufn. Wolfgang Hoffmann

Der Abt antwortete am 14.4.1768, indem er die Forderung der Wallburger zurückwies. Er schrieb dem Oberamt u.a., dass er nur eine „ungebundene Beysteuer“ zugesagt habe. „Niemals aber ware die Rede, noch der Antrag, minder die Zusage von Übernehmung eines zu erbauenden Chor und Thurns, als worinnen die Wallburgische angebung eben so ungleich, als ungegründet das deßfallsige ansinnen wäre; Allermaßsen der kundtbare zustand, in welchen die vormahlige zur Ettenheimischen Pfarrey Kirche gehörige Filial Cappelle (ist ungegründet und wahrheitswidrig) zu Wallburg ohne Chor und Thurn [!] jeweils und bishero sich befunden, von den mit dortigem Beneficio verknüpft vermeinten onere mich entbindet, und nit zulasset, daß durch die neuerliche erweiterung dieser Cappel oder Kirchleins dem Zehentherren eine niemahls abgetragene schuldigkeit aufgelastet werden könne“⁷.

In diesem Stil geht der Brief weiter. Die Wallburger sollen sich mit dem freiwilligen Beitrag des Klosters begnügen und von ihrem unbegründeten Gesuch mit besserer Beratung absehen.

Abt Augustinus Dornblueth und das Lahrer Oberamt schreiben etwas umständlich und stellenweise auch unordentlich im damals üblichen „Kanzleideutsch“.

Die Lahrer ärgerten sich vermutlich über manche Formulierungen des Abts wie z.B. er erhoffe sich von den Herren in Lahr ein nachbarliches Betragen und werde „fortan mit Vergnügen alles beytragen“, dass es „hierwegen kein anderer fürgang“ (Fortgang) nehme, „als welchen die gewöhnliche Ordnung vorschreibt“.

Die „Herren“ in Lahr ließen die Sache nicht „auf sich sitzen“ und schrieben postwendend am 18.4.1768 an ihren Fürsten einen längeren Brief, in dem ausführlich Stellung bezogen wurde:⁸

„Durchlauchtigster Fürst, gnädigster Fürst und Herr!

Die Gemeinde Wallburg hat bereits für einigen Jahren auff unser Vorwort [Vorschlag oder Forderung?], bey dem Weybischoff von Arrat zu Straßburg, da dieselben in dahiesige genden die Kirchen Visitation hielten, dahin gegen das Kloster Ettenheimmünster das Recht erhalten, daß derselben gewöhl. auf Sonn- und Feyertägen der gottesdienst nach denen gebräuchen der Katholischen Römischen Religion durch einen patrem gedh. Klosters gehalten werden solle, wie bishero auch geschehen, außer daß die Kinder annoch zur Heil. Tauffe mit großer Beschwerde der Innwohner, besonders Winterszeit nach Münchweyer, einem eine halbe Stundt von dem abgelegenen Dorff, hingetragen werden müssen, deßsen sie aber ebenfalls Hoffnung hat, abhilffliche Maas [nahmen?] bey obbemeltem Hrn. Weybischoff zu finden, wann dieselben wie alle 3. oder 6. Jahre zu geschehen pflieget, sich wieder zu gedh. Kirchenvisitation dißseits Rhein einfinden werden.

⁷ wie Anm. 6

⁸ GLAK 353/119 (Entwurf) und 229/109554 (Reinschrift).

Obwohlen nun immittelst von Seiten des Klosters Ettenheimmünsters, in Wallburg, zufolge obberührte Weybischöfl. decreti, der gottesdienst ordentl. in der alten Kirche gehalten worden; So ist jedoch wegen der biß zu 60. bürgerl. Familien angewachsenen Zahl derer Innwohner, solches, da sothane ihre Kirche nebst deren Chor eines allzu engen raums ist, auch altershalber gleichsam den Einfall drohet, mit vieler Beschwerde der Gemeinde, deren Glieder nicht alle in der Kirche platz gefunden, geschehen, so daß sich dieselbe genöthiget gesehen, seit verwichenem Jahr den Bedacht zu nehmen, die Kirche daselbst zu erweiteren, und neu aufzubauen, weilen die alte Kirche ihrer Baufälligigkeit und altershalber weder reparation noch Erweiterung mehr erlauben wollte.

Dieser neue Thurn, Chor und Kirchenbau ist nach vorgängigenem genauen Überschlag wirckl. so viel die Kirche selbst. betr. mit Mauer- und Zimmermeister, unter gewissen Bedingnißen a circa 7. bis 800 fl von oberamtswegen accordirt und ratificiret worden, und war man der Hoffnung, wie es anfängl. geschienen hat, daß das Kloster Ettenheimmünster nicht die geringste Schwierigkeit machen würde, da daßselbe als general decimator alle arten groß und klein Zehenden in gedh. Wallbg. beziehet, die Baukosten des Thurns und Chors der gedh. Kirche, so sich gegen die 5. bis 600 fl. belaußen mögten, ohne Widerspruch zu übernehmen; allein wieder vermuthen erhalten wir von demselben auf das desfalls von uns gethane Ansinnen, beyliegendes Antwortschreiben, worinnen man sich zwar zu einem freywillig reichlichen Beytrag, aber gantz und gar nicht dazu verbunden zu seyn, declariret, den thurn und das Chor auf Kosten des Klosters neu aufzubauen.

Es ist nun zwar nicht ohne, daß die Wallburger gemeinde bißhero, biß zu obiger Weybischöfl. Straßburgischen Abänderung, als ein Filialkirche, zu der Ettenheimer Pfarrey gehörig angesehen worden; allein das es uns unbekannt, ob und wie diese union geschehen, welches das Kloster Ettenheimmünster zu erweisen hätte, und vielleicht in älteren Zeiten die Gemeinde Wallburg, weil selbige vermuthlich in gantz wenigen Innwohnern bestanden, nur aus dieser ursach sich hat müßen gefallen lassen, nur in denen gewöhnlichen hohen Festzeiten durch den zeitlichen Pfarrer zu Ettenheim, in loco ihren gottesdienst und Beicht verrichten zu sehen, und die übrige Sonntäge nach Ettenheim eine starcke Stundt in die Kirche zu gehen (!) anjetzo aber bey der größeren Anzahl von Innwohnern, nach dem Ausspruch des Hrn. Weybischoffs einen eigenen Pfarrherren aus dem Kloster Ettenheimmünster erhalten, der auf alle Sonn- und Feyertäge sich in loco einfinden und den Gottesdienst verrichten muß; auch mehrgdh. Kloster den general Zehenden groß und klein beziehet; über dießes bey der alten Kirche thurn und Chor bereits gestanden, welche aber wegen Mangel der Unterhaltung, auf welche man nicht gesehen, baufällig worden sind, und man nicht erweisen mag, ob mehrgedh. Kloster diesen Thurn und Chor, oder die gemeinde in vorigen Zeiten auf ihre Kosten erbauet oder

*unterhalten habe; [!] So finden wir annoch Anstand, um aller dieser Gründe willen, mehrgdh. Gemeinde Wallburg so schlechterdings auch zur Bestreitung des thurns und Chors ihrer neu zu erbauenden Kirche anzuhalten; sondern haben vielmehr bey Euer Hochfürstl. Durchlaucht die unthänigste Anfrage thun sollen, weßsen wir uns in antwort gegen das Kloster Ettenheimmünster äußern sollen, und wie deßselben Weigerung dieses zu erbauenden thurns und Chors, auf eigene und besondere Kosten von Höchstdenenselben, nach erleuchterem Ermessen und beurtheilen angesehen, und wie wir hierunter zu Werck zu gehen uns gndgst. vorgeschrieben werden wolle, die wir in unterthänigster Abwarthung desfallßig baldbeliebiger gndgst. befehls, da der Bau quäst. schon dieses Frühjahr angefangen werden solle, in submihenster Devotion beharre Eurer Hochfürstlichen Durchlaucht
Lahr, den 18tn April 1768
Unterthänigst der Gehorsamste J.D. Ullmann“*

⁹ GLAK 353/119 (Entwurf).

Beim Vergleich des Schreibens von Abt Augustinus vom 14.4.1768 mit dem Bericht des Oberamts Lahr vom 18.4.1768 fallen hinsichtlich Chor und Turm die gegensätzlichen Angaben auf:

Der Abt schreibt, dass die Wallburger Kirche „*jeweils und bishero ohne Chor und Turm sich befunden*“ habe usw., während das Oberamt Lahr berichtet, dass „*bey der alten Kirche thurn und Chor bereits [früher] gestanden*“. Es sei aber nicht mehr bekannt, wer diese Baulichkeiten errichtet und unterhalten habe.

Mit Schreiben des Oberamts Lahr vom 28.6.1768 an den Abt wurde der Abt erneut darauf hingewiesen, dass „*der dasige Zehenden auch dermal so beträchtlich ist, daß ein eigener parochus [Pfarrer] hieraus gar wohl unterhalten und dergleichen geringfügige Kosten, die in einem seculo [Jahrhundert] und in weit längerer Zeit nicht mehr vorkommen, bestritten werden können, weniger nicht mir seithero in zuverlässige Erfahrung gekommen, daß von Einem löbl. Gotteshaus obgedachtes Chor und Thurn, wie allstunde Erprobet werden kan, beständig unterhalten, und vor nicht langen Jahren das Tach und Fenster repariren und ausbeßern lassen, sofort hiermit diese Incumbenz [Zuständigkeit] und Obliegenheit allschon vorhin [vorher] mehrmale anerkannt hat [!]“.*

Man bat den Abt nochmals freundnachbarlich, „*sich um so mehr ehebaldigst zu entschließen, als ein längerer Verzug in dem aufzurichtenden Kirchenbau großen Schaden und Nachteil mit sich bringet sondern auch andern unangenehmen Weiterungen ohnvermeidlich hieraus erfolgen müssen.*“⁹ (Drohung!)

Abt Augustinus schrieb am 8.7.1768 seine Antwort:

Da beide Beteiligte in ihren Meinungen nicht zusammen kämen, solle das Bischöfl. Straßburg. Konsistorium als alleiniges „*Judex competens*“ (zuständiges Gericht) mit seinen geistlichen Richtern die Streitfrage entscheiden. „*So glaube [ich], daß Beste zu seyn, daß vor der gemeinde Wallburg, wenn je dieselbe auf ihrer gesinnung bestehen wolte, der unterwaltende anstand bey dem Erwehnt Bischöfflichen Consistorio anhängig gemacht, von dem Gotteshauß die dagegen habende gründe vorgelegt, alles gantz kurtz verhandlet, und sohin daß rechtlich ermessende gesprochen werde.*“ Das Oberamt solle die Gemeinde Wallburg anweisen, „*die geistliche Judicatur [Urteil] abzuwarten und gantz entfernt seyn mit anderen außerordentlichen unangenehmen Weiterungen dem Gottes Hauß zu begeben*“.¹⁰

¹⁰ wie Anm. 6

¹¹ wie Anm. 6
(Entwurf schlecht lesbar).

¹² wie Anm. 6, Brief in franz. Sprache, datiert Zabern 16.7.1768. Der Adressat („Monsieur“) ist nicht angegeben (offensichtlich war es Oberamtmann Ullmann von Lahr). Weitere Briefe des Bischofs von Arath fehlen.

Kurz danach, am 16.7.1768, schrieb das Oberamt in einem langen Brief dem Prälaten zurück, in dem viel Bekanntes wiederholt wurde.¹¹ Das Oberamt erkenne das Offizialat zu Straßburg keineswegs in dieser Sache als „*Indicem competentem*“ (als den zuständigen Richter) an, sondern dies sei auf das Neue ein „*Eingriff in die dißseitig hoher Landes Herrschafft*“ und Verstoß gegen die Reichsgesetze. Außerdem wolle man die Untertanen nicht „*an fremden Gerichte mit schweren Kosten in die Wege leiten lassen*“. Nachdem alle Sachverhalte seitens des Oberamtes nochmals „durchgekau“ waren, drohte man schließlich noch damit, „*in fernerm Weigerungsfall, Seren. Regenten und Hochfürstl. Durchlaucht solches mit durchdringend vorliegenden Umständen unterthänigst einzuberichten in welchem Fall nichts als unangenehme Folgerungen zu besorgen wären, die wir aber gerne vermeidet sehen wünschten.*“

In den Akten befindet sich auch ein Brief des Straßburger Weihbischofs Tussanus (Duvernin) vom 16.7.1768, in dem er verspricht, die Gemeinde Wallburg zu unterstützen. Er bat gleichzeitig um Aufschub, da er zur Zeit noch mit anderen Angelegenheiten beschäftigt sei. Bezüglich des Taufsteins solle die Entscheidung bis zum Aufbau der Kirche vertagt werden.¹²

Am 9.8.1768 schrieb die fürstliche Amtskellerei des Lahrer Oberamts dem Wallburger Vogt, der Pater Kastner des Klosters Ettenheimmünster habe im Betreff des in Wallburg zu erbauenden Chors und Turms „*nochmals dahier das Ansinnen gethan, dem Vogt und Gericht zu gedh. Wallburg anzubefehlen, daß Sie sich biß künfftigen Mittwoch oder Donnerstag, als den 10ten oder 11ten hujus [dieses Monats], zu Ettenheimmünster einfinden möchten um gedh. vorzunehmenden Baues halber ein und anders inhalt. zu verabreden, und demnechst die schließl. declaration von Sei-*

ten des Löbl. Gotteshaußes an dasiges Oberamt desfalls von sich geben zu können. Als [also] hat der Vogt, Heimbürger und Gericht zu Wallburg auf ein- oder anderen obbestimmter Tage sich nach Ettenheimmünster zu begeben, und die dasiger Gemeinde dieses Baues halber zu thuende etwaige propositiones [Vorstellungen] und Vorschläge anzuhören und demnechst dahier bey Oberamt dessen den gehorsamsten Bericht zu weiterer Verfügung ohnverweilt zu erstatten. Vor der Hand und ohne Ratification gnädigster landesherrschaft aber nichts verbindliches zu schliesen und auf einige Weiße einzugehen.“

¹³ wie Anm. 6.

Aus dem Brief an das Oberamt Lahr ergibt sich, dass die Baumaßnahmen am 16.8.1768 mit dem Abbruch der alten Kirche begannen.

Am 17.8.1768 schrieb Abt Augustinus sowohl dem Lahrer Oberamt als auch unmittelbar an den Landesfürsten in Wiesbaden ausführlich.¹³ Dem Oberamt Lahr schrieb er auf umständliche Art und Weise u.a.: In Anbetracht der Androhung von Zwangsmitteln gegen das Gotteshaus bleibe ihm keine Wahl, „entweder die angreifung und ver Silberung [Verkauf] des Zeenten zu gewärtigen, oder aber den mir zu muthenden Chor und Thurn-Bau, wozu jedoch mein Gotteshauß nochweils sich nicht schuldig vermeint, vermüßter dingen fürzunehmen. So sehe [ich] mich in die nothwendigkeit verdrungen, die ankehren [Anstalten] zu sothenen Bau würcklich machen zu lassen, wie dann schon gesteren der anfang mit abbrechen erfolget, und daß behörige mit denen Handwerckheren accordieret ist“. (!) Das Kloster lege „andurch feierlichsten Protest“ für den gegenwärtigen und die künftigen derlei Fälle ein. „Wo übrigens in Betreff deren Holtz, stein- Kalch- und sandt fuhren, so die Wallburger auf Euer HochEdelgebohrn geneigten Zuspruch, jedoch nur gegen einen von dem Gotteshauß außzustellenden Revers de non präjudicando [Verpflichtung, nicht im Voraus zu entscheiden], prästieren [leisten] wollen, auch die operas manuum zu prästieren [Handdienste zu leisten] würcklich angefangen.“

Am Schluss des Briefes bat der Abt, das Amt möge die Gemeinde Wallburg antreiben, ihre Fuhr- und Handdienste fortzusetzen, damit der Bau beschleunigt werde „und desto gewisser dieses jahr annoch unter dach gebracht werden mag“.

In seinem Schreiben an den Landesfürsten betont Abt Augustinus nochmals, dass die Wallburger Filial-Kapelle „so weder Chor, weder Thurn jemahls gehabt“ von ihrer Matrice (Mutterkirche) repariert wurde. Im Übrigen wiederholt der Abt vieles aus seinem Brief an das Oberamt.

Außerdem schreibt er: „Gleichwie aber interris catholicorum vast durchaus bey allen Bistümern und sonderheitlich hiesigen Enden überall in derley fällen hergebrachten Rechten, und gleichförmiger Gewohnheit ist, daß zu sothanen gebäuen, sowohl den Chor und Thurn als auch das Langhauß betreffend, ohne unterschied oder Rücksicht, wer immer die Baukosten zu bestreiten habe, die

gesamte Pfarrkindere und Gemeinden in Beybringung deren Materialien auf den Bauplatz die operas manuum et curruum praestieren [Hand- und Fuhrdienste leisten] müssen; zumalen ja derlei gebäude bloß und hauptsächlich zu deren Gemeinden selbst eigenen heil, und Besten gewidmet sind, auch zu Beyführung des Holtzes, Kalch, Sandt, und der steinen: Inmassen alle übrigen Materialia das Gotteshauß [Kloster] auß lediglich gutthätig freyen willen et citra consequentiam [und ohne Folgerungen] mit seinen fuhren und Kösten zu bestreiten übernehmen will: auf jeden Zug zu Wallburg ungefähr nur 12 mahl einzukommen betreffen mag, und beyneben die besagte Materialien in der nahe zu gehaben sind.“

¹⁴ wie Anm. 6, Reinschrift in Akte GLAK 229/109554 (auch das Schreiben des Abts).

¹⁵ GLAK 353/119 (Original) und GLA 229/109554 (Entwurf).

Das Lahrer Oberamt legte am 20.8.1768 dem Landesfürsten unter Beilage der Akten Nr. 1-8 seine Stellungnahme zum Streit zur Entscheidung vor:¹⁴ Das Kloster verlange, „daß die Handfrohn und Beifuhren der Baumaterialien durch die Gemeinde Wallburg unentgeltlich, jedoch nicht gegen desfalls auszustellenden reversales [Verpflichtungsscheins] geleistet werden mögen. Das Oberamt aber sei dafür, dass zwar sothane ohnentgeltliche Beyfuhren von der Gemeinde Wallburg jedoch nur gegen die von dem Gotteshauß aufzustellende reversales de non praejudicando [Verpflichtung nicht im Voraus zu entscheiden] zu praestiren, seyen, damit mit der Zeit daraus kein recht gemacht werden möge.“

„Carl, Fürst zu Nassau, Graf zu Saarbrücken und Saarwerden, Herr zu Lahr, Wißbaden und Idstein etc.“ teilte am 30.8.1768 dem Oberamt Lahr seine Entscheidung mit:¹⁵

„Wohlgelehrte liebe Getreuen!

Wir haben Uns Euren Berichten vom 18. April und 20. Aug. a.e. in Betreff des von der Gemeinde Walburg vorhabenden neuen Kirchenbaues und der von dem Kloster Ettenheimmünster, als Decimateure zu gedachtem Walburg, hierzu zu leistenden Concurrenz [Mitarbeit] unterthänigsten Vortrag erstatten lassen, und ab letzterem gerne entnommen waß maßen der Praelat besagten Closters auf beschehene weitere Remonstrations sich endlich in so weit zum Ziel geleeget, und zu Übernehmung derer zu Erbauung des Chors und Thurms erforderlichen Kosten in Güthe bequemet, auch die Gemeinde Wallburg durch Euren Zuspruch sich zu ohnentgeltlicher Leistung derer bey diesem Bauwesen vorfallenden Hand- und Fuhr-Dienste bewegen lassen, und es nur auf die von letzterer an das Closter gesonnene, von diesem aber verweigerte Ausstellung eines deßfallsigen Reverses de non praejudicando ankomme. Nun mag es zwar an deme seyn, daß an manchen Orten die Verbindlichkeit derer Decimatorum zur Concurrenz [Mitarbeit] bey vorfallendem Kirchen-Bauwesen auch auf die Beyfuhr derer Bau Materialien sich erstrecket.

Da inzwischen jedoch an den mehresten Orten eine Contraire Observanz [Gegenregel] fürwaltet, und die ohnentgeltliche Verrichtung sothaner Beyfuhr

denen parochianis [Pfarrangehörigen] obliegt, solches auch an sich eben nicht unbillig ist, mithin der Ausschlag der Sache, wenn solche zur rechtlichen Discussion gelangen sollte, für die Gemeinde Wallburg mißlich seyn dürfte; So habt Ihr Euch zwar noch weiters zu bemühen, den Prälat zu Ettenheimmünster zu Abgebung des begehrten Reverses durch dienßsamen Zuspruch zu bewegen, dahern aber derselbe sich hierzu in Güthe zu verstehen nach wie vor Schwierigkeit machen sollte, es dabey bewenden zu lassen, und der Gemeinde an Hand zu geben, daß sie für dießes mahl, um mehrerßagtes Closter nicht auf die Spitze zu treiben, von Ausstellung des begehrten Reverses abstehen, und ihre dießfallsige vermeinte Zuständigkeit durch Einlegung einer Protestation verwahren möge.

Wir remittiren Euch übrigens anhero eingesendete Oberamts-Acta hierbey-schlußig, und verbleiben Euch in Gnaden wohlgewogen.

Wiesbaden, den 30. Aug. 1768

Ex. Resolutione Sermi [= Serenissimi]

H. Lange. Wehrlein“

¹⁶ Gemeindecarchiv Wallburg, Rechnung v. 4.5.1767-7.6.1768, (Heimbürger Johann Georg Griesßbaum), Rechnung S. 12, Beil. Nr. 33.

Damit fand die ganze Angelegenheit vorläufig ihren Abschluss. Aber schon im folgenden Jahr gab es Schwierigkeiten mit dem kleinen Dachreiter-Kirchturm, worüber hier noch zu berichten ist.

Aus heutiger Sicht erscheint es verwunderlich, dass wegen des Baus der kleinen Wallburger Filial-Kirche ein solch ausgedehnter Streit nötig war. In derselben Zeit entstand ein ähnlicher Streit zwischen dem Kloster Ettenheimmünster und der Stadt Ettenheim, als es um den Neubau der Ettenheimer Pfarrkirche ging. Aber dabei ging es um weit höhere Baukosten.

Auszüge aus den Wallburger Heimbürger-Rechnungen 1767/68 zu den Baukosten des Kirchenbaus

Viele einzelne Angaben zum Wallburger Kirchenbau lassen sich aus den Wallburger Heimbürger-Rechnungen von 1767 und 1768 entnehmen. Leider sind die Rechnungen der folgenden drei Jahre 1769/1771 nicht auffindbar.

In der Rechnung von 1767 wird der Maurer und Steinhauermeister Antoni Mohr von Ettenheimmünster genannt, der 9fl 7ß 6x für Unkosten erstattet erhielt.¹⁶ Ihm sei die hiesige (Wallburger) Kirche verakkordiert gewesen. Um von diesem „Accord wieder abzustehen“, wurde ihm der vorgenannte Betrag bezahlt. Mohr könnte den Bauplan geliefert haben. Für diese Vermutung fehlt aber jeder Nachweis. Mohr wird auch in einer Verzehr-Rechnung erwähnt, als er mit dem

Vogt und zwei Gerichtsmännern aus Wallburg am 11.4.1768 das Lahrer Oberamt besuchte.¹⁷ Warum Mohr vom Akkord zurückstand, ist nicht festzustellen. In der Rechnung sind Ausgaben über die Beschaffung von Kalk (36 Viertel = ca. 4.000 l), für das Ablöschen des Kalkes und das Herstellen von Sandkästen aufgeführt, alles Vorbereitungen zum Kirchenbau. Der Sonnenwirt Hans Jerg Glockner erwähnt in seiner Verzehrrechnung, dass am 17.4.1768 mit dem Steinhauer- und Maurermeister der „Kirchenakkord“ gemacht wurde.

Mit der Heimbürger-Rechnung und den Beilagen von 1768 sind offensichtlich die meisten Baukosten abgerechnet worden.¹⁸ Einige Verträge mit den Akkordanten sind als Beilagen der Rechnung beigefügt.

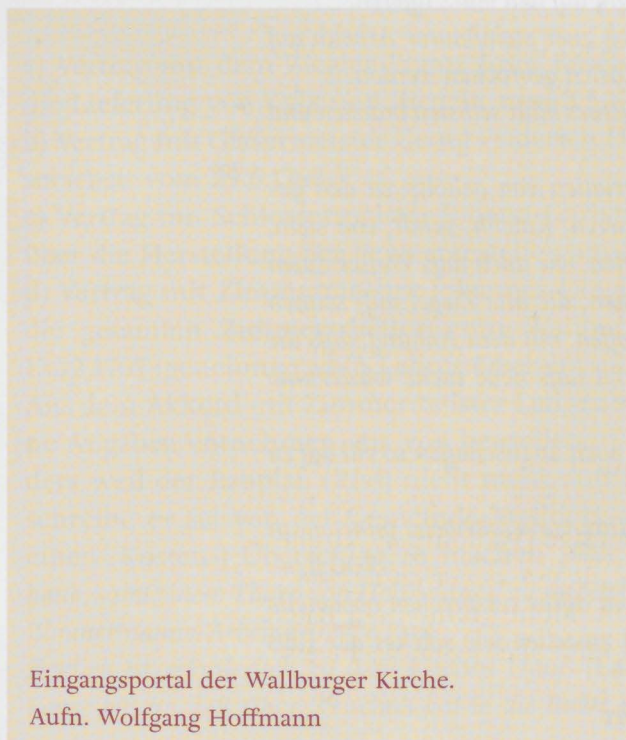
Der Akkord über den Bau der Kirche wurde am 17.4.1768 mit Michael Hueber (Huber) und seinem Sohn Friedrich Hueber, beide Steinhauer- und Maurermeister von der Stadt Lahr, abgeschlossen.¹⁹

Sie hatten „*Erstlich die Fundamente aufzugraben, undt aufzumauren wie auch die Sockhelmauren, nach vorgegebenen Riß [Riss] die lenge, breidte, undt dickhe, und Höhe, auch alle zuerfordterliche steinhauer Arbeith, welche sockhl zwey, und ein Zweetelsschuh, von gehauenen steinen, dauerhaftt versehen werden.*

¹⁷ wie Anm. 16, S. 9 und 9b, Beil. 13, Sie erhielten beim Adler-Wirt Johann Jacob Linck für Verpflegung 2 fl. 1ß 4d.

¹⁸ Gemeindearchiv Wallburg, Rechnung v. 7.6.1768-18.5.1769 (Heimbürger Jacob Weiß).

¹⁹ wie Anm. 18, Beil. 59, (teilweise schlecht lesbar). Der Text wurde möglichst originalgetreu mit der anscheinend regellosen Groß- und Kleinschreibung und Zeichensetzung



Eingangportal der Wallburger Kirche.
Aufn. Wolfgang Hoffmann



2. daß Portall betröffent solches nach vorgegebenen Riß [!] in daß Liecht zue stellen, 1 schueh höher

3. die lespie [spintierte Quader?] an den zwey forderen Eckhen, wie auch Hautgesimbs, nach vorgegebenem Riß, außer daß das haubt Gesimbs 1 ½ schueh hoch von gehauenen steinen soll gemacht werden.

4. Waß die fenster gesteller an belang, so sollen solche mit Einem lauffenden gewendtlein zwischen den Mauren mit einem glaßfaltz gemacht werden, sonst Innen, und außen mit gemeir [Mauer] Werckh sauber und tauerhafft gemacht werden.

5. Und waß die benöthigete blatten zwischen dem stiehlen (Stühlen), und Corbogen, sambt benöthigten treppelen nach dem Riß anhörzustellen und zu ver-setzen.

6. daß Gemeyer Werckh, waß zum genannten Kirchen Hauß, welches nach dem Riß mit sockhel und Haut gesimbs, die Höhe von 24 Schuh im Licht haben soll, und daß gemeirr 2 Schuh die breite solle 26 Schuh haben,

7. dass Maur Werckh Innen und außen würdtig zue verbutzen (am Rand: Länge und Breite nach dem Riß), außen mit Einem bäßen Wurff, und Inwändig glatt zu streichen, wie auch die deckhen mit gibs zue machen mit einem glathen gesimbs einzufaßen, wie auch die bohrbühn [Empore] mit gibs, mit glatter Arbeith zu verbutzen.

8. Und waß der gibs anbelangt daß sollen die Meister selbsten vor sich ankauffen, aber die Gemein solle denselben abholen und auf den blatz lifferen.

9. Sollen die stein so zuer Mauerstein, wie auch zuer steinhaurer Arbeith auf seithen denen obbemelten Meistern auf Ihre Kösten gebrochen werden.

10. sollen dieselbe die stein zue dem St. Arbugastues bildt selbsten brächen und Abbußieren [zurichten?]

11. Bleibt auff seithen der Gemein, alle Materialien von gehölts zu den geristen, dillen, benöthigte Böckh wie auch glameren, Kalckh, sandt, von stein, bachenstein, gibs, lathen, von Nägel anzuschaffen, wie auch daß Waßer zuem Kalckh abzulöschen. den Kirchblats abzuräumen, die alte Ziegel auff seithen zue thuen, und die neuen an die handt zu schaffen. mit dem Anhang, daß die Meister die alte Kirchen sollen abbrächen, und daß neue tache wiederumb Einzubinden. [!]

Nebst bleibt auff seithen der gemein, die farben noch anzuschaffen so vill darzu von Nöthen sein wirdt.

Also haben die vorbeschriebenen Meister vor Ihre vorbeschriebene puncten an die gemein zu forderen nemlich

700 fl. –

sage sibem hundert gulden Reichswährung. Über dißes versprechen obbemelte Meister solches Werckh dauerhafft thar [her] zustellen wie solches der Riß weißet thet

Ein solches wirdt hier mit Unterschrift attestiert

zung übernommen. Kleinere Lesefehler aufgrund der schlechten Schrift sind nicht auszuschließen.

T.M. Siffer Vogt
 J Heninger deß gerichts
 Andreas Marco deß gerichts“

Joh. Michael Huber
 Johan Fridrich Huber

²⁰ wie Anm. 18,
 Beil. 53-55. Bosch
 lieferte am 1.8.1768
 5.000 Stück Ziegel
 und 40 Hohlziegel.
 Am 7.7.1768 hatte
 er außerdem 1.000
 Stück Backsteine
 geliefert.

²¹ wie Anm. 18,
 Beil. 56.

²² wie Anm. 18,
 Beil. 57.

²³ wie Anm. 18,
 Beil. 58. Der Nürn-
 berger Schuh maß
 30,4 cm.

Der Akkord mit den beiden Maurermeistern Huber von Lahr wurde hier vollständig zitiert, weil er der wichtigste der vorhandenen Akkorde ist. Es weist nach, dass die Kirche „nach vorgegebenem Riss“ erbaut wurde, also dass der Bauplan nicht von ihnen stammte. Wegen der teilweisen Zuständigkeit des Klosters Ettenheimmünster und dessen Verpflichtungen gleich welcher Art käme sehr wohl ein Planfertiger aus dem Umfeld des Klosters in Frage. Inwieweit der Maurermeister Antoni Mohr dabei eine Rolle spielte, ist unklar. Mohr war am Umbau der St. Landelins Kirche in den Jahren 1764/65 beteiligt. Er stammte aus einer Vorarlberger Familie (Tod am 28.8.1771 in Ettenheimmünster). Bildhauerarbeiten im eigentlichen Sinn wurden von den beiden Maurermeistern Huber nicht durchgeführt. Nach Nr. 10 des Akkords bereiteten sie den Stein zur St. Arbogast-Figur am Außengiebel für einen Bildhauer nur vor. Falls mit Nr. 3 „spintierte“ Steinecken gemeint sind, so wurden diese Fugenschnitte nicht ausgeführt.

Weitere Bauakkorde

- a) Vertrag mit dem Ziegler Frantz Josef Bosch von Ringsheim über die Lieferung von Kalk und Ziegeln vom 3.5.1768.²⁰
- b) Vertrag mit Glasermeister Georg Friderich Huck von Lahr für Glaserarbeit vom 29.6.1768.²¹
- c) Vertrag mit Schlossermeister Johann Christian Morstatt von Lahr über die Herstellung der Fenstergestelle vom 13.6.1768.²²
- d) Vertrag mit Zimmermeister Johannes Langenbach von Lahr über die gesamten Zimmerarbeiten zum Wallburger Kirchenbau vom 13.12.1767 (genehmigt vom Lahrer Oberamt am 7.3.1768).²³

Aus dem Akkord mit Zimmermeister Langenbach lassen sich einzelne Angaben entnehmen, die von besonderem Interesse sind, besonders weil der Bauplan (Riss) nicht mehr auffindbar ist. Langenbach schreibt, er sei von der Gemeinde Wallburg dazu berufen worden, einen (Kosten-) Überschlag zu machen „über eine neue Kirche, Chorthaub, samt einem Thurn von Holtz darauf zu setzen [!] und zu verfertigen, was Zimmermanns-Arbeit betreffen thut.

Erstlich ist erforderlich zu dem Kirchen Hauß [Langhaus], welches in der Lenge biß an daß Chor 39 schuh hat in die Breite aber 26 Schuh und sollte

sodann inwendig mit einem flachen gewölbe von Holtzwerck gemacht werden samt einer Bor Kirche [Empore] oder Ledner [?], den Dachstuhl betreffend so solle solcher mit einem verschwelten liegenden Bund gut und dichtig verwahret und gemacht werden.“ Anschließend gibt er die dazu benötigte Holzmenge an.

²⁴ Beil. Nr. 39 v.
15.6.1768.

„Zweytens daß Chor betreffend samt ein Thurn, welcher sodan solle auf gebälck aufgesetzt werden [!], so ist Erstens daß Chor in der Lenge 24 Schuh und in der Breite gleich dem Langenhaus, einverbunden, der Thurn aber wo oben aufgesetzt werden soll ist ins quadrat alleweg 8 Schuh in der Höhe, aber von dem Kirchendach hinweg, dreyzehn schuh biß unter die Kubel [Kuppel], die Kubel ist in der Höhe samt der spitzung 8thalben schuh, der glocken stuhl in dem thurn betreffend so solle selber gleich dem Rieß [Plan] förmlich gemacht werden, erfordert also Holtz zu dem Chor, glockenstuhl und thurn 30 stück Mittelgatige Eichen und 10 stück starcke dannen ist also meine anforderung, davon zu machen nach Laut dem Rieß vor Kosten und Lohn einhundert und viertzig et fünf gulden.

Johannes Langenbach Zimmermeister in Lahr d. 13ten December 1767“

Lt. Akkord wurde auf dem Chor ein Dachreitertürmchen aufgesetzt, das zu klein war und beim Läuten der zwei Glocken Schwierigkeiten bereitete, worüber noch berichtet wird.

Mit Zimmermeister Jakob Förenbacher wurde ein Akkord für das Belegen des oberen Bodens abgeschlossen, wofür er 6R 5ß bezahlt erhielt (Beil. 49).

Zur Kirchenglocke

Christian Föhrenbacher erwarb die alten Teile vom Uhrenhäusel für 3ß (RE. 1768, S. 7), und dem Uhrenmacher Joseph Hecht von Lahr wurden 3R (Rheintaler) „wegen der Kirchenglocke abzubrechen, und auff ein Haus zu stellen und wieder gericht“ bezahlt.²⁴

In der Rechnung von 1768 erscheinen noch Ausgaben für den Kauf „von Bleyweyß und Kühnruß zur Uhrentafel“ für 3ß (S. 19b) und „vor die Reparation an der Kirchenglocke“ durch Zimmermann Jacob Förenbacher für 2ß (S. 20).

Der Vertrag mit Joseph Hecht ist in der Rechnung von 1768 nicht aufgeführt.

Ausgaben für „Zählungen“ und Diäten

Wichtige Angaben sind in den Belegen über die Zahlung von Verpflegung (Zählung) und Diäten enthalten, worüber auszugsweise

berichtet wird. Einige Baudaten werden dabei mehr oder weniger genau erwähnt. Die Zimmerleute Jacob Förenbacher und Johannes Wullig erhielten am 19.6.1768 für verschiedene Arbeiten, darunter Abbrechen der Kirche, 2R 4ß ausbezahlt (Beil. 42).

Am 20.7.1768 stellte der Lahrer Adler-Wirt Johann Jacob Linck eine Rechnung aus, wonach er dem Wallburger Heimbürger Weiß unterschiedliches Fleisch anlässlich des Aufschlagens der Kirche für 3fl 3ß lieferte (Beil. 16). Weiß besuchte am 11.8. und 18.8.1768 das Oberamt in Lahr „wegen reversierung [Verpflichtung] der Steinfuhren zu dem Chor“ bzw. „wegen dem Chor“. Dabei erhielt er wieder Verpflegung vom Sonnenwirt Linck (Beil. 20 + 21). Ein anderes Mal waren der Wallburger Vogt und der Heimbürger beim Lahrer Oberamt „in angelegenheit glocken und der Tauff“ (Taufstein?), wobei der Sonnenwirt ihnen am 4.2.1769 für Zählung 34 Kreuzer in Rechnung stellte (Beil. 22).

Auf den Diätenzetteln von Vogt Michael Siffer und Gerichtsschreiber Andreas Marco sowie von Heimbürger Jacob Weiß werden jeweils 5ß für den 18.11.1768 geltend gemacht mit der Angabe „wie die stein verlegt worden“ oder so ähnlich. Vermutlich wurde an diesem Tag der Grundstein zur Kirche verlegt. Der Termin erscheint etwas spät zu liegen.²⁵

Verlegung des Gottesdienstes in ein Privathaus

Nach dem Abbruch der alten Kirche und bis zur Fertigstellung der neuen musste ein Privathaus als Interimskirche hergerichtet werden, wofür verschiedene kleinere Ausgaben anfielen. Um welches Haus es sich handelte, ist nicht angegeben. Außerdem war die Genehmigung des Straßburger Weihbischofs und Generalvikars Tussanus für die Nutzung des Privathauses als Kirche erforderlich. Wegen der Erlaubnis für diese Verlegung reisten die Wallburger Gemeindevorteiler mehrmals nach Straßburg wie die Diätenzettel belegen. Andreas Marco fuhr dreimal zum Weihbischof nach Straßburg „wegen Haltung der hl. Meß in einem Privathaus“ (am 9.6.1768, 14.6.1768 und am 26.6.1768).²⁶ Vogt Michael Siffer war am 1.7.1768 in derselben Sache dort²⁷ und Heimbürger Jacob Weiß am 26.7.1768 ebenfalls.²⁸ Offensichtlich gab es Schwierigkeiten, die erbetene Erlaubnis zu erhalten.

²⁵ Beilage Nr. 23 Michael Siffer „wie die Steine verlegt worden“, Beil. Nr. 25 Andreas Marco „bei der stein verleg“ und Beil. Nr. 28 Jacob Weiß „wie die Stein verlegt worden“.

²⁶ Beil. Nr. 25, Es wurden zweimal 2 fl und zuletzt 2 fl 5ß gezahlt bzw. erstattet.

²⁷ Beil.-Nr. 23 „bei dem Weihbischoff in strassburg mich zu befragen“.

²⁸ Beil. Nr. 28, Jacob Weiß gibt 2 ½ Tag an und stellt 2f 5ß in Rechnung.

Die nationalsozialistische Machtergreifung auf dem Dorf ✓

Ein kleiner Versuch, Geschichte zu „erklären“

Von Thorsten Mietzner

Der folgende Aufsatz beschäftigt sich mit der Frage, welche Faktoren eigentlich bei der „Erklärung“ eines historischen Phänomens beachtet werden müssen.¹ Genauer gesagt geht es um die Frage, wie der Aufstieg des Nationalsozialismus in den heutigen Stadtteilen von Lahr – damals noch selbständigen Dörfern – „erklärt“ oder beschrieben werden kann. Was war eigentlich ausschlaggebend? Die politische oder soziale „Großwetterlage“? Oder das politische Personal vor Ort? Strukturen oder Menschen?

Bis in die 1990er Jahre war in Deutschland die Erforschung des Aufstiegs des Nationalsozialismus stark konzentriert auf die Stadt und die städtische Bevölkerung. Im Mittelpunkt standen ideologische, ökonomische und politische Fragen, die die Stadt als Sozialraum zur Voraussetzung hatten und sich um die Themenfelder Arbeiterbewegung, Industrie oder Staat und Parteien gruppierten. Aber: Im Jahre 1925 lebte noch ein gutes Drittel der deutschen Bevölkerung in Gemeinden mit weniger als 2.000 Einwohnern. Zieht man die Siedlungsgemeinden rund um die großen Industriestädte ab, kann man von einem knappen Drittel ausgehen.

¹ Der Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, den der Autor am 5. Juni 2016 auf dem 3. Yacher Tag der Regionalgeschichte hielt. Die hier angeführten statistischen Daten gehen auf die einschlägigen Veröffentlichungen des Statistischen Landesamtes Baden von 1925 bis 1933 zurück. Sie werden nicht einzeln nachgewiesen.



Zug der NSDAP durch die Schillerstraße in Lahr vor 1933.

Aufn. StadtA Lahr BildA III A

Erst die empirische Wahlforschung der 1980er Jahre brachte dann deutlich zu Bewusstsein, dass der Nationalsozialismus vor 1933 seinen stärksten Rückhalt in ländlichen und agrarischen Gebieten hatte, bevor dann in den 1990er Jahren die Ursachen hierfür genauer erforscht wurden.² Auf einige dieser Ursachen und Phänomene soll im Folgenden etwas genauer eingegangen werden.

² Vgl. Jürgen FALTER, *Hitlers Wähler*, München 1991; Wegweisend: Wolfram PYTA, *Dorfgemeinschaft und Parteipolitik 1918–1933. Die Verschränkung von Milieu und Parteien in den protestantischen Landgebieten Deutschlands in der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1996

Nicht unerwähnt bleiben soll aber ein methodisches Problem. Es geht um die Frage, wie nahe man einem Dorf in der Darstellung kommen darf, bevor sozusagen die wissenschaftliche Grundlage verloren geht, weil nur noch das Einzelne und Besondere behandelt wird. Denn auch wissenschaftliche Dorfgeschichte muss immer vergleichende Geschichte sein, kann aber andererseits nie darin aufgehen. Wenn man im Dorf immer nur das findet, was es sowieso in allen Dörfern gibt – also etwa die Aussage: evangelische Landbevölkerung wählt verstärkt Nationalsozialismus –, kann man sich die konkrete Ortsgeschichte sparen. Findet man andererseits immer nur das, was Besonders und Einzelne ist – also der so und so heißende spezielle Ortsbürgermeister und seine politische Einstellung, die so und so besondere Kirche, den so und so eigenartigen Ortscharakter –, dann kann man zwar ein buntes Bild der Ortsgeschichte malen, aber dieses Bild kann dann nicht mehr das erfüllen, was eine der vornehmsten Aufgaben von Geschichtsschreibung ist: Antwort auf Fragen von heute zu geben. Denn die Fakten, die man gefunden hat, haben ja wegen ihrer Spezialität keinen Bezug mehr zu etwas anderem als nur zu sich selbst.

Konfession und Nationalsozialismus

Im Mittelpunkt nun der folgenden Untersuchung stehen acht Dörfer vor und zur Zeit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus. Die behandelten Dörfer sind heute alle Teile der Stadt Lahr. Es handelt sich um Mietersheim, Kippenheimweiler, Langenwinkel, Hugsweier, Kuhbach, Reichenbach und Sulz – allesamt 1972 eingemeindet – sowie um Dinglingen, welches 1933 eingemeindet wurde. Diese Stichprobe ist deshalb durchaus bemerkenswert, weil diese Dörfer bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts drei verschiedenen Herrschaften zugeordnet waren. Kuhbach und Reichenbach gehörten zur Herrschaft Hohengeroldseck, Sulz und Kippenheimweiler zur Markgrafschaft Baden und Hugsweier, Mietersheim, Dinglingen und Langenwinkel zusammen mit der Stadt Lahr zur Herrschaft Nas-

sau-Usingen mit der Landeshauptstadt Wiesbaden. Das hatte Konsequenzen, und zwar besonders konfessionelle. Auch geographisch verläuft eine wichtige Trennlinie durch unsere Untersuchungsgruppe, nämlich die Grenze zwischen Schwarzwald und Rheinebene mit den sehr unterschiedlichen Erbrechten.

Statistisch stellt sich der konfessionelle Aspekt wie folgt da:

Evangelischer Bevölkerungsanteil 1925

	Einwohner 1925	Anteil Protestanten	
Mietersheim	682	95,5	Ehemals nassauisch
Hugsweier	921	96,1	
Dinglingen	2534	80,8	
Langenwinkel	264	96,6	
Kippenheimweiler	598	79,6	Ehemals badisch
Sulz	1693	14,8	
Kuhbach	941	2,9	Ehemals hohenge- roldseckisch
Reichenbach	1652	6,9	

Die ehemals Angehörigen der nassauischen Herrschaft waren überwiegend evangelisch. In Mietersheim, Langenwinkel, Dinglingen und Hugsweier betrug auch 1925 noch der Anteil der Protestanten an der Bevölkerung weit über 80 %. Die Gebiete der ehemaligen Herrschaft Hohengeroldseck waren katholisch, Kuhbach und Reichenbach waren bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert Zentren des katholischen Kulturkampfes gewesen. Die ehemals markgräfllich-badischen Territorien waren häufig gemischt-konfessionell mit dem Übergewicht einer Seite. In Sulz waren dies die Katholiken, in Kippenheimweiler die Protestanten.

Diese Strukturdaten spiegelten sich deutlich in den Wahlergebnissen und in der Zustimmung zum Nationalsozialismus wieder:

Stimmanteile bei den Reichstagswahlen Juli 1932

	Lib. Part.	SPD	KPD	Zentr.	DNVP	NSDAP
Mietersheim	0,5	25,6	8,0	0,5	0,3	61,0
Hugsweier	4,9	9,7	2,4	2,2	5,3	75,5
Dinglingen	7,7	8,6	13,1	10,7	3,9	54,5
Langenwinkel	2,6	15,0	1,3	0,7	3,3	77,8
Kippenheimweiler	2,3	0,7	1,3	10,9	0,3	84,5
Sulz	1,9	6,9	7,9	64,2	0,2	19,0
Kuhbach	0,9	14,2	8,5	63,1	1,1	12,8
Reichenbach	0,4	7,1	0,1	72,2	0,1	19,3

Schaut man sich den Anteil der Stimmen für die NSDAP in der Juli-Wahl 1932 in den Dörfern an, so fallen deutlich zwei Gruppen auf. Auf der einen Seite die überwiegend protestantischen Dörfer, mit NSDAP-Stimmanteilen von bis zu beinahe 85 %. Auf der anderen Seite die katholischen Dörfer, wo die Nationalsozialisten auf nicht einmal 20 Prozent kamen.

Die Erklärung für dieses Phänomen ist inzwischen ein Klassiker. Verantwortlich gemacht wird im Wesentlichen die sehr unterschiedliche Widerstandskraft der sogenannten sozialmoralischen Milieus gegenüber dem Nationalsozialismus.³

Unter einem Milieu verstehen Soziologen und Historiker kulturell geprägte Lebensformen, die ideologische Momente ebenso einschließen wie etwa Vereinsleben oder politische Ausdrucksformen. In Deutschland wurden dergestalt vier deutlich unterschiedene Milieus identifiziert: das konservativ-protestantische Milieu, das liberal-protestantische Milieu, das katholische Milieu und das proletarische Milieu. In jedem dieser Milieus herrschten gesonderte Mentalitäten, politische Präferenzen und kollektive Verbindlichkeiten. Die Vereine waren danach ausgerichtet – so gab es zum Beispiel katholische oder evangelische Gesangsvereine, bürgerliche oder proletarische Sportvereine – und auch die Parteien waren diesen Milieus zugeordnet. Fließend waren dabei die Grenzen zwischen dem konservativen und

³ Vgl. Karl ROHE, *Wahlen und Wählertraditionen in Deutschland. Kulturelle Grundlagen deutscher Parteien und Parteisysteme im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1992

dem liberalen Milieu. Die Milieus bildeten keine sozioökonomischen Klassenstrukturen ab, hingen aber eng damit zusammen. Sie konnten sie überspielen, was sich zum Beispiel am unterschiedlichen politischen Verhalten katholischer oder evangelischer Arbeiter zeigte. Katholische Arbeiter etwa wählten nicht entsprechend ihrer Klassenherkunft, sondern sehr häufig ihrem katholischen Milieu entsprechend die Zentrumspartei. In Reichenbach und Kuhbach etwa betrug der Anteil der Fabrikarbeiter an den Beschäftigten zwischen 40 und 50 Prozent – so viel, wie in keinem anderen der hier behandelten Dörfer. Trotzdem errang die SPD hier 1928 nur 12 bis 15 Prozent der Stimmen.

Diese Wahlergebnisse von 1928 können uns hier ersatzweise und auf die Schnelle helfen, die Milieus zu identifizieren:

Stimmanteile bei der Reichstagswahl 1928

	Lib. Part.	SPD	KPD	Zentrum	DNVP
Mietersheim	10,6	54,0	6,3	0,0	17,5
Hugsweier	21,6	17,6	15,4	1,8	29,1
Dinglingen	21,4	15,3	11,6	12,2	23,7
Langenwinkel	18,2	21,2	1,5	0,0	28,8
Kippenheimweiler	42,9	2,5	0,8	23,5	26,1
Sulz	3,0	13,6	2,6	73,6	1,3
Kuhbach	0,9	15,2	2,1	72,5	1,5
Reichenbach	3,0	12,8	1,0	73,5	1,4

Deutlich sichtbar ist hier die starke Dominanz der katholischen Zentrumspartei in den drei mehrheitlich katholischen Dörfern. In den protestantischen Dörfern dagegen dominiert – mit der Ausnahme Mietersheims – keine Partei völlig, doch haben die liberalen Parteien sowie die SPD die stärksten Positionen (dominierende Parteien sind grau unterlegt). In allen evangelischen Dörfern existiert ein ausgeprägtes liberales Lager, das ohne die rechtsextreme DNVP zwischen 20 und 40 Prozent, mit Einschluss der DNVP zwischen rund 30 und 70 Prozent der Wählerstimmen umfasst. Unbedeutend waren in allen Dörfern die Klientelparteien „Wirtschaftspartei“ oder die Bauernpartei.

Bis 1932 nun löst sich der liberale Wähleranteil völlig. Stimmen, die noch 1919 zum großen Teil der DDP zugeflossen waren und auch

1928 noch eine bedeutende Rolle spielten, sowie die Stimmanteile für die DVP und die DNVP waren fast auf Null geschrumpft. Die protestantischen, ehemals liberalen Wähler liefen in großen Teilen und in Scharen der NSDAP zu. In den katholischen Dörfern dagegen blieb die Dominanz des Zentrums – und nebenbei gesagt: auch des katholischen Pastors – erhalten. Aber auch die Sozialdemokraten verloren bis zur Hälfte ihrer Stimmen, während die KPD deutlich zulegen konnte.

Für diesen Wechsel der (rechts)liberalen Wähler hin zum Nationalsozialismus sind mehrere Ursachen identifiziert worden.⁴ Bedeutend war die sehr labile und im Grunde ablehnende Haltung weiter Teile der protestantischen Landbevölkerung und auch des protestantischen Bürgertums gegenüber der neuen Republik. Die enge Bindung an das protestantische Kaiserhaus, der Verlust des obersten Kirchenherrn, eine ausgeprägte autoritätshörige, antidemokratische und antipluralistische Mentalität hatten dazu geführt, dass selbst formal republikanische Parteien wie die liberale Deutsche Volkspartei im Kern ein sehr skeptisches Verhältnis zu den neuen politischen Verhältnissen entwickelt hatten. Mit der zunehmend krisenhaften Entwicklung der Weimarer Republik liefen den liberalen Parteien dann die evangelischen Wähler in Scharen davon. Häufig über Zwischenstationen wie die deutsche Wirtschaftspartei oder die Wahlenthaltung landeten sie ab 1930 in großer Zahl bei der NSDAP.

In der katholischen Bevölkerung war die Anhängerschaft der Weimarer Republik nicht unbedingt größer. Größer war aber die Anhänglichkeit an die Zentrumspartei, die in Zeiten des Kulturkampfes des 19. Jahrhunderts eine ausgesprochen hohe Bindung an ihre Wählerschaft hergestellt hatte und auch in den 1920er Jahren nicht verlor.

Die Arbeiterbauern

Ein anderes Motiv wird in der starken Agrarkrise gesehen, die ab 1928 zu einem vehementen Preisverfall landwirtschaftlicher Produkte und einer zunehmenden Überschuldung der bäuerlichen Bevölkerung führte. Sehr gut nachgewiesen ist dieser Zusammenhang besonders für Schleswig-Holstein, in den Lahrer Dörfern aber schlug er kaum zu Buche.⁵ Hier nämlich gab es kaum landwirtschaftliche Bevölkerung, die durch marktgängige Produkte ihren Lebensunterhalt bestritt.

⁴ Vgl. Heinrich August WINKLER, „Extremismus der Mitte? Sozialgeschichtliche Aspekte der nationalsozialistischen Machtergreifung.“ In: VfZ 2/1972, S. 175-191; Eric KURLANDER, *The price of exclusion. Ethnicity, national identity, and the decline of german liberalism, 1898-1933.* Oxford 2006

⁵ Gerhard STOLTENBERG, *Politische Strömungen im schleswig-holsteinischen Landvolk 1918-1933. Ein Beitrag zur politischen Meinungsbildung in der Weimarer Republik,* Düsseldorf 1962

Ein Blick in die Berufsstruktur 1925 zeigt den besonderen Charakter vieler südwestdeutscher Dörfer:

Anteil der Fabrikarbeiter an der Erwerbsbevölkerung 1925

	Anteil in %
Lahr	18,5
Mietersheim	33,2
Hugsweier	31,1
Dinglingen	22,4
Langenwinkel	14,1
Kippenheimweiler	8,2
Kuhbach	43,1
Reichenbach	48,1
Sulz	39,4

⁶ Vgl. Clemens ZIMMERMANN, Arbeiterbauern. Die Gleichzeitigkeit von Feld und Fabrik (1890-1960). In: Sozialwissenschaftliche Informationen 27/1998, S. 176-182

Der Anteil der Fabrikarbeiter in den Dörfern betrug zwischen acht und fast 50 Prozent. Tatsächlich war er noch weitaus höher. Denn die Kategorisierung als Fabrikarbeiter in den Statistiken ist eine Selbstbezeichnung. Ob also ein Befragter sich als Fabrikarbeiter bezeichnete oder als Landwirt, hing davon ab, wo er selbst seinen Arbeitsschwerpunkt sah. In allen Dörfern betrug der Anteil der landwirtschaftlichen Betriebe mit weniger als 2 Hektar zwischen 46 und fast 90 Prozent, über zehn Hektar verfügten nur wenige Bauern in Reichenbach. Alle diese „Landwirte“ waren auf Zusatzarbeit in der Industrie angewiesen. Dieser spezielle Arbeitertypus wird in der sozialgeschichtlichen Literatur „Arbeiterbauer“ genannt.⁶ Er steht sozial zwischen dem landwirtschaftlichen Bereich, mit dem ihn aber noch zahlreiche Tätigkeiten verbinden und der modernen Arbeiterklasse.

Dieser Zwischenstellung entspricht, dass es sich um einen ausgesprochen komplizierten und widersprüchlichen Sozialtyp handelt. Denn „Arbeiterbauer“ ist bei weitem nicht gleich „Arbeiterbauer“. Ja nach seiner sozialen Lage und der Größe seiner bebauten Fläche kann er mehr Bauer sein – der sozusagen nebenberuflich in der Fabrik etwas dazu verdient – oder schon ein Fabrikarbeiter, der nach Feierabend nur noch einen größeren Garten mit Kartoffeln bestellt. Genau dies drückt sich eben in der Statistik aus. Und politisch neigt er daher keineswegs automatisch zu den Arbeiterparteien, kann dies aber.

Als Beispiel kann hier das Dorf Mietersheim gelten.⁷ Mietersheim war relativ klein. 682 Einwohner im Jahre 1925, fast rein evangelisch. Wie bei fast allen hier behandelten Dörfern war der Anteil der Fabrikarbeiter im Dorf hoch: Rund ein Drittel der erwerbstätigen Bevölkerung wurde 1925 als Fabrikarbeiter gezählt, doch wie erwähnt war die tatsächliche Zahl der Menschen, die in die nahen Fabriken von Lahr zum Arbeiten gingen, noch deutlich höher: Da 70 Prozent der landwirtschaftlichen Betriebe unter 2 ha Betriebsfläche hatten und kein einziger über 6 Hektar, ist auch der größte Teil der übrigen Landwirte oder zumindest deren Familienangehörigen in eine der Kartonage-, Tabaks- oder Lederfabriken Lahrs gegangen. Das Besondere an Mietersheim nun ist, dass hier ab der Jahrhundertwende eine deutliche sozialdemokratische Strömung im Dorf entstand. 1910 setzten die Mietersheimer Sozialdemokraten sogar einen Bürgermeister im Dorf durch. Zugleich aber war das Dorf zutiefst gespalten. Denn neben der sozialdemokratischen Hälfte existierte auch eine konservative und bürgerlich orientierte zweite Hälfte. Diese Spaltung zeigte sich besonders kulturell: Neben dem Arbeiter Turn- und Sportverein existierte ein Turn- und Schützenverein sowie ein sog. Kriegerverein. Die beiden letzten Vereine stellten später das NS-Personal für das Dorf.

⁷ Vgl. Thorsten MIETZNER, *Vom Leben auf kleinem Fuß. Zur Geschichte von Mietersheim in Baden, Heidelberg/Upstadt-Weiher/Basel* 2012, S. 295 ff.

Die Existenz einer starken Arbeiterbewegung sorgte in Mietersheim dafür, dass im Juli 1932 der Anteil der NSDAP „nur“ bei 61 Prozent lag. Und doch zeigt sich auch hier, wie stark dem Nationalsozialismus vor 1933 sein Durchbruch zunächst im ländlichen Milieu gelang. Es ist dabei von besonderem Interesse, dass auch die SPD in Mietersheim zwischen 1928 und 1932 genau die Hälfte seiner Stimmanteile verlor. Das heißt, auch das scheinbar einheitliche sozialdemokratische Milieu der Arbeiterbauern war in sich noch einmal gespalten. Etwa jeder zweite von ihnen wählte 1932 die Nationalsozialisten.

Genau dieser Hintergrund zeigte sich ab 1930 auch in den anderen Landgemeinden um Lahr. Aber die allgemeine Tendenz, dass evangelisch geprägte Dörfer eine überdurchschnittliche Neigung zum Nationalsozialismus zeigen, ist recht leicht nachweisbar. Kompliziert aber wird es, wenn man zeigen will, warum die Stimmanteile zwar fast durchweg überdurchschnittlich sind, aber dennoch um dreißig Prozentpunkte auseinanderliegen können. Die allgemeine soziale und konfessionelle Struktur erklärt offenbar nur einen Teil.

Ortsgeschichte aber ist mehr. Sie will ja nicht nur zeigen, was zum Beispiel Kippenheimweiler mit Dinglingen gemeinsam hat, sondern immer auch das Spezifische eines Ortes. Dieses Spezifische ist das, was Kippenheimweiler zum Beispiel von Dinglingen unterscheidet und dazu führt, dass es in Kippenheimweiler knapp 85 Prozent der Wählerinnen und Wähler waren, die 1932 für die NSDAP stimmten und in Dinglingen nur knapp 55 Prozent. Gerade der Vergleich der Dörfer zeigt, dass es bei aller strukturellen Ähnlichkeit bedeutsame Unterschiede gab. Bedeutsam nicht vielleicht für eine regionale Geschichte der nationalsozialistischen Machtübernahme, bedeutsam aber für jede einzelne Ortsgeschichte.

Einige Strukturdaten können den Unterschied zwischen Kippenheimweiler und Dinglingen hier kurz anzudeuten.

	Anteil Pro- testant.	Anteil Fabrik- arbeiter 1925	Anteil Betrie- be < 2 ha	Anteil NSDAP Juli 1932	SPD 1932	KPD 1932
Dinglingen	80,8	22,4	88,9	54,5	8,6	13,1
Kippenheim- weiler	79,6	8,2	46,0	84,5	0,7	1,3

Sowohl der geringere Anteil der Betriebsflächen unter 2 Hektar (dafür gab es mehr Betriebe zwischen 2 und 5 Hektar Betriebsgröße) als auch der Anteil der statistisch als Fabrikarbeiter erfassten Bevölkerung als auch der geringe Stimmanteil der SPD 1928 weisen darauf hin, dass wir es in Kippenheimweiler stark mit jenen „Arbeiterbauern“ zu tun haben, die sich vornehmlich ihrem Herkunftsmilieu, nämlich der Kleinbauernschaft zurechnen. Für dieses Gruppe war nicht die Radikalisierung nach Links der Ausweg aus der Krise der 1920er Jahre, sondern der Nationalsozialismus. Die geringe Größe des Dorfes (etwa nur ein Fünftel der Größe Dinglingens) dürfte ebenfalls zu einer einheitlichen Stimmabgabe beigetragen haben.

Im Gegenteil dazu finden wir in Dinglingen einen sehr hohen Anteil extrem kleiner Betriebsflächen, damit deutlich mehr „echte“ Fabrikarbeiter und eine Neigung, von der SPD zur KPD zu wechseln. Dennoch bleibt der NS-Anteil hoch. Ähnlich wie in Mietersheim nämlich haben wir in Dinglingen eine schon in den zwanziger Jahren politisch gesplante Bevölkerung mit einem starken bürgerlichen Anteil.

Ganz anders dagegen wiederum im katholischen Kuhbach. Hier war der Anteil der Kleinstbetriebsgrößen genauso hoch wie in Dinglingen. Ausschlaggebend aber war letztlich, dass das hier katholische Milieu bis 1933 vor einem Wechsel in das Lager des Nationalsozialismus schützte. Dieses katholische Milieu sorgte vor allem dafür, dass sich sozial das Dorf im Wesentlichen als Einheit verstand, obgleich auch hier sozial gesehen einem „Arbeiterbauerntum“ eine Gruppe verbürgerlichter Dorfbewohner gegenüberstand. Ähnlich übrigens wie in Dinglingen gab es aber eine beachtenswerte Neigung, KPD zu wählen. Das Zentrum war dennoch bis 1933 durchaus in der Lage, beide soziale Großgruppen zu bedienen, zumal es bis 1935 hier keinen NSDAP-Stützpunkte gab.

⁸ Vgl. Dieter OHR, Anton WILD, Michel ZÄNGLE, Weimarer Wahlen in zwei Dörfern des badischen Grenzlandes: der Beitrag kleinräumiger Fallstudien zur Erklärung des Aufstiegs der NSDAP. In: Historical Social Research 17 (1992), 2, S. 4-48.

Der lokale Zufall

Daneben gibt es noch weitere Einflüsse, die von Bedeutung waren. So gibt es wohl auch einen Zusammenhang zwischen der Größe eines Dorfes und der Zustimmung zur NSDAP. Je kleiner ein Dorf ist, umso größer ist die Chance, dass sich die Gemeinschaft einheitlich verhält, d.h., dass die NSDAP bis auf 100 Prozent der Stimmen bekommt. Natürlich kann derselbe Effekt auch in die umgekehrte Richtung wirken.

Zwei Ebenen haben wir bislang behandelt. Auf der ersten hatten wir gesehen, dass grobe strukturelle Faktoren wie die Konfessionalität oder die wirtschaftliche Struktur politisches Verhalten determinieren. Weiterhin bestehende Unterschiede können auf einer mittleren Ebene – wenn es etwa um die konkrete Form der Arbeiterbauern oder bürgerliche Milieus in den Dörfern geht – erklärt werden. Eine dritte Ebene aber kommt hinzu, wenn wir uns nun den konkreten Ereignissen im Dorf selbst zuwenden. Denn auch die ganz konkreten Bedingungen vor Ort können starken Einfluss auf das Wahlverhalten haben. Eine detaillierte Untersuchung der badischen Dörfer Oberhausen und Niederhausen zum Beispiel hatte gezeigt, dass 16 bis 18 Prozentpunkte der NSDAP-Anteile in diesen Dörfern – dem heutigen Rheinhausen – auf die speziellen Bedingungen vor Ort und zwar die besonders mobilisierungs- und aktivierungsfähige NSDAP-Ortsgruppe zurückgingen.⁸

Diese besonderen Bedingungen vor Ort lassen sich auch bei unseren Untersuchungsdörfern feststellen, und zwar zum Beispiel bei der

Frage, ob es durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten zu einem Elitewechsel im Dorf gekommen ist. Betrachtet werden soll hier einmal kurz die Frage, ob und wann der noch zu Republikzeiten gewählte Bürgermeister abgesetzt oder ausgetauscht wurde.

⁹ Zu Sulz liegen bislang noch keine veröffentlichten Angaben vor.

Bürgermeisterwechsel in der NS-Zeit		
Ort	Letzte freie Wahl	NS-Zeit
Mietersheim	1927	Dienstenthebung 1933
Langenwinkel	1928	Dienstenthebung 1935
Kippenheimweiler	1929	Blieb im Amt
Dinglingen	1923	Dienstenthebung 1933
Hugsweiler	1928	Dienstenthebung 1937
Kuhbach	1928	Dienstenthebung 1928
Reichenbach	-	Dienstenthebung 1937
Sulz ⁹	-	-

Schaut man sich den Bürgermeisterwechsel im Überblick an, so entsteht ein buntes Bild. In zwei Dörfern – Dinglingen und Mietersheim – kam es bereits 1933 mit Bezug auf das sog. „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ zur Absetzung des alten Bürgermeisters. In Langenwinkel erfolgte der Wechsel nach längerer Auseinandersetzung 1935. Drei Gemeinden – darunter die beiden katholischen Dörfer – wechselten ihre Verwaltungsspitze durch Dienstenthebungen 1937. Und in Kippenheimweiler blieb der letzte gewählte Bürgermeister bis 1945 im Amt. Ein übergeordnetes Muster ist nicht zu erkennen, eine Abhängigkeit etwa von den vorherigen NSDAP-Stimmanteilen erst recht nicht.

Die Frage, wie sich der Nationalsozialismus vor Ort verhielt und wie sich die Machtübernahme konkret abspielte, ist also auf dieser Ebene stark von lokalen Zufälligkeiten abhängig. Die Eignung und Persönlichkeit des NSDAP-Stützpunktleiters etwa spielte ebenso eine Rolle wie das Verhalten des alten Bürgermeisters. Von Bedeutung war auch die Rolle des Landrats, denn bemerkenswerter Weise lassen sich in unseren Dörfern ausschließlich Interventionen des

Landratsamtes nachweisen, niemals aber des Kreisleiters: Das mag in anderen Regionen schon wieder anders gewesen sein.

Auch die Haltung der Bevölkerung spielte mit hinein. In Kippenheimweiler zum Beispiel weist der ausgesprochen hohe Anteil der NSDAP-Stimmen schon 1932 darauf hin, dass 1929 ein doch zumindest NS-affiner Bürgermeister gewählt wurde. Ein hoher Anteil in Langenwinkel aber führte zu einer Amtsenthebung 1935, der im evangelischen Hugsweiler 1937. Erst 1937 findet aber auch die Einsetzung eines NS-Oberbürgermeisters in den katholischen Dörfern Kuhbach und Reichenbach statt.

Da es dieser Alltag ist, der im kulturellen Gedächtnis der Menschen eine besondere Rolle spielt, blieb er auch nach 1945 besonders haften. Wenn man im Kontext der Erstellung von Ortschroniken mit Zeitzeugen über den Nationalsozialismus spricht, kann man viel über diesen oder jenen Ortsbauernführer oder den Weg der Gleichschaltung erfahren. Wenig aber hört man meist über die konkrete Form des Arbeiterbauerntums oder die Höhe der NSDAP-Stimmenanteile vor 1933. Ereignisse bleiben deutlich besser haften als Strukturen.

Zusammenfassung

Auf die Durchsetzung des Nationalsozialismus in einem Dorf hatten zahlreiche Faktoren Einfluss. Die Konfession erweist sich als der wirkungsmächtigste Faktor, und doch kann der Unterschied zwischen gleichkonfessionellen Dörfern noch sehr groß sein. Sozialstruktur, Größe des Dorfes oder ökonomische Faktoren üben deshalb ebenfalls – aber nachgeordnet – Einfluss aus. Und schließlich kann es auch von zufälligen, etwa persönlichen Faktoren abhängen, ob in einem Dorf bereits 1933 die NSDAP alle wichtigen Positionen besetzt oder sich bis 1937 erst mühsam durchsetzen muss. Diese Faktoren sind wichtig, aber insgesamt niemals ausschlaggebend.

Der Konstanzer Historiker Gerd Zang kennzeichnete in den 1980er Jahren die Arbeit des Historikers als „unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne“.¹⁰ Dieser kurze Artikel versucht zu zeigen, wie die Geschichte eines Dorfes von der ersten strukturellen Annäherung – evangelisch oder katholisch – über tieferes Eintauchen in die lokale Statistik – landwirtschaftliche Betriebsgrößen etwa – bis hin zu lokalen Besonderheiten – etwa Jahr oder Verlauf des Elitenwechsels – zunehmend an direkter Vergleichbarkeit verliert. Sie wird

¹⁰ Gert ZANG, *Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte*, Konstanz 1985.

immer individueller. Verzichtet man aber auf den vergleichenden Blick, läuft man Gefahr, die Geschichte des Nationalsozialismus im Ort auf rein persönliche Faktoren oder charakterliche Zufälligkeiten zu reduzieren. Letztlich muss die Geschichte dann unverständlich bleiben. Übersieht man jedoch diese Ebene, bleibt die konkrete letztlich genauso unverständlich. Strukturen machen nun mal keine Geschichte, sie helfen aber bei der Erklärung.

Das Gautschen und die kunstvollen Gautschbriefe von Fritz Broßmer ✓

Ein alter Buchdruckerbrauch in Ettenheim

Von Bernhard Uttenweiler

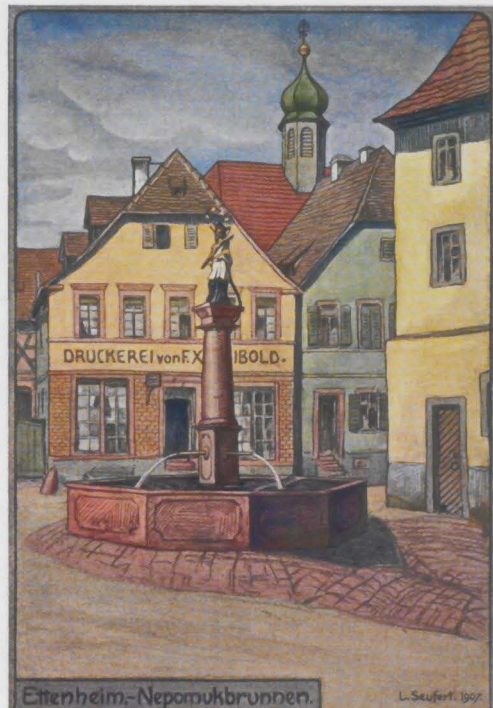
Kunstvoll gestaltete Gautschbriefe von Fritz Broßmer

Am 19. September 2016 hätte der 1891 in Ettenheim geborene Mundartdichter, Grafiker und Ehrenbürger Fritz Broßmer seinen 125. Geburtstag feiern können. Mit einem von ihm 1951 gestalteten Gautschbrief, einer kunstvoll von Hand geschriebenen Urkunde zum Abschluss der Ausbildung eines Schriftsetzer- oder Buchdruckerlehrlings, soll nicht nur an das grafische Können des Ettenheimers, sondern auch an den alten Druckerbrauch des Gautschens in Ettenheim erinnert werden. Schon in der 1872 gegründeten Druckerei von F. X. Leibold, dem Begründer der *Ettenheimer Zeitung*, wurde dieser Brauch in Ettenheim praktiziert. Davon zeugt ein Foto, das in der Foto- und Postkartenausstellung des Historischen Vereins im Jahre 1983 zu sehen war.

Der Nepomukbrunnen in unmittelbarer Nähe der Druckerei bot zur zunftgemäßen Taufe eines Lehrlings die besten Voraussetzungen. Zeichenlehrer L. Seufert führt uns mit seiner 1907 gezeichneten Postkarte die Leibold'sche Druckerei mit dem Nepomukbrunnen sehr schön vor Augen.

In Druckereien, die keinen Brunnen in der Nachbarschaft zur Verfügung hatten, setzten Meister und Gesellen den Gäutschling „ad posteriorum et podexiorum“, das heißt mit seinem Hinterteil, auf einen großen nassen Schwamm oder in einen wassergefüllten Bottich. Zusätzlich wurde er mit einem Eimer Wasser übergossen. Durch diese zünftige Taufe erfolgte die Aufnahme in den Kreis der edlen Jünger der Schwarzen Zunft von Johannes Gutenberg. Bei einem späteren

Die Druckerei von F. X. Leibold beim Nepomukbrunnen.



Umtrunk, für den der Gegautschte aufkommen musste, wurde ihm zur Bestätigung der Gautschbrief ausgehändigt.

Ob Fritz Broßmer nach Beendigung seiner Schriftsetzerlehre bei Leibold um 1910 auch gegautscht wurde und einen Gautschbrief erhielt, wissen wir nicht. Doch die hohe Verehrung, die er seinem Lehrmeister Joseph Leibold (1867-1961) entgegenbrachte, blieb bis zu dessen Tod ungebrochen, was zahlreiche sehr schön geschmückte Geburtstagsgedichte belegen.

Die treue Verbindung zu Joseph Leibold und zum Ettenheimer Druckgewerbe übertrug er später auf Franz Xaver Stückle (1910-1998), der ebenfalls bei Joseph Leibold gelernt hatte und dessen Druckerei er am 30. Januar 1941 übernahm und weiterführte.

In der Druckerei Stückle wurde die Tradition des Gautschens fortgesetzt. Den ersten bekannten Ettenheimer Gautschbrief hat Fritz Broßmer 1951 für Hermann Beck (1930-2007) gestaltet.



Der von Fritz Broßmer 1951 gestaltete Gautschbrief.

„Wir Jünger der edlen Schwarzen Kunst /
 Johann Gensfleischs vom Gutenberg /
 in der Offizin Franz Xaver Stückerle zu
 Ettenheim tun allen ehrbaren Kollegen /
 zu wissen, daß wir am 30. Juni 1951 laut /
 den uns seit alters verliehenen Rechten /
 den wackeren Schriftsetzer Herrn /
 Hermann Beck /
 geboren 26. November 1930 zu Etten- /
 heim im hiesigen Nepomuksbrunnen /
 die zünftige Taufe ad posterio- /
 rem pliziert und nach standesgemäßem /
 Umtrunk gegenwärtigen Gautsch- /
 brief verliehen haben. So mag er nun /
 als zünftiger Schriftsetzersgesell aller- /
 orten wohl aufgenommen werden. /
 Gegeben zu Ettenheim am 19. Juli /
 MCMLI (1951). /
 Gautschmeister: Herbert Gensrich /
 Erster Packer: Hans Santo /
 Zweiter Packer: Otto Wiesler /
 Zeugen: Stärk, Hatt, Stückerle, Höcht“

Kunstvolle Ausschmückung der ersten Gautschbriefe

Der in gotischer Schrift geschriebene Gautschbrief, die fein ziselierte Initiale „W“ am Anfang des Textes und die Zierleiste mit dem ineinander verwobenen Blattwerk sind großartige Schöpfungen von Fritz Broßmer (1891-1963). Mit Liebe zum Detail zeichnete er in die Pflanzenranke die Symbole des Schriftsetzers ein: Den Texthalter und den Winkelhaken. Für den Buchdrucker stehen die zwei Druckerballen. Mit ihnen wurde zu Zeiten Gutenbergs die Schrift eingefärbt, eine Aufgabe, die mit der Erfindung der Druckmaschinen von Farbwalzen übernommen wurde.

Eine lückenlose Auflistung der Gautschfeiern in der Offizin Stückerle – Offizin ist eine alte Bezeichnung für Druckerei – gibt es nicht. Nur vereinzelt sind Datum und Brief überliefert. Glücklicherweise hat Hermann Beck schon vor vielen Jahren seinen Gautschbrief dem Historischen Verein überlassen. Er war das zweite von zehn Kindern, sammelte nach Beendigung seiner Lehrzeit in weiteren Betrieben Erfahrung und trat 1955 in das Benediktiner Kloster Beuron ein.

Dort bekam er den Klosternamen Fidelis. Gemäß der Ordensregel „ora et labora“, wonach sich die Mönche nicht nur dem Gebet, sondern auch der Arbeit widmen müssen, wurde ihm in Beuron ein Platz in der Klosterdruckerei zugewiesen.

Außer dem hier abgebildeten Gautschbrief von Bruder Fidelis hat Fritz Broßmer ein Jahr später einen ebenso schönen für Herbert Rösch entworfen, der sich am 5. Juli 1952 im Alter von 19 Jahren der zünftigen Taufe im Nepomukbrunnen unterziehen musste. Er übergab 1999 Christel Mösch, der Vorsitzenden der Muettersproch-Gesellschaft, seinen Gautschbrief, um in Ettenheim das Gedächtnis an Fritz Broßmer aufrechtzuerhalten. „Mit Stolz und großer Freude – so schrieb Herbert Rösch - habe ich dieses Unikat bei meinen jeweiligen Stellenwechseln vorgewiesen. Ich würde mich freuen, wenn ich mit diesem Geschenk das vielfältige Vermächtnis von Fritz Broßmer aufzeigen und bereichern könnte.“

Ebenfalls stolzer Besitzer eines von Fritz Broßmer geschaffenen Gautschbriefes ist Gerhard Rauer. Alle drei Gautschbriefe des Schriftkünstlers Broßmer sind ähnlich gestaltet und alle von hervorragender Qualität. Voll Standesstolz und im Bewusstsein, dass es sich um eine kostbare Urkunde handelt, hat Gerhard Rauer seinen Gautschbrief in Ehren gehalten und bewahrt ihn in einem prächtigen Rahmen auf. Am Ende seiner Lehrjahre in der Druckerei Stückle wurde er am 20. Juni 1953 wie seine Vorgänger im Nepomukbrunnen gegautscht. Zur Erinnerung an seine Aufnahme in die Zunft der Jünger Gutenbergs hat er sehr gute Fotos aufbewahrt, die dieses persönliche Ereignis bestens dokumentieren. Am vorgesehenen Tag, der dem Gäutschling vorher nicht bekannt war, wurde er auf einem Wagen platziert und von Meistern und Gesellen durch die Stadt bis zum Nepomukbrunnen gekarrt. Dort hielt der auf dem Brunnenrand stehende Gautschmeister Herbert Gensrich eine Ansprache. Auf die Aufforderung „Gesellen packt an“, walteten der erste und der zweite Packer ihres Amtes und tauchten den Gäutschling in das kühle Wasser. Ein Eimer stand bereit, um den künftigen Jünger der Schwarzen Kunst auch von oben zu begießen.

Für die Zuschauer ist die Gautschzeremonie natürlich eine unterhaltsame Gaudi, für den Gäutschling jedoch eine unangenehme und ziemliche nasse Angelegenheit. Sein einziger Lohn ist der Gautschbrief, den er bei Antritt einer neuen Stelle vorlegen kann, um zu



Bruder Fidelis (Hermann) Beck.



Gerhard Rauer wird von Meistern und Gesellen zum Nepomukbrunnen gekarrt.

Gautschmeister Herbert Gensrich auf dem Brunnenrand.

Die Taufe im Nepomukbrunnen.

vermeiden, dass er sich dieser Prozedur ein zweites Mal unterziehen muss. Die Taufurkunde bestätigten Herbert Gensrich und die Packer Hans Santo und Josef Hatt mit ihrer Unterschrift.

Der Sohn des Firmengründers wird gegautscht

Traditionsgemäß war auch im Juni 1968 der Nepomukbrunnen wieder Schauplatz einer Gautschfeier. Dieses Mal wurde Edgar Stückle, der Sohn des Firmengründers Franz Xaver Stückle gegautscht. In einem feierlichen Zug zogen die Meister und Gesellen aus besonderem Anlass nicht in gewöhnlichen Arbeitskitteln, sondern in roten Talaren durch die Stadt. Ihnen folgten zahlreiche Mitarbeiter der Druckerei. Seines hohen Amtes als Gautschmeister bewusst, führte Werner Friedmann aus Grafenhausen den Zug an. Er selbst hatte in der Lahrer Druckerei Schauenburg gelernt, war dort auch gegautscht worden und schließlich 17 Jahre lang als Meister in der



Edgar Stückle wird in feierlichem Zug zum Nepomukbrunnen geleitet .

Schulkinder beobachten interessiert die Reaktion des Gäutschlings.



Druckerei Stückle beschäftigt, bevor er die nachfolgenden Berufsjahre bei Rombach in Freiburg in gehobener Position arbeitete.

Gewöhnlich werden Gautschfeiern betriebsintern durchgeführt, so dass normalerweise nur wenige Passanten das Ereignis rein zufällig wahrnehmen. Die außergewöhnlich große Zahl von Schülern, die 1968 dem Schauspiel beiwohnte, lässt fast vermuten, dass sie dafür schulfrei bekamen. Vielleicht deshalb, weil Stückles und die Volksschule Nachbarn waren?

Inzwischen ist Edgar Stückle Inhaber der Firma *Franz X. Stückle Druck und Verlag*. Der erste Firmenstandort war noch in der Friedrichstraße in den Räumen der bisherigen Druckerei Leibold, 1951 wurde der Betrieb in die Schwarzwaldstraße verlegt. Im Dezember 1991 war schließlich unter der Leitung von Edgar Stückle ein größeres und moderneres Druck- und Verlagshaus fertiggestellt worden. Der dritte Standort der Firma liegt am westlichen Rand der Stadt in der heutigen Stücklestraße unweit der Leibold- und Gutenbergstraße.



Große Gautschaktion im September 1971

Der Nepomukbrunnen voller Gäutschlinge.

Im September 1971 war der Nepomukbrunnen Mittelpunkt eines größeren Gautschfestes. Gleich vier Lehrlinge aus der Druckerei Stückle, ein Buchdrucker und drei Setzer, beendeten 1971 die Lehre: Rainer Loosmann (zweiter von links), Heinz Hase, Otto Weber und Günther Wortmann. Diese vier wussten, dass ihnen nach altem Brauch irgendwann einmal die Wassertaufe im Nepomukbrunnen bevorstand. Nur Fernand Louzy, ganz links im Bild, traf es jedoch völlig unerwartet. Er war schon seit 1969 bei der Firma Stückle, hatte aber seine Ausbildung zum Schriftsetzer in Sainte-Marie-aux-Mines im Elsass gemacht, wo dieser Brauch nicht praktiziert wurde. Aus diesem Grund konnte er auch keinen Gautschbrief vorlegen. Und so beförderten die Gehilfen des Gautschmeisters am 28. September 1971, nachdem sie die andern vier getauft hatten, zusätzlich noch den vollkommen ahnungslosen Fernand in den Brunnen. Durch diese Zeremonie und den Eimer Wasser über den Kopf verdiente auch er sich den Gautschbrief und die Bestätigung seiner Aufnahme in

die Zunft der Jünger Gutenbergs. Fernand Louzy ist Ettenheim treu geblieben und noch immer als Freier Grafiker tätig. Auch für den Historischen Verein war sein Umzug nach Ettenheim ein Glücksfall. Er wurde nicht nur Mitglied, sondern unterstützte den Verein vielfach mit seinem grafischen Talent. Seit 1981 entwarf er ehrenamtlich zahlreiche Plakate, Programme und viele ausgezeichnete Bucheinbände der vom Historischen Verein herausgegebenen Bücher und Broschüren.

Gleichberechtigung beim Gautschen

Wann im Nepomukbrunnen die letzte Gautschfeier stattfand, konnte nicht festgestellt werden. Es ist ein Brauch, der in keiner Statistik aufgeführt ist, und über den es höchstens private Aufzeichnungen gibt. Da ist es schon etwas Besonderes, wenn man einen Betroffenen ausfindig macht, der einen Zeitungsbericht aufgehoben hat. Ingrid Deutschkämmer hat dies zum Glück getan. Ihre Gautschfeier fand am 13. Juli 1984 statt. Dass Frauen gegautscht wurden, war eine Seltenheit. Offenbar gestanden die Ettenheimer Jünger der Schwarzen Kunst auch ihrer Kollegin dieses Recht in der seit Jahrhunderten männerdominierten Zunft zu. Die Urkunde jedoch hat mit dieser



Gautschbrief von Fernand Louzy.

fortschrittlichen Einstellung zur Gleichberechtigung keineswegs Schritt gehalten hat. So wird sie im vorgedruckten Gautschbrief als „Jünger“ der hochberühmten Buchdruckerkunst bezeichnet. Die der Gleichberechtigung geschuldete weibliche Form „Jüngerin“ wurde nicht verwendet und wird sich in der Druckersprache wohl nicht mehr einbürgern können, da ja der Beruf des Schriftsetzers und der Schriftsetzerin mit der Entwicklung der Computertechnik ausgestorben ist. Für den zum gleichen Zeitpunkt ebenfalls gegautschten Kollegen Michael Stoll war der Urkundentext sprachlich natürlich korrekt.

Bleibt noch anzumerken, dass der damalige Gautschmeister Otto Weber in Frack und Zylinder den weiblichen Gäutschling später heiratete. Ein Ehepaar mit zwei Gautschbriefen – da dürfte der schöne altehrwürdige Druckergruß „Gott grüß die Kunst“ und die Antwort „Gott grüße sie“ noch täglich im Gebrauch sein.

Dank

Bei den Recherchen zu diesem Artikel haben mich viele Personen aus dem Umkreis des Ettenheimer Druckgewerbes bereitwillig unterstützt. Mein herzlicher Dank für die Bereitstellung oder das Aufspüren von Bildern und Dokumenten, für die Bildbearbeitung oder für Auskünfte und weiterführende Hinweise gilt daher neben dem verstorbenen Klosterbruder Fidelis Hermann Beck auch Hugo Beck, Herbert Birkle, Ingrid Deutschkämmer-Weber, Werner Friedmann, Ulrike Hiller, Wolfgang Hoffmann, Christel Mösch, Gerhard Rauer, Edgar Stückle, Rudi Schwill und Otto Weber.

Ingrid Deutschkämmer, eine der ersten Frauen im Nepomukbrunnen, und Michael Stoll sind neue „Jünger“ Gutenbergs. Rechts Gautschmeister und zukünftiger Ehemann Otto Weber.



Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Edgar Baßler M.A.
Fronmattenstraße 3
77933 Lahr

Geboren 1949 in Freiburg, aufgewachsen im Markgräflerland. Studium der Politischen Wissenschaften, Soziologie und Geschichte in Konstanz. Langjährige berufliche Tätigkeit als Redakteur und Redaktionsleiter. Veröffentlichungen im Bereich der Heimatgeschichte.

Gabriele Bohnert
Rathausplatz 4
77933 Lahr

Geboren 1958 in Lahr, Studium von Germanistik und Philosophie in Freiburg. Seit 1989 Stadtarchivarin, seit 1999 Leiterin von Stadtarchiv und Museum der Stadt Lahr. 1993 hat sie die Schriftleitung des Jahrbuchs Geroldsecker Land von Dr. Rudolf Ritter übernommen. Veröffentlichungen zur Lahrer Stadt- und Kulturgeschichte.

Dr. Walter Caroli
Albert-Schweitzer-Strasse 8
77933 Lahr

Veröffentlichungen: Geschichte der Lahrer SPD, Lahrer Familiengeschichte Caroli 1500-2008, Ortsgeschichte Dinglingen, Ortsgeschichte Hugsweier, Geschichte der Volksbank Lahr; mehrere Beiträge zur Heimatforschung im Geroldsecker Land. Landespreis für Heimatforschung 2011, 2. Preis.

Martin Frenk
Rheinstraße 6
77963 Schwanau-Ottenheim

Jahrgang 1956, seit 1986 als Justizbeamter beim Staatlichen Grundbuchamt in Lahr tätig. Seit 1983 freier Mitarbeiter erst bei der Lahrer Zeitung, dann bei der Badischen Zeitung. Zahlreiche regionalgeschichtliche Veröffentlichungen im Geroldsecker Land, in der „Ortenau“, bei der „Badischen Heimat“ und anderen historischen Fachblättern sowie die Bücher „Geschichte der Ottenheimer Michaelskirche“, „Riedprofile“ und „Kanzdriewili“. Begeisterter, engagierter Pferdesportler in verschiedenen Vereinen und Fachverbänden.

Ralf Bernd Herden

www.77776.de

publicistik@77776.de

Geboren 1960 in Lahr / Schwarzwald. Rechtsanwalt in Lahr und Bad Rippoldsau-Schapbach, Bürgermeister a.D., Lehrbeauftragter an der Hochschule für öffentliche Verwaltung in Kehl, Dozent und Publizist. Autor u.a. der Bücher „Roter Hahn und Rotes Kreuz“, „Straßburg Belagerung 1870“, „Fliegende Blätter der Geschichte“. Mitautor des Deutschen Erbrechtskommentars (2003), Mitautor und Herausgeber mehrerer Fachpublikationen im Bereich des Zivil- und Katastrophenschutzes. Neben dem „Geroldsecker Land“ u.a. Publikationen in der „Ortenau“, der „Badischen Heimat“, „Hierzuland“, dem „Kreisjahrbuch Freudenstadt“, den „Freudenstädter Heimatblättern“, dem „Altvater“, der deutschsprachigen, freimaurerischen Forschungszeitschrift „TAU“ und dem „Jahrbuch für Freimaurerforschung“.

Heidi Hoffmann

Heidi Hoffmann geb. Schmidt, Jahrgang 1950, geboren und aufgewachsen in Ettenheim. Nach dem Abitur 1969 im Städtischen Gymnasium Ettenheim und Besuch der Berufsfachschule für Fremdsprachen Vorbeck in Gengenbach viele Jahre Fremdsprachenkorrespondentin und Sachbearbeiterin in der größten Lahrer Etui- und Kartonagenfabrik.

Seit 1976 mit Wolfgang Hoffmann verheiratet. Sie haben drei, inzwischen erwachsene Kinder. Nach der Mutterpause Wiedereinstieg in das Berufsleben und Tätigkeit im Materialeinkauf in einer Ettenheimer Kartonagenfabrik.

Seit 1990 Mitglied im Naturschutzbund NABU in Ettenheim und seit 2003 ehrenamtlich tätig im Freundeskreis Prinzengarten.

Wolfgang Hoffmann

J. B. Ferdinand-Str. 1

77955 Ettenheim,

wolfghoffmann@aol.com

Wolfgang Hoffmann wurde 1951 in Freiburg im Breisgau geboren. Er erlernte den Beruf des Farbenlithografen und arbeitete später in der elektronischen Bildbearbeitung. Privat beschäftigt er sich intensiv mit der Fotografie. Seit 1976 wohnt er in Ettenheim, wo er etliche historische Publikationen fotografisch begleitete. Seit 1989 ist er aktives Mitglied im Naturschutzbund NABU. (Mitautor des Buchs „Das Natur- und Landschaftsschutzgebiet Elzwiesen“ 2009) und ist

als Storchenbetreuer in der Region bekannt. Der Prinzengarten in Ettenheim ist ein weiterer Schwerpunkt seines Interesses.

Norbert Klein
Weihergarten 17
77933 Lahr

Geboren 1957 in Ettenheim. Seit 41 Jahren Polizeibeamter, früher Sport- und Fachlehrer bei der ehemaligen Bereitschaftspolizei Lahr, heute Organisationsleiter der Hochschule für Polizei, Institutsbereich Ausbildung Lahr. Auf Exkursionen mit der Familiengruppe des Alpenvereins Lahr entdeckte er seine Vorliebe für das Elsass und dessen bewegte Geschichte. Zu seinen Spezialgebieten gehören die Burgengeschichte des Elsass, die Militärgeschichte der Stadt Lahr und die Geschichte des Nationalsozialismus in Lahr und im Elsass. Norbert Klein ist Mitglied im Historischen Verein Mittelbaden, Regionalgruppe Geroldsecker Land, im Verein zum Erhalt der ehemaligen Synagoge in Kippenheim und im Deutsch-Israelischen Arbeitskreis in Ettenheim.

Ekkehard Klem
Jasminstraße 28
77948 Friesenheim

Jahrgang 1943, pensionierter Hauptamtsleiter der Gemeinde Friesenheim und langjähriges Vorstandsmitglied im Historischen Verein Mittelbaden, Regionalgruppe Geroldsecker Land, ist der Friesenheimer Bürgerschaft durch zahlreiche Veröffentlichungen zur Lokalgeschichte bestens bekannt. Seit 1987 ist er Mitarbeiter des Geroldsecker Landes.

Tobias Korta
tobias@korta.de

Tobias F. Korta, M.A., Jahrgang 1971, ist in Kappel am Rhein aufgewachsen und an der Heimschule Ettenheim sowie am IBG Lahr zur Schule gegangen. Nach dem Studium der Soziologie, Geschichte und Rechtswissenschaften in Freiburg i.Br. und in Glasgow arbeitete er als Verwaltungsjurist zunächst in Sachsen, dann auf Bundesebene und ist nun beim Regierungspräsidium Karlsruhe. Aus Interesse an kulturphilosophischen Themen ist eine Monographie über Walter Benjamins und Siegfried Kracauers Begriff der Geschichte entstanden („Geschichte als Projekt und Projektion“) sowie zwei Herausgeberschriften über Klassiker der Kulturosoziologie („Culture Club“).

Heute widmet er sich leidenschaftlich seiner Familie und dem heimatkundlichen „Hobby“.

Erich Krämer

77704 Oberkirch

Geboren 1936 in Lahr, aufgewachsen in Seelbach; in vierter Generation Mitinhaber der Zigarrenfabrik Franz Krämer in Seelbach, die als eine der letzten Oberbadischen Zigarrenfabriken 1975 die Tore schloss. Schon immer der Heimatgeschichte verbunden; Gründungsmitglied der Mitgliedergruppe Seelbach-Schuttertal des Historischen Vereins; einige Jahre deren Vorsitzender. Auf Grund des Berufswechsels seit 1985 in Oberkirch wohnend.

Verschiedene Veröffentlichungen im „Geroldsecker Land“ und der „Ortenau“, u.a. zu Themen der Geschichte der Tabakindustrie in unserer Heimat.

Thorsten Mietzner

Schuhmacherstraße 20

77963 Schwanau-Allmannsweier

Geboren 1963 in Holzminden/Niedersachsen. Studium der Geschichte, Philosophie und Politischen Wissenschaft in Marburg und Freiburg. Seit 1998 am Stadtarchiv Lahr. Vorsitzender der Regionalgruppe „Geroldsecker Land“ im Historischen Verein für Mittelbaden.

Uwe Schellinger

Britzinger Str. 66a

79114 Freiburg i.Br.

Geboren 1966 in Offenburg; Studium der Geschichtswissenschaft und Theologie in Freiburg i. Br.; 1996 Magister Artium; 1997-1998 Stipendiat der „Kulturstiftung Offenburg“; seit 1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. (IGPP) in Freiburg (Archiv & Historische Forschung); Leiter der Fachgruppe „Jüdische Geschichte der Ortenau“ im Historischen Verein für Mittelbaden; Mitglied u.a. im Institut für Sportgeschichte Baden-Württemberg e.V.; 2014/2015 Projekt zur Sicherung und Erschließung des Archivs des Südbadischen Fußballverbands (SBFV); 2015/2016 Projekt zur Sicherung und Erschließung des Archivs des Pferdesportverbands Südbaden; ehrenamtlicher Archivar des Fußballvereins SC Freiburg e.V. Forschungsschwerpunkte: Geschichte außergewöhnlicher Erfahrungen; Jüdische Regionalgeschichte in Baden; Gedenkstätten; Täter im Nationalsozialismus;

Sport-, insbesondere Fußballgeschichte; Archivierungspraxis in nichtstaatlichen Organisationen (Vereine, Verbände)

Bernhard Uttenweiler

Sonnenberg 14

77955 Ettenheim

Geboren 1936 in Furtwangen im Schwarzwald, Studiendirektor i. R., bis 2000 Stellvertretender Schulleiter an der Heimschule St. Landolin in Ettenheim. Seit 1980 Vorsitzender des Historischen Vereins Ettenheim und Herausgeber mehrerer Bücher zur Geschichte Ettenheims, darunter 1988 das Buch „Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim und Rust“. Zahlreiche heimatgeschichtliche Veröffentlichungen im Geroldsecker Land, in der „Ortenau“, in der Tagespresse und im Ettenheimer Stadtanzeiger.

Dieter Weis

Meierbergweg 2

77955 Ettenheim

Geboren 1942 in Ettenheim, zuletzt tätig als Verwaltungsbeamter bei der Bereitschaftspolizei Lahr, seit 2006 pensioniert. Heimatkundliche Veröffentlichungen seit 1978 in verschiedenen Zeitungen, Berichte in Büchern, in der „Ortenau“ und im Geroldsecker Land, insbesondere über kirchen- und kunstgeschichtliche Themen. Mehrere Buchveröffentlichungen u.a. über die Klosterkirche Ettenheimmünster (1999). 2003 erhielt er die Verdienstmedaille der Stadt Ettenheim.

)) Meine Bank ((
Für die Menschen in der Region



Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.



Geroldsecker Land · Jahrbuch einer Landschaft · 59/2017